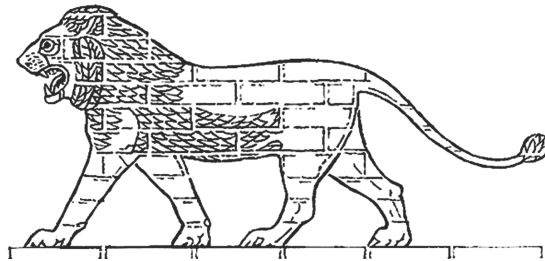


KOLDEWEY-GESELLSCHAFT

VEREINIGUNG FÜR BAUGESCHICHTLICHE FORSCHUNG E. V.



BERICHT
ÜBER DIE 49. TAGUNG FÜR
AUSGRABUNGSWISSENSCHAFT
UND BAUFORSCHUNG

VOM 4. BIS 8. MAI 2016
IN
INNSBRUCK

DER VORSTAND DER KOLDEWEY-GESELLSCHAFT

MARTIN BACHMANN, ISTANBUL †
HANSGEORG BANKEL, MÜNCHEN
ANDREAS SCHWARTING, KONSTANZ
ULRIKE WULF-RHEIDT, BERLIN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Nationalbibliothek
Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data is available in the Internet at <<http://dnb.ddb.de>>

ISBN 978-3-945363-75-1

ISSN 1613-253X

© 2017, Koldewey-Gesellschaft Stuttgart
Vereinigung für baugeschichtliche Forschung e. V.
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Bezug über:

Thelem Universitätsverlag- und Buchhandel GmbH & Co. KG

Bergstr. 70 | 01069 Dresden | Tel.: 0351/4721463 | Fax: 0351/4721465 | www.thelem.de

Redaktion: Andreas Schwarting, Konstanz, und Nicoline-Maria Bauers, Berlin

Satz und Layout: Thelem, Dresden

Druck: PBTisk s. r. o., Pířbram

Inhalt

Tagungsbericht, Manfred Schuller	9
Editorial, Andreas Schwarting	13
Martin Bachmann, 19. Dezember 1964 – 3. August 2016	15
Arzu Öztürk, 9. Februar 1966 – 9. April 2016	19
Gundolf Precht, 19. Dezember 1937 – 14. November 2015	21
Hartwig Schmidt 19. April 1942 – 29. April 2016	24
ZERSTÖRTE SYMBOLE – GEWALT GEGEN ARCHITEKTUR ALS BAUGESCHICHTLICHES PHÄNOMEN	
Winfried Nerdinger, Vandalismus – Warum wird Architektur zerstört?	29
Wolf Koenigs, Symbolik zerstörter Bauten – Essay	43
Cord Meckseper, Christentum als Zerstörer? Spätantiker und mittelalterlicher Kirchenbau am Ort zerstörter Tempel und Synagogen	49
Ulrich Knufinke, »Die Vergangenheit lebt fort« – zum Wiederaufbau von in der Zeit des Nationalsozialismus zerstörten Synagogen in Deutschland	56
Paul Zalewski, Zerstörung von Symbolen in der Bundesrepublik Deutschland. Positionen zum Umgang mit dem Nürnberger Zeppelfeld	63
Arnd Hennemeyer und Isabelle Warin, Palmyra: Ruinenstätte in Syrien und Erinnerungsort in Europa	70
Ulrike Wulf-Rheidt, Copy and paste – Erinnerungskultur aus dem 3D-Drucker?	78
Stellungnahme der Koldewey-Gesellschaft angesichts aktueller Vorstöße für die Rekonstruktion kriegszerstörter Monumente im Nahen Osten	85
INNSBRUCK	
Elias Flatscher, Die Forschung hinter der Lehre. Die feldarchäologischen Tätigkeiten des Institutes für Archäologien der Universität Innsbruck. Tendenzen und methodischer Stellenwert	86
Paul Naredi-Rainer, Der Landhausplatz in Innsbruck – symbolbefrachtet und skateboardgerecht ..	92

BERICHTE AUS LAUFENDER FORSCHUNG

Ingrid Adenstedt, Pharaonische Architektur in Nubien: Die befestigte Siedlung des Neuen Reiches auf Sai Island, Nordsudan	98
Konstantinos Kissas und Torsten Mattern, Das Asklepieion von Pheneos	106
Julia Engel, Die Südhalle der Agora in Assos – Neue Forschungsergebnisse zum südlichen Abschluss der Agora	114
Claudia Mächler, Das Leonidaion in Olympia. Altbekanntes neu erforscht	120
Markus Wolf, Heiligtümer der hellenistisch-römischen Spätzeit in den großgriechischen Städten Cumae und Paestum	126
Barbara Thuswaldner, Das Oktogon von Ephesos Rekonstruktion, Deutung und Präsentation	133
Tobias Busen, Hölzerne Bühnenbauten am Theater der Villa Pausilypon bei Neapel	140
Dorothee Heinzelmann, Michael Heinzelmann und Werner Lorenz, Das Bronzedachwerk der Vorhalle des Pantheons in Rom	148
Katja Piesker, Stadtbauauforschung an der sogenannten Attius Philippus-Mauer in Side (Pamphylien) ..	156
Mayssoun Issa, Sāfitā, eine Kleinstadt in Westsyrien. Städtebauliche Entwicklung (1832–1946)	164
Dominik Lengyel, Die Unschärfe in der Visualisierung von Ktesiphon	173
Katharina Peisker, Mauer, Mörtel, Baustelle. Ausgewählte Befunde zur Mauertechnik der karolingischen Pfalz in Ingelheim	180
Ilona Katharina Dudziński, Der Naumburger Westlettner – Experimentelles Bauen im 13. Jahrhundert	189
Dominik Jelschewski, Der Naumburger Westchor – Bildhauerarchitektur im 13. Jahrhundert? (Kurzfassung)	197
Manfred Schuller, Der Tempietto Bramantes in Rom	203
Miriam Knechtel und Clemens Knobling, Die Klosterkirche Tegernsee – Einblicke in eine fast 1.000 Jahre währende Baugeschichte	206
Andrij Kutnyi, Hyperboloide Gittertürme. Zerstörungen aus militärischen, wirtschaftlichen oder nutzungsbedingten Gründen	214
Roland May, Das Neue Bauen und die Bauingenieure	222
Luigi Monzo, Kontinuität und Aufbruch im Zeichen der Macht Der italienische Kirchenbau in der Zeit des Faschismus	230
Mathias Pfeil, Zerstörung und Wiederaufbau Münchens – ein anspruchsvolles Erbe	238
Olaf Gisbertz und Sebastian Hoyer, »Braunschweiger Schule« – Ergebnisse und Perspektiven der Bauforschung für junge Baubestände 1945+	254

Andreas Schwarting, Ein »neuzeitlicher Pfahlbau« – der Ruderverein Neptun in Konstanz von Hermann Blomeier	263
Stefanie Müller, »Sollte dies etwa das Ende der historischen Stadt bedeuten?« Zum Umgang mit stadträumlicher Identifikation im Wiederaufbau Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg	272
Silke Haps, Haus »L 141« in der Hoesch-Siedlung Dortmund-Kleinholthausen: Fertighäuser als Begleitprodukte des Stahlfertigungsprozesses in den 1960er Jahren	279
Elke Nagel, Kann ein Botschaftsbau zu demokratisch sein? Bericht zur Bauforschung und bauhistorischen Dokumentation der Deutschen Botschaft Wien	286

Tagungsbericht

So wurde die Koldewey-Gesellschaft noch nie empfangen: Ringsum war alles bis weit herunter ins Tal weiß, die Berge frisch verschneit. Duster wirkt dagegen das Tagungsthema »Zerstörte Symbole. Gewalt gegen Architektur als baugeschichtliches Phänomen«, das aus gegebenem Anlass gewählt worden war. Verheerende, verstörende Bilder zerstörter Städte und Monumente aus mehreren Teilen der Welt schrecken uns in vor kurzer Zeit noch ungeahntem Ausmaß auf. Aber auch aufflammende Diskussionen über eine schnelle Rekonstruktion der Zerstörungen als Fanal der »Unzerstörbarkeit« mit den heute verfügbaren technischen Mitteln, die bis hin zu 3D Plots ganzer Monumente reichen, hinterlassen Irritationen. Hier konnte die Koldewey-Gesellschaft, die für die Erforschung und den denkmalpflegerischen Umgang mit eben solchen Monumenten seit fast hundert Jahren verantwortlich zeichnet, nicht schweigend zusehen.

Nach einleitenden Worten durch den Vizerektor der Innsbrucker Universität Wolfgang Meixner und durch unseren Vorsitzenden Martin Bachmann setzte Winfried Nerdinger in der Aula der Universität gleich zu Beginn einen ersten Höhepunkt zu diesem Thema durch einen fulminanten, alle Facetten des Themas ansprechenden Abendvortrag »Vandalismus – Warum wird Architektur zerstört?«. Beflügelt durch den von unseren Organisatoren reichlich zur Verfügung gestellten Wein wurde beim anschließenden Empfang bis 23 Uhr weiter heftig diskutiert.

Am nächsten Morgen weckte ein strahlender Himmel, ringsum war immer noch alles weiß. Die Koldewey-Gesellschaft trifft sich im zentral neben der ehemaligen Jesuitenkirche liegenden Kaiser-Leopold-Saal der Theologischen Fakultät, wo im Innenhof bei bestem Frühlingwetter auch die Kaffeepausen stattfanden. Martin Bachmann eröffnete die Sektion »Zerstörte Symbole. Gewalt gegen Architektur als baugeschichtliches Phänomen« zum übergeordneten Tagungsthema. Die Vorträge begannen mit Andrij Kutnyi, dessen Beitrag über Aufbau, Sprengung und Wiederaufbau von eisernen Hyperboloidtürmen des

russischen Ingenieurs Suchow im Programm vorgezogen wurde. Zum Thema referierten Wolf Koenigs über die Zerstörungen antiker Monumente, wie dem Turm zu Babylon, die Tempel von Ephesos und Jerusalem, Heinz Beste zu Zerstörungen der Domus Aurea von der Antike bis in die Neuzeit und Cord Meckseper zu dem ideologisch schwierig zu fassenden Thema »Christentum als Zerstörer?«. Ulrich Knufinke behandelte ein Thema, das nicht fehlen durfte, den Wiederaufbau der in der Reichspogromnacht zerstörten Synagogen, Paul Zalewski den derzeit hochaktuellen Umgang mit dem Zeppelfeld in Nürnberg. Gleich zwei Vorträge beschäftigten sich, der Anlass ist eben leider aktuell, mit Beispielen aus Syrien, Mada Saleh und Arnd Hennemeyer. Ulrike Wulf-Rheidt beschloss den Zyklus zum Tagungsthema mit einem kritischen Blick auf die aktuellen Vorstellungen etlicher High-Techprotagonisten, zerstörte Monumente virtuell rekonstruieren und anschließend im Maßstab 1:1 in 3D drucken zu können. Für Bauforscher undenkbar!

Nachmittags folgten die Berichte aus laufender Forschung. Traditionell nach Epochen gegliedert war die Abteilung Antike wie stets besonders stark vertreten. Von pharaonischer Architektur in Nubien (Ingrid Adenstedt), über das Asklepieion von Phenos (Torsten Mattern) reichte die Spanne über Hallenbauten auf der Agora in Assos (Julia Engel), über neue Positionen zu dem scheinbar altbekannten Leonideion in Olympia (Claudia Mächler), Heiligtümern aus hellenistisch-römischer Zeit in Cumae und Paestum (Markus Wolf) und dem Oktogon von Ephesos mit einer steingerechten Rekonstruktion auf dem Papier, aber auch mit der Frage nach einer schonenden Präsentation der Reste vor Ort. Eifrig diskutiert wurde nach dem Beitrag von Tobias Busen die Bedeutung rätselhafter Bodenöffnungen in Theaterbauten der römischen Prachtvilla Pausilypon bei Neapel. Dörthe Blume besprach die komplexen Entstehungs- und Bauprozesse der Domus Flavia auf dem Palatin. Besonders staunte man am Schluss der Sektion bei dem gemeinsamen Vortrag von

Dorothee Heinzlmann und Werner Lorenz über den mit hohem technischen Aufwand 1:1 rekonstruierten Knotenpunkt des Pantheonvorhallendachwerks aus Bronze.

Am Abend fand die Hauptversammlung der Koldewey-Gesellschaft im gleichen Haus der Theologischen Fakultät in dem etwas kleineren Madonnensaal statt. Ein gut gelaunter Vorsitzender leitete die Veranstaltung, die mit 98 Teilnehmern fast ebenso gut besucht war wie bei den letzten Tagungen in Aachen und Erfurt. Die traditionellen Preise der Koldewey-Gesellschaft gingen diesmal für 2015 an Alexandra Druzynski und für 2016 an Tobias Rütenik, die Laudationes hielten Cord Meckseper und Stefan Breitling. Für den nächsten Tagungsort 2018 traten erstmals seit langem zwei Städte, jede für sich mit guten Gründen, gegeneinander an. Nach einem äußerst fair geführten Informationsvorlauf hatte dann Braunschweig bei der Abstimmung die Nase deutlich vor Bamberg. Das Jubiläum der 50. Tagung der Koldewey-Gesellschaft wird also in Braunschweig stattfinden, organisiert von Alexander von Kienlin und seinem Team. Aufgegriffen und weitergeführt wird dann das Nebenthema der Innsbrucker Tagung: Umgang mit Denkmälern nach 1945. Längere Zeit beschäftigte sich das Plenum leidenschaftlich mit der Rohfassung einer Resolution zum Tagungsthema, die anschließend verabschiedet wurde (einige Tage nach Ende der Tagung sollte der Aufruf in der österreichischen Presse einen beachtlichen Widerhall finden). Die Vorstandswahlen verliefen ohne Überraschung, Klaus Tragbar trat nach 16 Jahren Vorstandsarbeit (2000 bis 2010 Schriftführer, im Anschluss bis 2016 stellvertretender Schriftführer) nicht mehr an und wurde herzlich verabschiedet. Als Neuzugang wurde Dietmar Kurapkat, seit 2015 Professor für Denkmalpflege und Bauforschung an der OTH Regensburg, in der Funktion als stellvertretender Schriftführer gewählt.

Martin Bachmann ließ der zehn in den letzten beiden Jahren verstorbenen Mitglieder gedenken. Etliche Mitglieder waren gerade erst vom Grab des letztlich doch überraschend verstorbenen Hartwig Schmidt nach Innsbruck gekommen. Wer hätte nur im Ansatz daran gedacht, dass Martin Bachmann bei der nächsten Tagung ebenfalls unter den zu Betrauernden sein wird. Anschließend wurden die zwölf neu aufgenommenen Mitglieder mit einem Applaus begrüßt. Die Versammlung dankte nachdrücklich den

beiden mit besonderem Arbeitsaufwand belasteten Vorstandsmitgliedern Ulrike Wulf-Rheidt; Schatzmeisterin, und Andreas Schwarting, Schriftführer, für hervorragende Arbeit. Angemahnt wurde die immer noch schleppende Eintragsmoral in die neu im Netz eingerichtete Mitgliederliste, die mit wenig Aufwand einen hervorragenden Überblick über Positionen, Forschungen und Publikationen der Koldewey-Mitglieder bieten könnte. Leider wird diese auch zur Darstellung der Koldewey-Gesellschaft insgesamt ideale Bühne bislang nicht adäquat benutzt.

Der Innsbrucktag begann mit einem Vortrag über die Tätigkeit der Archäologie im Raum Tirol, durch Elias Flatscher von der Universität Innsbruck, Denkmalpflege mit Bauforschung in Tirol. Der Altmeister Paul Naredi-Rainer, ebenfalls Universität Innsbruck, hielt einen rhetorisch brillanten Vortrag über »Ein(en) Splitter zur Innsbrucker Stadtbaugeschichte«, den neugestalteten Landhausplatz. Dessen ebenso ungewöhnliche wie gelungene Steinlandschaft integriert unterschiedlichste Zeit- und Symbolschichten mit Tiefgaragenzufahrten und Denkmälern und wurde gleichzeitig zum beliebten Treffpunkt der Innsbrucker Skateboardcracks. Walter Hauser, der Leiter des Denkmalamtes, Abteilung Tirol, berichtete über den Einsatz der weitgehend freiberuflichen Tiroler Bauforscher für die Denkmalpflege, mit einem weiten Kreis von Altstadtentwicklung, Burgenforschung bis zu Bauern- und Bürgerhäusern des Mittelalters. Vertieft wurde dies von Barbara Lanz, die eben eine solche Bauforschung vertritt, an Beispielen insbesondere in Innsbruck und Schwaz. Andere Zeitschichten wurden von Mitgliedern des baugeschichtlichen Instituts der Universität Innsbruck aufgeschlagen. Rainer Graefe, der ehemalige Ordinarius, zeichnete die Rettung und Sanierung des ehemaligen Brauhausensembles von Lois Welzenbacher hin zum ersten österreichischen Archiv für Baukunst, einem Forschungsinstitut der Universität Innsbruck, nach. Dessen sehr aktiver stellvertretender Leiter Christoph Hölz skizzierte mit dem markanten Titel »Ein krachendes Echo aus dem Süden. Die Tiroler Moderne« vor dem Panorama der nationalen und internationalen Moderne die Entwicklung in Tirol.

Der Nachmittag schloss direkt an die Vorträge an. Aufgeteilt in Gruppen besichtigte die eine Hälfte die Innsbrucker Altstadt und das Trautsonhaus, ein intensiv

erforschtes und weitgehend unter Wahrung der Befunde fast fertig saniertes Bürgerhaus im Zentrum. Die andere Hälfte machte sich mit dem Bus auf die kurze Strecke nach Hall und Schwaz, den neben Innsbruck im ausgehenden Mittelalter und beginnender Neuzeit bedeutendsten Städten im nördlichen Tirol. Ziel waren dort jeweils nicht kleine, sondern ungemein große Leckerbissen für Bauforscher: die riesigen spätgotischen Dachwerke, die sachkundig von Andrij Kutnyi geführt wurden. Zudem wartete in Hall Christoph Hölz mit seiner dortigen Ausstellung »Kontinuität und Wandel – Stadt- und Ortsbildschutz in Tirol 1976–1916«, die teilweise sehr betroffen machte. Zurück in Innsbruck traf man sich dann im Archiv für Baukunst, dem geretteten Welzenbacher-Bau nahe des Bahnhofs, und konnte in vielen sich spontan findenden Gruppen auf vielen Ebenen des turmartigen Gebäudes fachsimpeln.

Der Samstag setzte die Berichte aus laufender Forschung fort. Entsprechend unserer Tradition ging man in Zeitschritten voran. Zunächst waren Beispiele aus römischer Zeit an der Reihe. Klaus Müller berichtete anhand weniger Bauteile von monumentalen Architekturen in Augsburg, Katja Piesker von Stadtbauforschung in Side (Pamphylien), Maysoun Issa von der städtebaulichen Entwicklung in der großen Burganlage von Safita in Syrien, ein Beispiel, das aus aktuellem Anlass besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Abgeschlossen wurde dieser Block von Dominik Lengyel über Visualisierungsprobleme in Ktesiphon. Es folgte der Bereich des Mittelalters und der Neuzeit, begonnen durch Katharina Peisker über bautechnische Befunde an der karolingischen Pfalz zu Ingelheim. Zwei Stipendiaten eines von der Volkswagenstiftung eingerichteten Graduiertenkollegs zum berühmten Naumburger Westchor berichteten aus ihren abgeschlossenen Dissertationen, wo die mit höchster Präzision durchgeführten Dokumentationen zu bisher in dieser Dichte und Qualität nicht gekannten Einblicken in mittelalterliches Bauen führten. Manfred Schuller trug eine Inkunabel der Architekturgeschichte, den Tempietto Bramantes, in Rom vor. Miriam Knechtel zeigte, wie sparsam manche Orden mit ihren Bauten im Laufe der Jahrhunderte umgingen. In der heute anscheinend komplett barocken Kirche stecken noch erhebliche Teile nicht nur des gotischen, sondern auch des romanischen Vorgängers.

Neue Zeit, neue Blicke. Roland May richtete den Blick auf das neue Bauen mit einem Schwerpunkt auf den Leistungen der Bauingenieure. Luigi Monza folgte mit einem Beitrag zum katholischen Sakralbau Italiens in der kritischen Zeit zwischen 1919 und 1945. Mathias Pfeil, der neue Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege stimmte als Gast mit einem beeindruckenden Überblick über »Zerstörung und Wiederaufbau« am Beispiel Münchens auf das Nebenthema unserer Tagung, den Umgang mit dem baulichen Erbe nach 1945, ein. Es folgten Olaf Gisbertz und Sebastian Hoyer mit Bauforschung an Gebäuden der Braunschweiger Schule, als Vorgriff gewissermaßen auf den nächsten Tagungsort. Andreas Schwarting stellte einen charmanten modernen Pfahlbau, das Vereinshaus eines Ruderclubs in Konstanz, Stefanie Müller den Umgang mit stadträumlicher Architektur in Dresden und Silke Haps ein seltenes Stahlfertighaus der 1960er Jahre vor. Den Endpunkt setzte Elke Nagel mit einem nachdenklich machenden Beispiel aus aktueller Zeit. Kann ein Botschaftsbau – die Deutsche Botschaft in Wien 1959–1966 – zu demokratisch sein, dass die Entscheidung zu ihrem Abriss fiel? Allen wurde nochmals bewusst, wie aktuell und wichtig das Thema Architektur nach 1945 ist und dass daran in zwei Jahren in Braunschweig angeknüpft werden muss.

Mit bis zu 260 Zuhörern erreichte die Tagung einen neuen Besucherrekord. Alle aber waren jetzt nach drei vollen Tagen erschöpft und freuten sich auf den abendlichen Höhepunkt. Höhepunkt? Ganz richtig: So hoch war die Koldewey-Gesellschaft noch nie. Unsere Innsbrucker Organisatoren um Klaus Tragbar hatten nicht nur einen perfekten Ablauf der Tagung garantiert, sondern sich zum Abschluss etwas Besonderes ausgedacht. Die gesamte Koldewey-Gesellschaft fuhr mit der eigens für sie abends in Betrieb genommenen Seilbahn auf 1900 Meter Seehöhe und feierte im Restaurant Seegrube an der Nordkette in einem Baudenkmal von Franz Baumann von 1927/28 mit weitem, freien Blick über Innsbruck und auf den immer noch tief verschneiten Hauptkamm der Alpen. Währenddessen brütete der Vorstand dort oben unter Leitung eines am Ende der Tagung zufriedenen Vorsitzenden über der Resolution zu »Zerstörten Symbolen« und feilte an der endgültigen Formulierung. Einig waren sich alle, dass Innsbruck ein hochattraktiver Tagungsort war, dass die

Innsbrucker Organisatoren um Klaus Tragbar, Studierende und Institutsmitglieder, allen voran die unermüdliche Ilona Dudzinski, eine kaum zu übertreffende Leistung erbrachten. Erfreulich war auch, dass viele der Jüngeren die Veranstaltung zum Austausch nutzten und das Niveau der Vorträge insgesamt sehr hoch war.

Eine Stadtführung am Sonntagvormittag mit nochmaliger Gelegenheit zur Besichtigung des Trautsonhauses unter Leitung von Klaus Tragbar schließt die intensiven Tage ab.

Sonntagmittag, die Sonne, die die gesamte Tagung begleitet hatte, brennt weiter, der Schnee vom Mittwoch hat sich auf die hohen Gipfel zurückgezogen, die Koldewey-Gesellschaft kehrt nach Hause zurück. Unser erster Vorsitzender Martin Bachmann füllt wie immer bei seinen Aufenthalten nördlich der Alpen seinen großen Koffer mit schweinernen Köstlichkeiten für die Familie in Istanbul. Unvorstellbar für jeden von uns, dass dieser so lebensfrohe Mensch seine letzte Koldewey-Tagung geleitet hatte. Die Koldewey-Gesellschaft wird ihn nicht wiedersehen.

Manfred Schuller, München

Editorial

Auf der 49. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung vom 4. bis 8. Mai 2016 in Innsbruck sprachen zum Tagungsthema »Zerstörte Symbole. Gewalt gegen Architektur als baugeschichtliches Phänomen«:

- Winfried Nerdinger, München: Vandalismus – Warum wird Architektur zerstört?
- Wolf Koenigs, München: Zerstörte Symbole in der Antike
- Heinz Beste, Rom: Die Zerstörung des Domus Aurea in der Antike, im Mittelalter und in der Neuzeit
- Cord Meckseper, Hannover: Das Christentum als Zerstörer?
- Ulrich Knufinke, Braunschweig: Im Zeichen der Vernichtung? Der Wiederaufbau von in der Reichspogromnacht zerstörten Synagogen 1945–1965 »Mahnung«, »Wiedergutmachung« und »neue Anfänge«
- Paul Zalewski, Frankfurt/Oder: Zerstörung von Symbolen in der Bundesrepublik Deutschland. Positionen zum Umgang mit dem Nürnberger Zeppelinfeld
- Madah Saleh, Berlin: Towards a new Syrian Identity. Architectural monuments as the material tool of state building
- Arnd Hennemeyer, Isabelle Warin, Zürich: Zur Zerstörung Palmyras: Ruinenstätte in Syrien und paneuropäischer Erinnerungsort
- Ulrike Wulf-Rheidt, Berlin: Copy paste – Erinnerungskultur aus dem 3D-Drucker?

Angesichts der aktuellen Zerstörungen in Syrien verabschiedete die Hauptversammlung der Mitglieder der Koldewey-Gesellschaft am 5. Mai 2016 eine Stellungnahme angesichts aktueller Vorstöße für die Rekonstruktion kriegszerstörter Monumente im Nahen Osten, die in diesem Band ebenfalls abgedruckt ist.

Zum Tagungsort Innsbruck referierten:

- Elias Flatscher, Innsbruck: Die Forschung hinter der Lehre: die Feldarbeiten des Institutes für Archäologien (Universität Innsbruck) in Tirol
- Paul Naredi-Rainer, Innsbruck: Ein(en) Splitter zur Innsbrucker Stadtbaugeschichte: Der Landhausplatz – symbolbefrachtet und skateboardgerecht
- Walter Hauser, Hall in Tirol: Bauhistorische Forschung in Tirol. Schnittstelle und Drehscheibe Denkmalpflege
- Barbara Lanz, Innsbruck: Stadtgeschichte im Spiegel der Bauforschung
- Rainer Graefe, Innsbruck: Lois Welzenbachers Sudhaus – Rettung, Sanierung, Archivgründung
- Christoph Hölz, Innsbruck: Ein krachendes Echo aus dem Süden. Die Tiroler Moderne

Die »Berichte aus laufender Forschung« umfassten folgende Beiträge:

- Ingrid Adenstedt, Wien: Pharaonische Architektur in Nubien: Dokumentation und Rekonstruktion der befestigten Siedlung des Neuen Reiches auf Sai Island, Nordsudan
- Torsten Mattern, Trier: Das Asklepieion von Pheneos
- Julia Engel, Cottbus: Die Südhallen der Agora in Assos
- Claudia Mächler, Berlin: Das Leonidaion in Olympia – Altbekanntes neu erforscht
- Markus Wolf, Rom: Heiligtümer der hellenistisch-römischen Spätzeit in den großgriechischen Städten Cumae und Paestum
- Barbara Thuswaldner, Wien: Das Oktogon von Ephesos
- Tobias Busen, München: Hölzerne Bühnenbauten an Theater und Odeion der Villa Pausilypon bei Neapel
- Dörthe Blume, Landsberg am Lech: Annäherung an die Domus Flavia auf dem Palatin in Rom
- Dorothee und Michael Heinzelmann, Werner Lorenz, Köln und Cottbus: Das Bronzedachwerk der Vorhalle des Pantheons in Rom
- Klaus Müller, Augsburg: Römische Monumentalarchitektur in Augsburg
- Katja Piesker, Berlin: Stadtbauarchitektur an der sogenannten Attius Philippus-Mauer in Side (Pamphylien)

- Mayssoun Issa, Berlin: Safita, Syrien. Städtebauliche Entwicklung und traditionelle Architektur
- Dominik Lengyel, Cottbus: Die Unschärfe in der Visualisierung von Ktesiphon
- Katharina Peisker, Ingelheim am Rhein: Mauer, Mörtel, Baustelle. Ausgewählte Befunde zur Bautechnik der karolingischen Pfalz in Ingelheim
- Iлона Katharina Dudzinski, Innsbruck: Der Naumburger Westlettner – Experimentelles Bauen im 13. Jahrhundert
- Dominik Jelschewski, München: Der Naumburger Westchor – das Werk eines Bildhauerarchitekten? Kunsthistorische Thesen auf dem Prüfstand
- Manfred Schuller, München: Der Tempietto Bramantes in Rom
- Miriam Knechtel, Clemens Knobling, München: Klosterkirche Tegernsee: neue Erkenntnisse zur Baugeschichte
- Andrij Kutnyi, München: Hyperboloide Gittertürme – Veränderungen der Bausubstanz aus militärischen, wirtschaftlichen oder nutzungsbedingten Gründen
- Roland May, Cottbus: Die Bauingenieure und das Neue Bauen
- Luigi Monzo, Schwäbisch-Hall: Kontinuität und Aufbruch im Zeichen der Macht. Der katholische Sakralbau in Italien zwischen kirchlicher Erneuerungsdebatte und faschistischer Architekturpolitik, 1919–1945
- Mathias Pfeil, München: Zerstörung und Wiederaufbau. Ein anspruchsvolles Erbe
- Olaf Gisbertz, Sebastian Hoyer, Braunschweig: »Braunschweiger Schule« – Ergebnisse und Perspektiven der Bauforschung für junge Baubestände 1945+
- Andreas Schwarting, Konstanz: Ein »neuzeitlicher Pfahlbau«. Der Ruderverein Neptun in Konstanz von Hermann Blomeier
- Stefanie Müller, Darmstadt: »Sollte dies etwa das Ende der historischen Stadt bedeuten?« Zum Umgang mit stadträumlicher Identifikation im Wiederaufbau Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg
- Silke Haps, Dortmund: Haus »L 141« in der Hoesch-Siedlung Dortmund-Kleinholthausen: Fertighäuser als Begleitprodukte des Stahlfertigungsprozesses in den 1960er Jahren
- Elke Nagel, Stuttgart: Kann ein Botschaftsbau zu demokratisch sein? Zum geplanten Abbruch der Deutschen Botschaft in Wien

Der Tagungsband enthält erfreulich viele Beiträge der Innsbrucker Tagung. Auf die Publikation ihrer Beiträge haben folgende Autoren verzichtet: Heinz-Jürgen Beste, Dörthe Blume, Rainer Graefe, Walter Hauser, Christoph Hölz, Barbara Lanz und Madah Saleh. Bereits andernorts publiziert ist der Beitrag von Klaus Müller (Klaus Müller - Johannes Lipps, Römische Monumentalarchitektur in Augsburg. Augsburger Beiträge zur Archäologie 7 [Augsburg 2016]). Als Kurzfassung liegt der Beitrag von Manfred Schuller zum Tempietto Bramantes in Rom vor, eine ausführliche Publikation der Ergebnisse erscheint 2017 im Römischen Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana 41, 2013/14.

Auch der vorliegende Tagungsband kann bereits wieder in dem der Tagung folgenden Jahr erscheinen. Der Dank dafür geht an alle Autoren, die Ihre Beiträge fristgerecht abgeliefert haben. Besonders möchte ich aber im Namen des Vorstands der Koldewey-Gesellschaft Nicoline-Maria Bauers danken, die den Großteil der redaktionellen Arbeit in gewohnt engagierter und kompetenter Weise übernahm.

Andreas Schwarting, Konstanz

Martin Bachmann

19. Dezember 1964 – 3. August 2016



Am Morgen des 3. August 2016 verstarb der Vorsitzende der Koldewey-Gesellschaft Martin Bachmann vollkommen unerwartet an seinem Arbeitsplatz im Deutschen Archäologischen Institut in Istanbul. Er liebte die Stadt am Bosphorus, die ihm seit vielen Jahren zur zweiten Heimat geworden war und in seinem Tod manifestiert sich die enge Verbindung zur Türkei und ihren Menschen auf besondere Weise.

Martin Bachmann hinterlässt seine Frau Jasmin und seine Kinder Joscha, Moritz, Frida und Lukas, seine Eltern, seinen Bruder Thomas sowie unzählige Kollegen und Freunde. Die großen Trauergemeinden anlässlich seiner Beisetzung in Karlsruhe-Durlach am 12. August 2016 und der Gedenkfeier am 7. September 2016 im Kaisersaal des Deutschen Generalkonsulats in Istanbul, die zahlreichen Nachrufe in der Türkei und in Deutschland (hier sei vor allem auf den ausführlichen Nachruf mit Schriftenverzeichnis von Felix Pirson und Dorothea Roos in den Istanbuler Mitteilungen 66, 2016 verwiesen) und nicht zuletzt die unzähligen persönlichen Begegnungen und Gespräche zwischen Hinterbliebenen, Freunden und Kollegen sind Ausdruck der Fassungslosigkeit angesichts des viel zu frühen und schwer zu akzeptierenden Todes dieses hoch geachteten Wissenschaftlers und Architekten,

der seine Leidenschaft für den Beruf mit einem großen Interesse an den vielen ihn umgebenden Menschen verband.

Für die Koldewey-Gesellschaft ist es ein trauriges Novum, dass ein amtierender Erster Vorsitzender aus dem Leben gerissen wird. Mit Martin Bachmann, der 2010 auf der Hauptversammlung in Konstanz als Nachfolger von Dorothee Sack zum Ersten Vorsitzenden der Koldewey-Gesellschaft gewählt wurde, traf es einen Bauforscher, der sich ganz im Sinne der Gründungsmitglieder der Gesellschaft als forschender Architekt verstand und für den die praktischen Aspekte des Bauens und Konservierens nicht von denen der historischen und baulichen Analyse zu trennen waren.

Sein umfassendes Interesse an Architektur nicht nur als Material, Konstruktion und Form, sondern auch als Bedeutungsträger sowie seine intensive und fruchtbare Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen der Bauforschung drücken sich in den Themen der von ihm mit konzipierten und geleiteten Tagungen der Koldewey-Gesellschaft aus: ›Nutzungskontinuität und Bedeutungswandel‹ 2012 in Trier, ›Bauforschung vernetzt – interdisziplinäre Konzepte‹ 2014 in Erfurt und schließlich ›Zerstörte Symbole. Gewalt gegen Architektur als baugeschichtliches Phänomen‹ 2016 in Innsbruck.

Die Vorbereitungen dieser Tagungen im Rahmen der Vorstandsarbeit wurden für den Vorstand zu intensiven, zuweilen kontroversen, immer aber konstruktiven Auseinandersetzungen mit diesen Themen. Wir freuten uns auf die gemeinsamen Sitzungen mit Martin Bachmann, die durch seine menschliche Sensibilität und durch seinen untrüglichen Sinn für Komik geprägt waren: Sein Humor war es, der (nicht nur in der Gremienarbeit) immer wieder scheinbar festgefahrene Situationen entschärfen konnte. Er wird fehlen, als hervorragender Bauforscher und Architekt im Umgang mit sensiblen archäologischen Befunden ebenso wie als Vorsitzender der Koldewey-Gesellschaft mit seinem Gespür für wichtige Themen und seinem

diplomatischen Geschick: In seiner Arbeit wird die zentrale Bedeutung der Bauforschung als Schnittstelle zwischen räumlichen, konstruktiven, historischen und kulturellen Wissenschaften fassbar.

Martin Bachmann hatte vor seinem Architekturstudium an der Universität Karlsruhe (TH) bereits ein Semester Kunstgeschichte und Archäologie in Heidelberg studiert. Ein Praktikum in einem Steinmetzbetrieb eröffnete ihm die Möglichkeit, bei der Renovierung der mittelalterlichen Schloss- und Stiftskirche Pforzheim mitzuarbeiten. Die Hoffnung seines damaligen Chefs, ihn dauerhaft für den Beruf des Steinmetzen begeistern zu können, erfüllte sich allerdings anders als erwartet: Auch ohne Gesellen- oder gar Meisterbrief blieb Martin Bachmann diesem Handwerk besonders verbunden, was sich nicht nur in vielen der von ihm betreuten Forschungs- und Sanierungsprojekten zeigt, sondern auch bei den einfühlsamen und originellen Baumaßnahmen am elterlichen Wohnhaus in Karlsruhe-Durlach. Bereits im ersten Studienjahr wurde er als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Baugeschichte bei Wulf Schirmer angestellt und blieb dem Institut bis zu seinem Diplom im Jahr 1996 treu. Dabei war er nicht nur an unzähligen Bauaufnahmeübungen für Architekturstudenten beteiligt, sondern fand über unterschiedliche Untersuchungen der Durlacher Altstadt auch zum Gegenstand seiner Dissertation ›Die Karlsburg in Durlach – eine verschwundene Residenzanlage der Renaissance‹. Seine Mitarbeit im Beirat für die Altstadt-sanierung in Karlsruhe-Durlach von 1988–91 zeugt von seinem Interesse und seinem Engagement im Umgang mit historischer Bausubstanz, für das er während eines Praktikums beim Diözesanbauamt in Eichstätt unter Leitung von Karljosef Schattner prägende gestalterische Impulse erhielt.

Zum festen Bestandteil des Institutslebens gehörten die alle zwei Jahre stattfindenden gemeinsamen Fahrten zu den Koldewey-Tagungen. Seit 1992 in Duderstadt war er bei allen Tagungen dabei und nutzte sie zuweilen nicht nur als wissenschaftliches Forum, sondern auch zur praktischen Bauforschung, respektive zur »Sicherung historischer Bausubstanz« aus leerstehenden Abbruchhäusern. So war der elterliche Kombi auf den Rückfahrten häufig schwer beladen und so manche historische »schleifige« Glasscheibe aus den neuen Bundesländern findet

sich inzwischen in Zweitverwendung auf dem Durlacher Anwesen. 1998 hielt er in Wien seinen ersten Vortrag auf einer Koldewey-Tagung (›Die Karlsburg. Spuren einer Residenzanlage der Renaissance im Durlacher Stadtgefüge‹) und wurde im Februar 1999 als Mitglied aufgenommen. Von weiteren Forschungsprojekten berichtete er auf den Tagungen 2002 in München (›Bau Z in Pergamon. Baugeschichtliche Beobachtungen‹), 2006 in Breslau (›Göttliche Inszenierung. Das hethitische Quellheiligtum Eflatun Pınar‹) und 2010 in Konstanz (›Stadtraum am Bosphorus – Die osmanischen Uferwillen Istanbuls‹).

Über das Institut für Baugeschichte in Karlsruhe ergab sich auch die Möglichkeit, ab 1989 als studentischer Mitarbeiter an drei Kampagnen der von Wolfgang Radt geleiteten Wohnstadtgrabung in Pergamon teilzunehmen. Im Mittelpunkt der Ausgrabungen stand der hellenistische »Bau Z«, ein großes Peristylgebäude, dessen römische Ausstattung mit Mosaiken unter einem byzantinischen Weiler mit Kapelle und Friedhof in jenen Jahren freigelegt wurde. Hatten sich die Wege von Martin Bachmann und mir bereits vorher im Institut für Baugeschichte unverbindlich gekreuzt, ergab sich aus den gemeinsamen Grabungskampagnen in Pergamon die Chance einer langjährigen und intensiven Zusammenarbeit, indem aus unserem freien Studienentwurf für einen musealen Schutzbau über den Mosaiken des Bau Z an der Universität Karlsruhe ab 1993 zunächst ein Wettbewerbsbeitrag zu einem studentischen Wettbewerb 1994 und schließlich ab 1996 ein Restaurierungsprojekt des Deutschen Archäologischen Instituts wurde. Der Schutzbauentwurf und dessen Umsetzung gaben uns beiden die Möglichkeit, historische Bauforschung und handwerkliche Baupraxis an einem Objekt parallel zu betreiben und die jeweiligen Erkenntnisse in beiderlei Richtung fruchtbar zu machen. Bereits während des Bauprojekts bereitete Martin Bachmann gemeinsam mit Wolfgang Radt die wissenschaftliche Publikation des Bau Z vor und konnte noch wenige Tage vor seinem Tod die letzten Änderungen am druckfertigen Manuskript vornehmen (AvP XV 5, ›Bau Z. Architektur und Wanddekor‹, Berlin 2017, im Erscheinen).

Die vielen Grabungs- und Baukampagnen in Pergamon waren keine reinen Arbeitsaufenthalte: Die verkehrsgünstige Lage an der Westküste machte selbst an den kurzen Wochenenden ab Samstag Mittag individuelle Ausflüge

beispielsweise nach Priene, Milet, Ephesos, Troja oder Assos möglich. Viele weitere, auch weniger bekannte antike Stätten wurden mit Wolfgang Radt und der Grabungsfotografin Elisabeth Steiner (genannt Tas) auf den legendären Grabungsexkursionen erkundet, die durch den intensiven Landschaftsbezug bei längeren Wanderungen und den Übernachtungen unter freiem Himmel in spektakulärer Lage allen Teilnehmern unvergesslich bleiben. Das reizvolle Städtchen Bergama mit seinem wertvollen historischen Baubestand, seinem wöchentlich stattfindenden Bauernmarkt und seinem ausgedehnten Basarviertel wurde darüber hinaus während der Sommermonate für Martin Bachmann zu einem weiteren Zuhause, der hier den freundschaftlichen Kontakt zu vielen Grabungsmitarbeitern und Handwerkern pflegte und nicht nur mich mit seinem Beispiel angeregt hat, die Dienste der äußerst geschickten Hemden- und Anzugschneider in Anspruch zu nehmen.

Im Jahr 2000 bot sich für Martin Bachmann die Chance, seine Forschungstätigkeit in der Türkei als Referent für Bauforschung der Abteilung Istanbul des Deutschen Archäologischen Instituts zu vertiefen. Neben Pergamon traten nun weitere Forschungen, deren Spektrum vom hethitischen Quellheiligtum Eflatun Pınar bei Beyşehir über die hellenistische Festung Karasis in den östlichen Ausläufern des Taurusgebirges bis hin zur Holzarchitektur des 19. und 20. Jahrhunderts reicht. Es war nicht nur seiner wissenschaftlichen Exzellenz, sondern auch seinem Augenmaß, seinem diplomatischen Geschick und dem Gespür für das Machbare zu verdanken, dass die von ihm bearbeiteten Projekte stets auch im türkischen Gastland große Beachtung fanden. So war es für das Deutsche Archäologische Institut eine ebenso folgerichtige wie glückliche Entscheidung, ihn 2007 zum Zweiten Direktor der Abteilung Istanbul zu berufen und ihm damit eine verlässliche Lebensplanung in der Türkei zu ermöglichen. 2013 konnte er ein Holzhaus in Kadıköy erwerben und denkmalgerecht restaurieren, wobei sich sein bauhistorischer und konstruktiver Sachverstand und die feine gestalterische Kompetenz seiner Frau Jasmin kongenial ergänzten. Bereits einige Jahre zuvor hatten die beiden auch in Bergama eines der klassizistischen griechischen Häuser am Fuße des antiken Burgbergs saniert und während der Sommermonate zum lebendigen Zentrum der

Familie und ihrer Gäste gemacht, denn mit dem Abschluss der Restaurierungsarbeiten am Bau Z und der feierlichen Eröffnung des musealen Schutzgebäudes im Jahr 2004 war die Tätigkeit von Martin Bachmann in Pergamon keineswegs beendet. Vielmehr stellt der Bau Z den Beginn einer Reihe von weiteren Restaurierungsmaßnahmen in der antiken Stadt dar, die von Martin Bachmann geleitet wurden. Besonders erwähnt seien hier die vielfältigen Arbeiten an der »Roten Halle« sowie am Gymnasion. Dabei konnte er auf die zuverlässige und kompetente Unterstützung der lokalen Bauhandwerker zählen. Insbesondere mit dem Steinmetz Selim Baskın und dem Schlosser Adnan Ellidenk, die beide die Arbeit von Martin Bachmann über einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten begleiteten, verband ihn auch eine persönliche Freundschaft. Einen wesentlichen Anteil bei allen Restaurierungsmaßnahmen ab 2006 hatte der Bauingenieur Josef Steiner von der Ingenieurgruppe Bauen in Mannheim. Er ist den deutschen Grabungen und besonders Pergamon seit vielen Jahren sehr verbunden und pflegte mit Martin Bachmann eine intensive und fruchtbare Zusammenarbeit, die er in einem Artikel in der »Bautechnik« gewürdigt hat (Sensibel, pragmatisch und entscheidungsfreudig – Die breite Spur von Martin Bachmann in Pergamon«, *Bautechnik* 94, 1, 2017, 1–9).

Von den zahlreichen Aktivitäten der Istanbul Zeit sei lediglich eine genannt, welche ihm besonders am Herzen lag: Seit 2007 leitete er ein Forschungsprojekt zur antiken nordlykischen Stadt Oinoanda in Kooperation mit dem Philologen Jürgen Hammerstaedt (Universität Köln) und dem Archäologen Veli Köse (Hacettepe Universität Ankara) sowie weiteren Partnern aus Istanbul, Karlsruhe, Regensburg und Wien. Die älteren Forschungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten insbesondere die monumentale Inschrift mit den epikureischen Lehren des Philosophen Diogenes von Oinoanda aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. zum Gegenstand. In der Zusammenarbeit der unterschiedlichen Disziplinen Bauforschung, Archäologie, Epigraphik, Philologie und Geophysik konnten nun die erhaltenen 140 Fragmente der größten Inschrift der antiken Welt mit dem Gebäudebestand und der Morphologie des antiken Siedlungsgeländes in Beziehung gebracht werden. Die digitale Aufnahme aller erreichbaren Inschriftenfragmente in Form von dreidimensionalen Modellen

ermöglichte nicht nur die Rekonstruktion weiter Teile der antiken Inschrift selbst, sondern auch der ionischen Halle an der großen hellenistischen Agora von Oinoanda, in der die Inschrift präsentiert wurde. Inschrift, architektonischer Träger und öffentlicher Raum konnten auf diese Weise umfassend als Medien antiker Philosophie und Kultur untersucht werden. Im Rahmen des Abendvortrags anlässlich der Tagung der Koldewey-Gesellschaft in Erfurt 2014 berichtete Jürgen Hammerstaedt von den interdisziplinären Aspekten des Forschungsprojekts und zeichnete ein eindrucksvolles Bild des geistigen Lebens der antiken Stadt in ihren baulichen Räumen – fast schien es so, als ob die humanen Botschaften des Diogenes von Oinoanda die am Projekt tätigen Wissenschaftler auch heute noch inhaltlich inspirierten.

Trotz der hohen Arbeitsbelastung in Istanbul blieb Martin Bachmann immer auch interessiert an der universitären Lehre der Baugeschichte und Bauforschung. Im Wintersemester 2004/05 vertrat er an der Universität Dortmund den Lehrstuhl Baugeschichte und blieb den Universitäten in Cottbus und Karlsruhe durch zahlreiche Kooperationen und gemeinsame Lehrveranstaltungen eng verbunden. In der Verbindung von Bauen, Restaurieren und Forschen war er ein wegweisender Hochschullehrer, von dem über seine thematische Vielfalt und menschliche

Offenheit hinaus gerade in der Reflexion der eigenen Fachdisziplin noch viele wichtige Impulse zu erwarten gewesen wären.

Seine besondere Fähigkeit zur Vermittlung zeigte sich allerdings nicht nur Studierenden gegenüber – neben Kollegen und Vertretern benachbarter Fachrichtungen konnte er auch Fachfremde für viele Aspekte baugeschichtlicher Forschung begeistern. Dass der Funke dabei so oft übersprang, lag sicherlich nicht zuletzt in seiner großen Empathie begründet – in der Fähigkeit, sich in die Probleme und technischen Möglichkeiten der ursprünglich planenden und bauenden Menschen hineinzusetzen. Damit rückten neben den historisch-konstruktiven Fragestellungen auch übergreifende kulturelle und gesellschaftliche Phänomene in das Blickfeld und verdeutlichten das Wesen der Bauforschung, deren Gegenstand ja nicht tote Ruinen sind, sondern die Architektur als räumlicher Ausdruck von unterschiedlichen sozialen und historischen Formen menschlichen Lebens. So wie sich in den materiellen Resten ein Stück dieser Geschichte vergegenwärtigt, wird auch Martin Bachmann mit seiner ganzen Persönlichkeit sowohl in seinen Publikationen als auch in den von ihm betreuten Sanierungs- und Bauprojekten sichtbar und lebendig bleiben.

Andreas Schwarting, Konstanz

Arzu Öztürk

9. Februar 1966 – 9. April 2016



Arzu Öztürk war eine von hundert Doktorandinnen und Doktoranden, welche die Gerda Henkel Stiftung anlässlich des hundertsten Geburtstages ihrer Stifterin, Lisa Mankell, im Jahr 2014 in kurzen Porträts auf ihrer Website vorstellte. Die Stiftung hatte Arzus Dissertation mit einem Stipendium gefördert und fragte sie nun, inwieweit sie ihr Promotionsthema noch immer begleite und was sie zu ihren schönsten Erinnerungen an die Promotionszeit zähle. Arzu war stolz, als erste türkische Architektin an einem Archäologischen Institut einer türkischen Universität über antike Architektur arbeiten und damit die Methodik der archäologischen Bauforschung in ihrem Heimatland lehren und verbreiten zu können. Zu ihren schönsten Erinnerungen zählte sie die Verteidigung ihrer Dissertation als erste Doktorandin des Lehrstuhls für Baugeschichte der Brandenburgischen Technischen Universität (BTU) Cottbus am 19. Dezember 1999.

Römische Theater bildeten den Ausgangspunkt ihrer Forschungen zur antiken Architektur. Mit der

Rekonstruktion der römischen Bühnenfassaden der Theater von Perge (1986–1999) und Ephesos (1997–2005) setzte sie Maßstäbe; mit der Bearbeitung des Bouleuterions von Alabanda (2008–2010) nutzte sie ihr detailliertes Wissen zu theaterartigen Bauten in Kleinasien und erweiterte gleichzeitig ihr Spektrum. Parallel beschäftigte sie sich mit der Bauornamentik von Dara (2008/09).

Zu ihren letzten, nun leider nicht mehr von ihr selbst abzuschließenden Projekten gehören die Hadriansthermen in Aphrodisias (seit 2010) und die Untere Agora von Pergamon (seit 2013). Im Jahr 2015 begann sie mit stadtbaugeschichtlichen Forschungen in Termessos und schloss damit an die Arbeiten der österreichischen Forscher des späten 19. Jahrhunderts an.

Nach einem Studium der Architektur an der Technischen Universität Istanbul von 1983 bis 1988 vertiefte Arzu Öztürk ihre Kenntnisse mit einem Masterstudium an der gleichen Hochschule. Ihre Abschlussarbeit 1992 war der Restaurierung der Arkadius-Säule in Istanbul gewidmet. Parallel bearbeitete sie von 1986 bis 1996 im Rahmen des von Jale İnan geleiteten Projekts zur Erforschung des Theaters von Perge die Bauteile der römischen Bühnenfassade; dies bildete die Grundlage ihrer Dissertation. Die von Adolf Hoffmann und Hilke Thür betreute Arbeit wurde durch Stipendien des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, der Gerda Henkel Stiftung und der Koldewey-Gesellschaft gefördert, was Arzu ausgedehnte Studienaufenthalte an der BTU Cottbus und am Architekturreferat der Zentrale des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) ermöglichte.

Hier hatte sie dank der Unterstützung von Ernst Ludwig Schwandner von Oktober 1994 bis Juli 1998 einen Arbeitsplatz und damit eine wissenschaftliche Heimat. Wann immer die Mitarbeiter des Referats kamen und gingen, Arzu war zumeist morgens schon da und zeichnete abends immer noch an ihren Rekonstruktionszeichnungen weiter. Vielen ist sie in dieser Zeit zu

einer guten Freundin geworden. Mit bewundernswertem Fleiß, ehrgeizig und zielstrebig hat sie an ihrer Promotion gearbeitet, mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit jede Herausforderung gemeistert und das Projekt zu einem sehr guten Abschluss gebracht. Die Arbeit wurde 2009 als Band 20 der renommierten DAI-Reihe »Denkmäler antiker Architektur« veröffentlicht.

Nach ihrer Dissertation hat Arzu ihre Karriere in der Türkei weiter verfolgt, ohne jedoch ihre Freunde in Deutschland aus den Augen zu verlieren. Zunächst war sie Wissenschaftliche Assistentin, dann Yardımcı Doçent und nach ihrer Habilitation 2009 Doçent an der Abteilung für Archäologie der Mimar-Sinan-Universität der Schönen Künste in Istanbul. Im Jahr 2014 wurde sie zur Ordentlichen Professorin befördert. Seit 2009 wirkte sie neben Christine Bruns-Özgan als stellvertretende Abteilungsleiterin. Innerhalb der Fakultät war sie unter anderem für den internationalen Studentenaustausch verantwortlich.

Von ihrem großen Engagement für die Ausbildung qualifizierter Nachwuchskräfte im Bereich der archäologischen Bauforschung zeugen auch ihre Mitgliedschaft in der Istanbul-Kommission für Humboldt-Stipendien und ihre Mitarbeit bei der Konzeption eines Studiengangs für Bauforschung und Denkmalpflege an der Deutsch-Türkischen Universität Istanbul.

Die Förderung des wissenschaftlichen Austauschs insbesondere zwischen Deutschland und der Türkei waren ihr eine Pflicht und ein Bedürfnis. Nicht zuletzt wegen dieser Botschafterfunktion wurde sie im Jahr 2003 für ihre herausragenden wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Baugeschichte mit dem Nachwuchspreis der Koldewey-Gesellschaft ausgezeichnet.

Zu ihren zahlreichen Auszeichnungen zählen ferner Stipendien der Alexander von Humboldt-Stiftung (2006–2007/2012) und des American Research Institute in Turkey für einen Studienaufenthalt in Rom (2009). Im Jahr 2014 wurde sie zum Korrespondierenden Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts gewählt.

Zuletzt wollte sie im Rahmen des Projekts zur Unteren Agora in Pergamon, das sie gemeinsam mit Burkhard Emme von der Freien Universität Berlin durchführte, drei Monate in Berlin arbeiten. Leider erreichte sie kurz nach ihrer Ankunft die Nachricht vom Tod ihres Vaters. Sie reiste nach Istanbul, wo sie selbst einen Hirnschlag erlitt, dessen Folgen sie am 9. April 2016 erlag. Sie wurde nur 50 Jahre alt.

Mit Arzu verlieren wir eine begabte und durchsetzungsfähige Bauforscherin, eine geschätzte Kollegin und eine erstklassige Botschafterin für den wissenschaftlichen Austausch zwischen Deutschland und der Türkei.

Katja Piesker und Ulrike Wulf-Rheidt, Berlin

Gundolf Precht

19. Dezember 1937 – 14. November 2015



Im Dezember 2015 wäre Gundolf Precht 78 Jahre alt geworden. Zu seiner Erinnerung versammelten sich seine Familie, Freunde und Wegbegleiter im Römisch-Germanischen Museum Köln, an dem Ort, der für ihn eine frühe bleibende Lebensstation war. Vor dem monumentalen Grabmal des römischen Veteranen L. Pobjcius sprach Heinz Günter Horn als Zeitzeuge bewegende Worte des Gedenkens.

Geprägt von seiner norddeutschen Familie und westfälischen Heimat in der frühen Nachkriegszeit wählt Gundolf Precht den Beruf des Vaters als Architekt und schreibt sich 1960 nach seinem Baupraktikum in der Architekturfakultät der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen ein. Sein Architekturstudium verfolgt er konsequent, mit einer engagierten Neigung zur historischen Bauforschung und Denkmalpflege.

Einer mehrmonatigen entbehrungsreichen Teilnahme an den deutschen Ausgrabungen in der umayyadischen Palastsiedlung in Usais/Syrien unter Prof. Klaus Brisch

folgt eine ausgedehnte Studienreise in die Länder des Mittelmeers und des Vorderen Orients. Diese Auslandserfahrungen mit unterschiedlichen monumentalen Zeugen der Architekturgeschichte begeistern und bestärken ihn, einen solchen beruflichen Lebensweg zu verfolgen, so auch 1967 und 1968 als Ausgrabungsarchitekt in der Stadtsiedlung Samos (Kastro Tigani/Pythagoreion).

So folgt er nach erfolgreichem Diplom nicht einem Angebot von Prof. Gottfried Böhm, sondern nimmt 1966, mit einer Empfehlung seines späteren Doktorvaters, Prof. Willy Weyres, das Angebot von Prof. Otto Doppelfeld auf eine Forschungsstelle der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Römisch-Germanischen Museum Köln an. Im gleichen Jahr heiratet er seine Studienkollegin, die Architektin, Städteplanerin und Denkmalpflegerin Barbara von Taboritzki. Köln war in der Tat verlockend, die Stadt in jenen Jahren im kulturellen Aufbruch: Kölner Kunstmarkt, Eröffnung der Kunsthalle, Wettbewerb für den Bau des Römisch-Germanischen Museums, große archäologische Ausgrabungen und Funde...

Gundolf Precht übernahm 1967 als »Rettungsgrabung« während des Baus des Lufthansa-Hochhauses die Bauuntersuchungen im konstantinischen Limes-Kastell Köln-Deutz und legte erstmals einen Baubestandsplan und eine Grundrissrekonstruktion dieser spätrömischen Musterfestung vor.

Für die wegweisende Kölner Ausstellung »Römer am Rhein« im gleichen Jahr übernahm er die Darstellung und Untersuchung römischer Bauskulptur, darunter die ersten Reliefquader des Pfeilergrabmals des L. Pobjcius, und er wagte ein erstes überzeugendes Rekonstruktionsmodell des spätrömischen Praetoriums in Köln.

Die wirkliche Herausforderung für Gundolf Precht, nunmehr dreißigjährig, folgte mit der Übertragung der Gesamtleitung der Ausgrabungen im Westen und Süden des Kölner Doms, innerhalb der ehemaligen Domimmunität, auf einer Fläche von über 12.000 Quadratmetern;

eine Ausgrabung mit einer weiten historischen Zeitspanne, von jungsteinzeitlichen Funden zu den Gründungsphasen der römischen Stadt mit ihren Streifenhäusern bis hin zu den Fundamenten der mittelalterlichen Kaiserpfalz. Diese Ausgrabungen, mit dichten und zuweilen schwer zu deutenden Schicht- und Baubefunden, eingepasst in ein enges Zeitkonzept und bedrängt durch die fortschreitenden Sicherungsarbeiten der Verbauwände und Ausbaggerungen, standen im täglichen Scheinwerfer der Medien und eines neugierig-passionierten Bürgerinteresses. Dieses Unternehmen, noch nicht von einem Denkmalschutzgesetz »beschützt«, führte Gundolf Precht zu einem öffentlich sichtbaren Erfolg, der in einer unmittelbar anschließenden Ergebnisausstellung »Rom am Dom« in der Kunsthalle Köln kaum mehr die öffentlichen Spannungen, Konflikte und Leidenschaften errahnen ließ. Der zeitliche Abstand von einem halben Jahrhundert lässt Prechts Arbeit als eine Meisterleistung mit hohem persönlichen Einsatz erkennen.

Zu dieser Zeit war Gundolf Precht bereits Assistent am Lehrstuhl für Baugeschichte und Denkmalpflege bei Willy Weyres, zugleich Dombaumeister in Köln, an der RWTH-Aachen. Vor der Fassade des Kölner Rathauses hatte Precht bereits im Spätherbst 1967 neue Ausgrabungen unternommen und im Praetoriumsbezirk eine große römische Basilika erschlossen, nunmehr Ausgangspunkt für seine herausragende architekturhistorische Dissertation über den spätantiken Statthalterpalast, einer der überaus seltenen Regierungsverwaltungsbauten im Römischen Reich (Baugeschichtliche Untersuchung zum römischen Praetorium in Köln. Rheinische Ausgrabungen Band 14, Köln 1973).

Die Stadt Köln hatte die neu gefundenen Bauquader des Grabmals des L. Pobladius erworben, nun stellte sich die Herausforderung – als Wagnis und Faszination zugleich – die einhundert Bauglieder zu einer stimmigen Rekonstruktion als Vorstufe eines Wiederaufbaus im gerade entstehenden Römisch-Germanischen Museum zusammenzufügen. Die sorgfältigen steingerechten Aufmaße ergaben eine rekonstruierte Bauhöhe von über 14,60 m – zu hoch für den nahezu vollendeten Rohbau. Prechts verführerisch präzise Zeichnungen überzeugten den Bauherrn des Museums, das Dach des Neubaus über dem Dionysos-Mosaik für das Grabmal signifikant anzuheben.

Precht begleitete den ergänzten Wiederaufbau des Grabmals nahezu täglich mit der ihm eigenen Präzision und genauen Vorstellungen während des Steinversatzes und der notwendigen Ergänzungen (Das Grabmal des L. Pobladius, Köln 1975). Prof. Hugo Borger gewann ihn zugleich als Gesprächspartner während der Einrichtung des Museums. In dieser Zeit leitete Precht auch die Ausgrabungen in der Benediktiner-Abteikirche St. Heribert in Köln-Deutz und erschloss den mächtigen ottonischen Zentralbau.

Gundolf Prechts Weg in der Bauforschung war vorgezeichnet, führte ihn aber 1972 bis 1974 zunächst nach der Promotion als Landesbaurat zum Landeskonservator Rheinland, mit den vielfältigen Aufgaben einer Baudenkmalpflege am Niederrhein. Während jener Jahre reiften die Pläne für die große Idee und das Jahrhundertprojekt Archäologischer Park Xanten – der Rettung und Bewahrung einer römischen Stadt. G. Precht wurde 1974 für seine Lebensaufgabe berufen, zunächst als Leiter einer Außenstelle des Rheinischen Landesmuseums Bonn, dann 1985 als Leitender Baudirektor mit der Führung des selbstständigen Instituts Archäologischer Park Xanten des Landschaftsverbandes Rheinland.

Gründung, Erforschung und Bau des Archäologischen Parks in Xanten gehören zu den großen archäologischen Denkmalflegerischen Leistungen in Europa. Gundolf Precht bündelte die Ideen der Gründungsväter, entwickelte Visionen, die er anderen klug vermittelte, und baute – nicht ohne Widerstände – seine Stadt. Kongeniale Partner im wissenschaftlichen Gespräch und zur Überwindung mancher Fährnisse waren ihm Hans-Joachim Schalles und Heinz Günter Horn. Jedes seiner Bauwerke, gegründet auf archäologischen Studien vor Ort, entworfen auf Grund präziser Kenntnisse römischer Architekturbelege, diskutiert und abgewogen in bewegenden Kolloquien, hat er mit unnachahmlicher Handwerkskunst wachsen lassen. In einem Vierteljahrhundert entstanden, zumeist als Teilrekonstruktionen, Stadtmauern und -tore, ein Straßennetz, ein Amphitheater, ein Tempel am Hafen, Bäder, Herbergen und Handwerkerhäuser.

Oft bis in die späten Abendstunden arbeitend, haben die Xantener Jahre von 1974 bis 2002 seiner Frau und seiner Tochter lange Trennungen abverlangt.

Prechts Bibliographie (in seiner Festschrift: Grabung – Forschung – Präsentation. Xantener Berichte 12, Mainz

2002, 9–12) liest sich wie sein Werkverzeichnis, ein Spiegel seines kontinuierlichen Schreibens bis hin zu der monumentalen Monographie *Die Capitolsinsula der Colonia Ulpia Traiana. Siedlungsgeschichtliche Entwicklungen* (Xantener Berichte 25, Mainz 2013). Mit diesen wissenschaftlichen Leistungen schließt sich der Lebenskreis eines großen und konsequenten Forscherlebens.

Eine Leidenschaft war sein großes handwerkliches Geschick im baulichen Umgang mit Denkmälern, so bei zwei Wohnhäusern der Familie in Köln und Berlin. Eine weitere Leidenschaft, in der Studentenzeit entwickelt, hat er nie aufgegeben: Persönliche, oft einsame Forschungsreisen zu den antiken Architekturstätten des Mittelmeeres – beispielhaft nach Libyen, Tunesien und Algerien – hat er

für seine Arbeit unternommen. Es war seine Neugierde und Passion, jede seiner Bauentscheidungen mit genauem Wissen zu stützen. Zugleich wollte er dieses Wissen mit Anderen teilen, sei es in auswärtigen Planungsgremien oder als Berater und Gutachter. Er suchte das Gespräch und den Austausch; unter seinen Mitforschern fühlte er sich wohl, und so sah er sein Amt als Mitglied des Vorstandes der Koldewey-Gesellschaft von 1976 bis 1992 als vornehme Aufgabe seiner Zunft. Ihm waren diese Begegnungen wichtig. Mit seinem Wirken als Forscher, Baumeister und Ratgeber hat er sich einen Namen in Europa erworben – oder war im antiken Sinn ein »Gründer der Stadt«.

Hansgerd Hellenkemper, Bonn

Hartwig Schmidt

19. April 1942 – 29. April 2016



Unser letzter gemeinsamer Ausflug in die Umgebung Roms wurde in einer für Hartwig Schmidt bezeichnenden Art vorbereitet, indem er mir nämlich Antonio Pennacchis Buch »Canale Mussolini« zusandte, das – mittlerweile in ein der sehr speziellen italienischen Diktion mit ihren vielen dialektalen Variationen kongeniales Deutsch übersetzt – ein überaus lebendiges Bild der Grande Bonifica zeichnet: also der Erschließung der Pontinischen Sümpfe durch Mussolini bis hin zur Gründung der faschistischen Musterstädte, von Latina bis Sabaudia, als urbanistischen und architektonischen Höhepunkten einer sozialen, politischen, ethnischen, moralischen Umwälzung, die wenige Vergleichsbeispiele in der neueren Geschichte findet. Für mich, den besonders die Große Griechische Kolonisation archaischer und klassischer Zeit interessiert, immer ein Anziehungsort besonderer Art. Für Hartwig Schmidt ein Beispiel der Umsetzung menschlicher, sozialer, administrativer, politischer, historischer Gegebenheiten in die gebaute Realität – und dann vor allem deren abermals

tiefgreifende Verwandlung in der aktuellen Neuzeit bis hin zu den heutigen Formen der Akzeptanz und Präsenz im täglichen Leben der Menschen (die im nicht weniger erfolgreichen zweiten Band desselben Autors, dessen Übersetzung ins Deutsche ebenso zu wünschen ist, ihre genauso lebhaft Darstellung findet). Eine letzte Begegnung mit Hartwig Schmidt, die gewissermaßen einen weiten Bogen, doch stets im selben Geiste, schlug zu ersten gemeinsamen Fahrten durch das Berlin der 1970er Jahre, in denen er mich mit seiner tiefen Sachkenntnis, vor allem aber mit Einsichten über die eigentlichen Gründe der unvergleichlichen Wandelbarkeit architektonischer, und damit Lebensentwicklungen durch die Stadt führte, Eindrücke, die ich nie vergessen habe. Und dies nicht allein wegen des Erkenntnisgewinns, sondern auch wegen der Unmittelbarkeit der Darstellung, seiner Prägnanz der Formulierungen, eigentlich im ganz lockeren Gespräch während dem Spaziergang oder Autofahren vorgetragen, die mich immer bestochen haben. Ebendiese Eigenschaften – die Breite der Lebensinteressen, die ihn als Architekten und als Historiker gelockt haben, und die Leichtigkeit, sie sprachlich zu analysieren –, sie sind es nämlich, die auch das wissenschaftliche Werk eines Bauforschers geprägt haben, der zwischen den praktischen und ganz dem Material, der Technik und dem Machen verhafteten und den weitreichenden und große Zeiträume überspannenden theoretischen Aspekten unseres Faches vermitteln konnte wie nur wenige unserer Zeitgenossen.

Tatsächlich schöpfte Hartwig Schmidt seine Sicherheit im Umgang mit dem Material, der in ihm später den Architekten alter Schule erkennen ließ, aus seinen ersten Erfahrungen im elterlichen Dachdeckerbetrieb. Denn, am 19. April 1942 in Höxter an der Weser geboren, und nach dem Besuch der Volks- und Mittelschule bis 1958 in Holzminden, absolvierte er zunächst eine dreijährige Lehre als Dachdecker, die ihn Vieles lehrte: so neben allen praktischen Aspekten des Berufs auch die Härte und latente

Gefährlichkeit, das Bewusstsein vom aufeinander Ange-wiesensein unter den Kollegen, das – so meine ich es zu verstehen – tief in ihm angelegt war und sein menschlich so überaus disponibles und großzügiges Wesen geprägt hat. Auf die Lehre folgte sinnvoll ein Hochbaustudium an der Staatlichen Ingenieurschule für Bauwesen, immer im elterlichen Holzminden, ehe er zum eigentlichen Architekturstudium an der Technischen Universität Berlin aufbrach, wo er 1971 sein Diplom ablegte.

Trotz seines so engen Bezuges zur Praxis blieb Hartwig Schmidt dann aber an der Universität und wirkte 1972–77 als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Architektur- und Stadtgeschichte der TU Berlin, bei Hans Reuther. Es war eine Zeit, zu der dort die Baugeschichte als Theoriefach neu wichtig wurde, er hatte bei Ernst Heinrich gehört und bei ihm die Antike kennengelernt, aber auch enge Kontakte geknüpft mit Julius Posener, für den er mit Vergnügen Vorlesungsassistent war und mit dem er in die jüngere Berliner Baugeschichte eindrang – Julius Poseners Wort, dass der Bauforscher immer »bei den Eigentümern klinge, um Häuser auch von innen anzuschauen«, wurde Prinzip auch für Hartwig Schmidt. Seine Dissertation über die Bauten des Tiergartenviertels im Zeitraum 1780–1870 war sicherlich beeinflusst von diesen Erfahrungen, für die 1970er Jahre eine ungewöhnliche Themenstellung, ein wichtiges und gründliches Buch, dessen zweiten Band er nicht mehr fertigstellen konnte. Hermkes war sein Architekturlehrer, in den Ferien ging es nach Hamburg und auf den Schlachtensee zum Segeln.

Es war die Zeit, in der ich bei gemeinsamen Streifzügen vor Ort viel von ihm lernte und dabei seine tiefe Vertrautheit mit der so wechselhaften Geschichte der Stadt im in der Dissertation behandelten Zeitraum – und darüber hinaus, vor allem bis in die aktuelle Moderne – bewunderte; und übrigens auch seinen feinen Humor, mit dem er in einer ganz unnachahmlich prägnanten Diktion, mit oft ganz leicht hingeworfenen Bemerkungen aus komplizierten Sachverhalten die menschliche Motivation herauszufiltern wusste. Zu der Zeit war auch längst sein das Leben und Werk bestimmende Interesse nicht nur an der historischen Bauforschung als solcher bestimmt, sondern der Schwerpunkt angelegt, der ihn zu einem der angesehensten und wirkungsvollsten deutschen Forscher im Bereich der Baudenkmalpflege ganz allgemein werden

ließ. Damals begannen auch bereits seine Arbeiten zu einem Themenfeld, das ihn durch sein Leben beschäftigte und in dem er wohl durchaus pionierhafte Verdienste hat, nämlich zur Geschichte des Betonbaues in allen seinen Aspekten, und damit auch dem immer drängender werdenden der Restaurierung und Sanierung von Betonbauten nicht nur zu ihrer funktionalen Erhaltung und Nutzung, sondern nach Prinzipien der »Konservierung der Moderne« des 19. und 20. Jahrhunderts: und dies bei aller Praxisnähe stets mit einem übergreifenden und stark theoriegeschichtlichen Ansatz, der diesen Arbeiten bis hin zu seinen letzten ausführlichen Aufsätzen wie etwa »Häuser aus Beton – Der Beginn einer neuen Bauweise« (2004) oder »Zwei Jahrzehnte denkmalgerechte Betoninstandsetzung« (2010) ihre Autorität gibt.

Diese historisch-theoretische Grunddisposition des Architekten und angehenden Bauforschers bewährte sich dann in nicht minder prägender Weise in seinem Engagement in dem Themenfeld, das er anschließend im Auftrag des Deutschen Archäologischen Instituts zum Thema »Theorie und Praxis archäologischer Denkmalpflege« in den Jahren 1979–82 betreute. Es war aus den Anregungen durch die von seinem damaligen »Mentor« Wolfram Hoepfner im Jahr der Denkmalpflege 1975 organisierte wegweisende Tagung »Archäologie und Denkmalpflege« erwachsen und sollte auch für das Deutsche Archäologische Institut zunehmende Bedeutung erhalten. Seine wichtigsten und wirkungsvollsten Bücher, jedenfalls aus der Sicht der Altertumsforschung, sind aus diesem Ansatz hervorgegangen; ich komme noch darauf zurück.

Nach diesem zeitlich begrenzten Auftrag folgte eine Zeit freiberuflicher Tätigkeit, ehe Schmidt definitiv in die Hochschullehre eintrat. Nach einer Aufnahme und Dokumentation der Bauwerke der Berliner S-Bahn war Hartwig Schmidt 1984–85 beim Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz (Landeskonservator) als Leiter der Arbeitsgruppe Inventarisierung angestellt, mit der anspruchsvollen Aufgabe, eine Konzeption und Organisation der Bearbeitung der Berliner Denkmaltopographie zu erstellen und vorzubereiten. Eine Erfahrung, die in einer knappen, aber sehr informativen Publikation »Denkmal-schutz und Inventarisierung« (1984) anschaulich gemacht wurde. Und im Folgenden sollte Schmidt auch nach dem Dissertationsthema immer wieder Fragen der Berliner

Baugeschichte und Denkmalverwaltung angehen, wie etwa 1987 in einem anregenden Aufsatz über Carl Gottlob Langhans oder auch, unter seinen vielen weiterführenden Rezensionen in derjenigen über die Dissertation von R. Mohr-De Pérez zu den Anfängen der staatlichen Denkmalpflege in Preußen, in *Restauro* 109 (2003).

Im Jahr 1985 sollte sich dann sein Lebensschwerpunkt nach Karlsruhe verlagern, in jeder Hinsicht, lernte er doch hier auch Uta Hassler kennen, mit der ihn dann außer der Ehe auch eine enge wissenschaftliche Nähe und gegenseitige Anregung verband und die sich in so vielen gemeinsam organisierten Publikationen niederschlug – manchmal auch in Fällen, wo er gewissermaßen nur im Hintergrund mitdachte. Ihm war von der Universität Karlsruhe die Leitung der Dokumentationsstelle in dem von dem historisch so interessierten Statiker Fritz Wenzel geleiteten, neu eingerichteten Sonderforschungsbereich 315 »Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke« angetragen worden, die er bis 1993 betreute – und aus der er wegführende Anregungen mitnahm und in seinem künftigen wissenschaftlichen Werk, im Rahmen der daraus hervorgehenden Publikationen und an anderer Stelle, immer mehr vertiefte. Die Jahre des SFB, deren wichtiger Anreger und zentraler Impulsgeber Hartwig Schmidt gemeinsam mit Fritz Wenzel war, haben eine große Zahl wichtiger Bücher und Aufsätze ermöglicht. Hartwig Schmidt hat nicht nur die Jahrbücher und Arbeitshefte des SFB konzipiert, sondern auch wichtige Grundthemen der Denkmalpflege in diesen Publikationen vorgestellt, immer noch aktuell sind seine Beiträge in den SFB-Jahrbüchern zur Bauforschung und Geschichte der Denkmalpflege, zum Problem der Reversibilität, zur Reparatur, schließlich zur Bautechnik der Moderne ganz allgemein. Hartwig Schmidt hat die Beschäftigung mit der frühen Betonmoderne so richtig erst in die Bautechnikgeschichte verankert, Aufsätze zu bezeichnenden Beispielen in Holzminden und München sind bis heute zentrale Quellen der Forschung, sein langjähriges Engagement bei »Docomomo« war wichtiges Bindeglied zu Fragen der Konservierung der jüngeren Moderne auch im Rahmen seiner Tätigkeit als Forscher und später als Hochschullehrer. Während der Jahre an der Universität Karlsruhe (TH) hat Hartwig aber vor allem die Methoden der Bauforschung selbstverständlich in den Diskursen der Bauingenieure und Materialwissenschaftler

verankert, eine ganze Generation jüngerer Hochschullehrer ist ihm hier gerne gefolgt, er hat sein internationales Netzwerk in die Karlsruher Hochschullehre eingebracht, und viele Kontakte (etwa für seine EU-Projekte zum Thema »Kalk als Bindemittel«) nach Schweden, Dänemark und Schottland, aber auch später zu anderen Themen bis nach China, Korea und Japan geknüpft.

Zugleich war diese breit angelegte wissenschaftliche Tätigkeit auch eine Brücke zu seiner eigentlichen Berufung, die ihn ab 1993 als Professor für »Bautechnik der Moderne und Archäologische Denkmalpflege« an die Technische Hochschule Aachen führte, wo er bis zu seiner Pensionierung 2005 sehr erfolgreich lehren sollte. Gleichwohl, es sei an dieser Stelle nicht vergessen zu erwähnen, dass sich schon während dieser Zeit zunehmende gesundheitliche Probleme alten Ursprungs verstärkten, die ihn dann auch einige Jahre vor der Zeit in den Ruhestand zu gehen zwangen – ein Umstand freilich, der seine Forschungsleidenschaft nur wenig beeinträchtigt hat, wie seine späteren Publikationen verraten. Zunächst aber noch zu ganz Konkretem, was diese Lehrtätigkeit mitbrachte und auch außerhalb der Lehre selbst noch reiche Früchte hervorbringen sollte. Denn sein Lehrauftrag war außer den genannten Hauptthemen, die auch seine bekanntesten Publikationsfelder umschreiben, definiert hinsichtlich »Denkmalgerechter Instandsetzung von Sichtbetonbauten, Anwendung von Kalk in der Denkmalpflege«: beides Themenbereiche, zu denen Hartwig Schmidt dann auch noch Fachpublikationen (beispielhaft der Aufsatz von 2003 zur Behandlung von Sichtbetonoberflächen) vorlegen sollte. Gemeinsam mit Uta Hassler hat er zwei Bände mit wichtigen eigenen Beiträgen herausgegeben, zum einen »Häuser aus Beton. Vom Stampfbeton zum Großtafelbau« (2004) und »Was der Architekt vom Stahlbeton wissen sollte. Ein Leitfaden für Denkmalpfleger und Architekten« (2010). Hartwig Schmidt hat zu diesen Themen vielfach Promotionsarbeiten angeregt (etwa zur Firma Dyckerhoff), er hat oftmals freigeig seine gesammelten Unterlagen den Schülern weitergegeben.

Seine wirkungsvollsten und teilweise wegweisenden Arbeiten würde ich in zwei Gruppen teilen: zum einen die bekannten Monographien zu fundamentalen Themen der archäologischen Baudenkmalpflege, zum zweiten eine Reihe von kürzeren, aber sehr prägnanten

Stellungnahmen zu zentralen theoretischen Fragestellungen des Themenkreises. Hinzu kommt, gewissermaßen als dritte wirkungsvolle Spezies, eine Serie von sehr eingehenden und anregenden Rezensionen quer durch alle Aspekte der Denkmalpflege.

Unter den ›archäologischen‹ Monographien, in denen seine Anlagen zugleich zum Bauforscher wie auch zum ganz aus der Bautechnik und –praxis heraus denkenden Architekten voll zum Tragen kommen – das alles gefördert durch sein gewinnendes Wesen, das ihm die so vielfältigen Quellen aus vielen Ländern erst erschließen half – ragen seine beiden Monographien über die »Schutzbauten« (1988) und den »Wiederaufbau« (1993) an archäologischen Stätten heraus. Zu benutzen wie Handbücher und gleichwohl in zügigem Sprachfluss sehr übersichtlich verfasst, haben diese Bücher einen großen Leserkreis gefunden und sind Referenz-Werke geblieben. Ist das erste vor allem als übersichtliche Fallstudie hilfreich, so ist es beim zweiten die Komplexität, in der nach theoretischen Grundlagen die Fallgruppen behandelt werden, und das Ganze vor der für alle Benutzer so hilfreichen Sammlung der alle baudenkmalpflegerische Arbeit begleitenden Texte der Internationalen Grundvereinbarungen. Wie immer in den Arbeiten von Hartwig Schmidt besticht diese glückliche Vereinigung von einer Theorie, die erst in ihrer praktischen Anwendung ihren Sinn entfaltet. Gleiches gilt schließlich für die dritte große Monographie, die, in zwei Auflagen verbreitet, großes Echo weit über die Fachkreise hinaus fand, nämlich die auch durch ihre reiche Illustration so ansprechenden »Archäologische Denkmäler in Deutschland – rekonstruiert und wieder aufgebaut« (2000). Hartwig Schmidts besondere Begabung zur Vermittlung des Verständnisses der antiken Stätten auf deutschem Boden kam dabei besonders zum Tragen. Ja, der Reichtum dieser Stätten und Bauten in Deutschland wird dadurch bewusst wie durch kaum eine andere Publikation.

Weniger leicht ist es, Hartwig Schmidts theoretische Gedanken und Äußerungen anzusprechen, ohne ihm durch Vergrößerung Unrecht zu tun. Und so möchte ich nur wenige Aspekte erwähnen, die gewissermaßen in der Formulierung des Themas schon für sich sprechen: etwa seine ebenso amüsant wie tiefgründig vorgetragenen Gedanken über »Reversibilität – das Feigenblatt der

Denkmalpflege?«. Jeder, der sich ernsthaft mit diesem heißen Thema befasst – und das muss ja jeder, der überhaupt aktiv Baudenkmalpflege betreibt oder an den Entscheidungen beteiligt ist – sollte diesen Aufsatz im Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege 45/46 (1999) gelesen haben! Und auch sein Engagement wo es um Grundsätzliches im Fach geht, wie die so außerordentliche Breite im Spektrum der möglichen Maßnahmen und der dazu nötigen Abwägungen, wie sie in dem Aufsatz »Denkmalpflege und moderne Architektur«, mit dem das ganze Spektrum umreißenden Untertitel »Zwischen Pinselrenovierung und Rekonstruktion« (in *Restauro* 104, 1998) angesichts der bangen Frage angestellt werden »Ist die Architektur der Moderne [in Deutschland] noch nicht denkmalwürdig?« Oder, noch grundsätzlicher, der Eingriff in die bis in den Bundestag getragene Debatte um eine »Entstaatlichung der Denkmalpflege?« (in *Restauro* 107, 2001).

Nicht minder engagiert Hartwig Schmidts rege Rezensionstätigkeit, die ihn knapp aber wirkungsvoll Stellung nehmen ließen zu einem breiten Spektrum von Fragen, die ihn brennend interessierten, ohne dass er ihnen in der Breite hätte nachgehen können: etwa Fragen der Architekturfassungen, zu Wolters »Architektur und Ornament« und anderen venezianischen Themen, aber auch zur aktuellen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland. Gerade bei diesen Besprechungen, und nicht nur wenn es sich um Dissertationen handelt, wird Schmidts enormer Erfahrungs- und Wissensschatz durch die zusätzlichen bibliographischen und anderen Anregungen nochmals fruchtbar – und der Gewinn, der aus der Diskussion vorliegender Arbeiten zu ziehen ist, besonders anschaulich.

So entspricht es diesem Forscher und Lehrer als Theoretiker, der so virtuos zwischen Antike und Moderne wechseln konnte, wenn er uns in seiner letzten großen Arbeit über die Geschichte von Vitruvs Werk als Lehrbuch (in dem von Uta Hassler herausgegebenen »Lehrbuchdiskurs. Über das Bauen« 2015) noch einmal durch die ganze Baugeschichte führt, indem er Entstehen, wissenschaftlichen Hintergrund, Zielgruppen und Erfolg des bedeutendsten Architekturtraktats der Antike, das Werk Vitruvs, zuerst in seiner Bedeutung für die Klassische Baukunst darstellt, anschließend sein Überleben durch das Mittelalter verfolgt, um dann seine unvergleichliche Wirkung seit der Renaissance bis hin zu den »Säulenordnungen im 19. Und

20. Jahrhundert« (sic!) zu schildern: ein oft einfallsreicher, überaus lesenswerter Gesamtwurf, der dem Autor selbst ganz offensichtlich große Freude bereitet hat und den Leser derart daran teilnehmen lässt, dass man ihn im Nachhinein fast wie einen augenzwinkernden Abschiedsgruß unter Freunden empfindet...

Diese Art von Anregung gewissermaßen aus dem Hintergrund war eine besondere und auch besonders liebenswürdige Eigenschaft von Hartwig Schmidt, eine Art des Beitragens, die dann auch nach seiner Pensionierung noch den großen Initiativen von Uta Hassler in Zürich zugutekam. Denn die dort in Tagungen und großen

Sammelpublikationen diskutierten Themen entsprachen auch seinen Interessen, auch wenn er sich nicht sichtbar aktiv mit eigenen Beiträgen daran beteiligte. Und so war es auch seine Teilnahme an Exkursionen oder andere Reisen der Freunde aus Zürich, erweitert um die noch älteren Datums aus Karlsruhe und Berlin, die Hartwig Schmidt in den letzten Jahren mehrfach wieder nach Rom und zu Begegnungen wie der eingangs genannten führten, zu einem Austausch von Erfahrungen und Gedanken, der jetzt versiegt ist, aber in der Erinnerung derer, die daran teilnehmen durften, lebendig bleibt.

Dieter Mertens, Rom

ZERSTÖRTE SYMBOLE – GEWALT GEGEN ARCHITEKTUR ALS BAUGESCHICHTLICHES PHÄNOMEN

Winfried Nerdinger

Vandalismus – Warum wird Architektur zerstört?

Nachdem ich zugesagt hatte, den Überblicksvortrag bei der Koldewey-Jahrestagung über Vandalismus in der Architektur zu übernehmen, kam mir wieder in Erinnerung, dass ich am Architekturmuseum der TU München schon einmal eine Ausstellung zu diesem Thema geplant und dann wieder aufgegeben hatte. 1998 haben wir begonnen, Material zu willentlich zerstörten Bauten zusammenzustellen, und obwohl Kriegszerstörungen ausdrücklich ausgenommen waren und wir uns auf das 20. Jahrhundert konzentrierten, wurden die Listen immer länger. Mit Unterstützung vieler Denkmalpfleger und Historiker füllten sich einige Leitzordner, dann entwickelten wir Kategorien und Ordnungskriterien, aber je mehr die Sammlung wuchs, umso mehr bekam ich Probleme mit dem Thema. Ein zerstörtes Kulturdenkmal reihte sich an das andere, der destruktive Inhalt wirkte sich geradezu auf die Psyche aus und irgendwann dachte ich, das sei auch für die Besucher schwer erträglich, und ich gab das Projekt auf.

Als ich mich nun nach fast 20 Jahren auf den Vortrag vorbereitete, kam dieses Gefühl beim Durcharbeiten der Literatur wieder hoch. Unter dem Blickwinkel ›Vandalismus‹ verwandelt sich die gesamte Weltgeschichte zu einer Geschichte der Zerstörung von Bauten, Kunst und Kultur. Man sieht nichts Positives mehr, sondern hinter oder unter jedem Bau und jeder Stadtansicht erscheint nur noch die lange Folge der zerstörten Vorgängerbauten und -städte.

Irgendwann fühlte ich mich an Walter Benjamin erinnert, dessen Engel der Geschichte mit weit aufgerissenen Augen auf die Geschichte der Menschheit blickt und nur einen einzigen Strom der Zerstörung sieht, denn der Sturm, der die Menschen vom Paradies wegtreibt und den wir Fortschritt nennen, so Benjamin, hinterlässt nur Trümmer und Wüsten.¹ Die Geschichte wird zum verschlingenden Orkus und bezeichnenderweise gleichen ja auch die Darstellungen der Zerstörung von Städten und Bauten jahrhundertlang dem imaginierten Blick in eine Hölle.

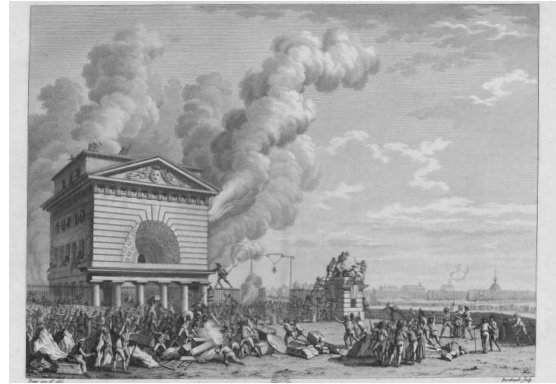
Es war dann fast schon wieder beruhigend, als ich im Vorwort von Alexander Demandts großer Studie über Vandalismus, in der er auf 300 Seiten mehrere tausend Beispiele quer durch die Weltgeschichte ausbreitet, lesen konnte, »das Thema ist schrecklich und zehrt am Geist, daher mußte ich es [durch eine Publikation] loswerden.«² Ich bin somit für die Einladung dankbar, denn sie bot mir die Möglichkeit, ein verdrängtes Thema wenigstens im Rahmen dieses Vortrags neu zu überdenken. Das Material ist fast unüberschaubar und es wächst ständig weiter, insbesondere da im Zuge eines immer schnelleren weltweiten demografischen und ökonomischen Wandels zum einen immer mehr zerstört wird und sich zum anderen auch ein immer breiteres Bewusstsein in der Öffentlichkeit für den kontinuierlichen Verlust an kulturellen Werten entwickelt. Deshalb werden auch die zerstörten und verlorenen

1 Benjamin 2010.

2 Demandt 1997, 12.



1. Hubert Robert, *Die Zerstörung der Bastille, 1789*



2. Prieur, *Brand der Barrière de la Conférence, 12. Juli 1789*

Bauten von immer mehr Städten mit zum Teil aufwändigen Publikationen dokumentiert.

In den früheren Überblicksdarstellungen von Julius von Végh³ und Louis Réau⁴ wird Vandalismus in der Nachfolge des französischen Priesters und Jakobiners Abbé Grégoire als blinde und sinnlose Zerstörung definiert und vom religiös oder politisch motivierten Ikonoklasmus, also den Bildzerstörungen in der Antike, in Byzanz und im Umfeld der Reformation abgegrenzt. Grégoire hatte den Begriff Vandalismus 1794 angeblich erfunden, um damit gegen die Zerstörung von Architektur und Kunst in der Folge der französischen Revolution zu argumentieren: »Ich prägte den Begriff, um dieser Sache ein Ende zu setzen.«⁵ Die Revolution sollte nicht in den Ruf der Barbarei geraten, eine blindwütige Zerstörung von Kultur passte nach Auffassung von Grégoire nicht in das aufklärerische Programm einer Befreiung des Menschen aus feudaler Knechtschaft.

Dass die Bilderstürmerei während der ersten Jahre der französischen Revolution durch und durch gesellschafts- und machtpolitisch motiviert war, wurde durch Grégoires Abwehr des Vandalismus umgedeutet. Die radikalen Jakobiner forderten ausdrücklich, alle Zeichen der Herrschaft der vorangegangenen Epochen sollten unter dem Motto

der *Égalité* beseitigt werden. Das bezog sich nicht nur auf das Symbol des Ancien Régime, die Bastille, die als erstes Stein um Stein geschleift wurde, wobei der geschäftstüchtige Bauunternehmer, le patriote Pierre-François Palloy, das Material zu zehntausenden von Freiheitstrophäen und -medaillen umwandeln und verkaufen ließ. Kirchtürme wurden genauso wie Herrscherporträts buchstäblich geköpft, und die Zeichen der Ungleichheit – prunkvolle Fassaden in Lyon, die Königsgräber in St. Denis oder Klöster wie Cluny – durch Zerstörung egalisiert: »Verhängen wir den Tod über diese Wohnstätten des Verbrechens, deren königliche Pracht der Armut des Volkes Hohn sprach.«⁶ Die Zerstörung der »*vestigia servitutis*« der Zeichen der Knechtschaft, findet sich schon in der Antike, als beispielsweise Timoleon den Palast des Tyrannen Dionysios II. von Syrakus »als sichersten Ausgangspunkt der Freiheit« zum Abriss durch die Bürger freigab, wie Plutarch schreibt, und an dessen Stelle ein Gerichtsgebäude errichten ließ, »um so zur Genugtuung der Bürger über der gestürzten Tyranis die Demokratie aufzurichten.«⁷ Zur Ironie der Architekturgeschichte zählt allerdings, dass nach der Zerstörung der Bastille als erstes die beim Volk verhassten Zollhäuser von Claude-Nicolas Ledoux brannten, denn in diesen »*barrières fiscales*« schöpfte das Königshaus Geld

3 Végh 1915.

4 Réau 1959; Freedberg 1985.

5 Zitiert nach Gamboni 1998, 17; Tauber 2009.

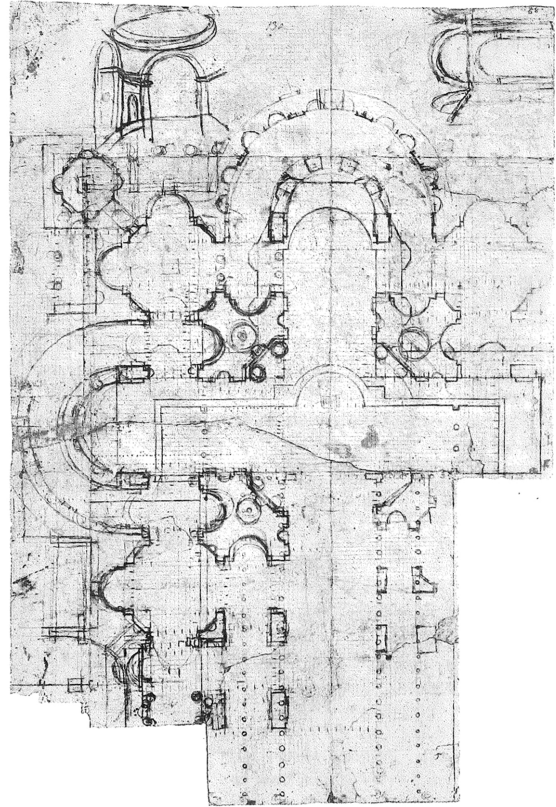
6 Kleinclausz 1978, 349, zitiert nach Gamboni 1998, 34; vgl. Demandt 1997, 154–158.

7 Plutarch: Große Griechen und Römer (Bd. 4) (1957) 195.

ab und verteuerte damit die Waren für die Bürger.⁸ Jene Zollhäuser also, die 130 Jahre später von dem Architekturhistoriker Emil Kaufmann zur ›Revolutionsarchitektur‹ erklärt wurden. Der Bildersturm der französischen Revolution war nicht blind, sondern eine bewusste politische Aktion der aufsteigenden neuen Klasse. Grégoires Verknüpfung von Vandalismus mit Dummheit blieb jedoch erhalten, jede Form von angeblich sinnloser Zerstörung, von Schmierereien an Wänden über das Zerschlitzen von Sitzbänken bis zur Grabschändung, wird bis heute mit diesem Begriff belegt.

Gegen diese Unterscheidung zwischen einem rein religiös motivierten, und damit in einen Sinnzusammenhang gestellten Ikonoklasmus, und einem blind-dummem, vom historischen Kontext abgelösten und gleichsam anthropologisch immanent begründeten Vandalismus, führten Martin Warnke, Horst Bredekamp und Berthold Hinz um 1970 einen differenzierteren und gleichzeitig umfassenderen Deutungsansatz ein. Kunst und Architektur wurden als »Medium sozialer Konflikte«⁹ betrachtet. Über und mit Kunstwerken oder Bauwerken werden politisch, sozial, ökonomisch und religiös motivierte Auseinandersetzungen und Kämpfe – dieses Motivationsgeflecht ist kaum auflösbar – bis hin zur Zerstörung ausgetragen. Nur am Rande sei vermerkt, dass dieser inzwischen ganz selbstverständliche sozialgeschichtliche Interpretationsrahmen damals als völlig unangemessene Betrachtungsweise eines kunstreligiösen Themas abgelehnt und massiv kritisiert wurde.

Mit dem Ansatz, Bilderstürmerei als sozial und politisch motivierte Handlung zu verstehen, kann darüber hinaus auch ein Bezugsrahmen integriert werden, den Martin Warnke¹⁰ als Vandalismus von oben (Zerstörung durch die Herrschenden) oder von unten (durch die Unterlegenen) und Françoise Choay zwanzig Jahre später als »positiven oder negativen Vandalismus«¹¹ bezeichneten. Als die konstantinische Basilika Alt-Sankt-Peter für den Neubau Bramantes, welcher der Repräsentations- und



3. Donato Bramante, Überlagerung der Grundrisse von Alt- und Neu St. Peter, 1505

Prunksucht Julius II. besser entsprach, abgerissen wurde, oder als der Augsburger Stadtwerksmeister Elias Holl 1614 beauftragt wurde, das völlig intakte gotische Rathaus der Stadt für einen repräsentativen Neubau abzuräumen, oder als Baron Haussmann ganze Straßenzüge mit wertvoller Bausubstanz niederlegen ließ, um neue Prachtboulevards für das Paris Napoleons III. zu schaffen, dann war das nach Choay ein »positiver« Vandalismus, denn an die Stelle der zerstörten Bauten traten neue Kunstwerke, die Zerstörung wurde gleichsam ausgeglichen. Horst Bredekamp beschrieb deshalb den gesamten Bauprozess von St.

8 Vgl. den Stich von Jean Louis Prieur mit der Darstellung der Zerstörung der Barrière de Passy am 12. Juli 1789, in: Jacques – Mouilleseaux 1988, 24 f.

9 Bredekamp 1975.

10 Warnke 1973, 7–13.

11 Choay 1992, 22 f.

Peter als »produktive Zerstörung«¹² und der inzwischen geläufige Begriff ›Hausmannisation‹ umschreibt diese Ambivalenz. Bezeichnenderweise werden diese Beispiele bis heute gerne während des Architekturstudiums angeführt, um die dem Architektenberuf scheinbar immanente Zerstörung von Vorgängerbauten zu rechtfertigen, beziehungsweise um auf die Praxis vorzubereiten. Oder es wird ein Motto von Luigi Snozzi bemüht: »Bauen bedeutet Zerstörung. Zerstöre mit Verstand.«¹³ Das macht die Sache allerdings nicht viel besser, denn nicht die Vernunft, sondern Geld, Macht und Ideologien bestimmen die Architektur.

Martin Warnke bezeichnete diesen Vorgang präziser als einen Vandalismus der Herrschenden, die sich dieses Privileg zur Zerstörung herausnehmen, während beispielsweise die Bauern, die im 16. Jahrhundert eine Burg zerstörten, die sie unter Zwang hatten errichten müssen und anschließend nichts Neues schufen, deswegen als sinnlos wütende Vandalen bezeichnet werden: »Diejenigen Zerstörungsakte, welche die Destruktion durch neue Konstruktion ausglich, werden zu den großen Daten der Kunstgeschichte gerechnet,« schrieb Warnke sarkastisch, während diejenigen »Zerstörungsakte, die aus Ohnmacht heraus den Verstoß gegen Machtsymbole unternahmen, ohne neue Machtzeichen setzen zu können, [...] als sinnlose Bilderstürme beklagt und denunziert« werden. »Zerstörung gerät den Siegern zum Privileg, den Unterlegenen zum Sakrileg.«¹⁴ Ergänzt werden muss dazu allerdings, dass zahllose Sieger der Geschichte Vandalismus betrieben, nur um ihre Macht zu zeigen und um die Besiegten der ›damnatio memoriae‹ auszuliefern, ohne dass sie für die zerstörten Kulturgüter den geringsten Ersatz lieferten. Die Beispiele dafür reichen von Tamerlan bis zu Mao Zedong, der mit der ›Kulturrevolution‹ flächendeckende Zerstörung zum eigenen Machterhalt instrumentalisierte.

Auch muss zumindest die Frage erlaubt sein, ob der Neubau wirklich jedes Mal ein Gewinn war, den man bei St. Peter, dem Augsburger Rathaus und den Pariser Boulevards vielleicht konzidieren möchte. Aber wie steht es beispielsweise mit der Auslöschung von Tenochtitlan,

der größten und schönsten Stadt Altamerikas, um an der Stelle des Haupttempels im Zentrum der Aztekenherrschaft eine christliche Kathedrale zu errichten, die man nur als Pasticcio der üblichen spanischen Kirchen der Zeit bezeichnen kann? Oder die Zerstörung der Coricancha in Cusco, des goldenen Sonnentempels und höchsten und prachtvollsten Heiligtum des Inkareiches, um auf dessen Fundamenten und mit dessen Steinen ein mediokres Dominikanerkloster zu erbauen. Die Beispiele ließen sich beliebig ergänzen, sie sollen nur andeuten, dass eine Bewertung von Zerstörung als ›positiver Vandalismus‹ höchst problematisch, um nicht zu sagen unbrauchbar ist, denn damit werden nur unsere derzeitigen Werturteile projiziert und der Horizont unseres gegenwärtigen Geschichtsverständnisses dient als Werterahmen.

Gewalt gegen Architektur, die irgendeine Form von Bedeutung für einzelne oder Gruppen hat, basiert zu allen Zeiten auf der Demonstration von hegemonialer Macht und Herrschaft, um politische, territoriale, religiöse, soziale oder ökonomische Ansprüche – diese sind häufig miteinander verwoben – im öffentlichen Raum, also für jeden sichtbar und nachvollziehbar, auszudrücken. Alexander Demandt und Dario Gamboni¹⁵ haben etwa zwei Dutzend Formen von Vandalismus kategorisiert, vom Kunstfrevler bis zur Zerstörung als Kunstform, diese Differenzierungen sind im Rahmen des Beitrags nicht möglich. Aus der endlosen Folge der Gewalt gegen Architektur sollen im Folgenden nur einige Motivstränge mit wenigen Beispielen nachgezeichnet werden. Am bekanntesten ist die Zerstörung von heiligen Stätten und Bauten, denn diese sind am stärksten mit der Identität einer Gruppe verbunden, die durch deren Verlust auch als Gemeinschaft vernichtet, beziehungsweise der neuen Hegemonie eingeordnet werden soll. Dass diese heiligen Orte dann von den Siegern mit Sakralbauten ihres Glaubens besetzt werden, ist hegemoniale Machtdemonstration, denn für deren Religion hatte der Ort ja in den meisten Fällen keinerlei besondere Bedeutung. Dass an der Stelle der römischen Tempel christliche Kirchen entstanden, die dann wieder durch Moscheen ersetzt wurden, ist Demütigung des

12 Bredekamp 2008; Bredekamp 2010, 273–276, Zitat Seite 276: Bramante »läßt die Zeichnung als Mauerbrecher wirken«.

13 R. Hollenstein: Zum 70. Geburtstag des Tessiner Architekten Luigi Snozzi. Bauen mit Verstand, in: NZZ vom 29.07.2002.

14 Warnke 1973, 10 f.

15 Gamboni 1998.



4. Der Tempelberg in Jerusalem mit den Resten des herodianischen Tempels und dem Felsendom, Aufnahme circa 2010

jeweils Besiegten und Demonstration von Macht durch Architektur. Natürlich finden sich auch zahllose Beispiele für eine Zerstörung von heiligen Bauten, ohne dass die Herrschenden den Platz wieder mit ihrem Kult besetzten, das gilt insbesondere für Synagogen.

Aus diesem ebenso ubiquitären wie endlosen religiös verbrämten Vandalismus soll nur Jerusalem, die heilige Stadt der Juden, Christen und Moslems, kurz in den Fokus genommen werden. Der Tempelberg¹⁶ galt den Juden als Gründungsfels der Welt, dort stand der salomonische und nach dessen Zerstörung der herodianische Tempel. Dieses höchste Heiligtum der Juden wurde 70 n. Chr. durch die Römer zerstört, an dieser Stelle entstand ein Jupitertempel, dann eine christliche Kirche und als die Araber die Stadt eroberten, wurde der Felsendom errichtet, der aufgrund seiner Verknüpfung mit der sogenannten Nachtreise Mohammeds, seinem Gespräch mit den Propheten, zu einem der bedeutendsten Heiligtümer des Islam wurde.¹⁷ Hier wurde somit die Tradition des heiligen Ortes von einer Religion in die andere übernommen. Die Kreuzfahrer setzten 1099 ein Kreuz an die Stelle des Halbmonds über dem Felsendom, Saladin ließ dieses 1187

wieder entfernen und die Moschee »reinigen«. Wie brisant dieser Ort ist, zeigt sich daran, dass Ariel Sharons Besuch des Tempelbergs, der von Gläubigen des Islam als Schändung empfunden wurde, die zweite Intifada auslöste, die etwa 5.000 Tote zur Folge hatte, und dass die gelegentlich formulierte Forderung von orthodoxen Juden, den Felsendom abzureißen und den Tempel an dieser Stelle wieder zu errichten, zu entsprechend heftigen Reaktionen führt.

Das Gegenstück zur Geschichte des Tempelbergs ist die Zerstörung der Grabeskirche in Jerusalem im Jahr 1009 durch den ägyptischen Fatimiden-Kalifen Al-Hakim, der angeblich Tausende von christlichen Gotteshäusern zerstören ließ und mit dem eine Epoche der Toleranz endete. Die Nachricht von der Zerstörung dieses heiligen Ortes der Christen führte zu den ersten Pogromen an Juden in Europa, denn angeblich hatten sich Juden an der Zerstörung beteiligt.¹⁸ Beim Aufruf von Papst Urban II. zum ersten Kreuzzug am 27. November 1095 ging es vordergründig um die Befreiung der heiligen Bauten, denn er soll verkündet haben, in Jerusalem würde die Lehre des Teufels verkündet und die Moslems hätten die Kirchen in Ställe verwandelt.¹⁹ 1099 eroberten dann die Kreuzfahrer

16 Vgl. zum Folgenden Naredi-Rainer 1994.

17 Nirenberg 2015, 173 ff.: »Judaisierung und Entjudaisierung des Islam«.

18 Riley-Smith 2014; Crusades, in: Encyclopaedia Judaica 1971, Bd. 5, Sp. 1135–1145.



5. Zerstörung Jerusalems

die Stadt, Moscheen und Synagogen wurden zerstört, die angebliche Befreiung der Bauten endete in einem furchtbaren Gemetzel. Wohl selten in der Geschichte hat Gewalt gegen Architektur eine derartig unübersehbare Folge an Gewalt gegen Menschen ausgelöst – bis ins 20. Jahrhundert hörten die Pogrome nicht mehr auf. Es spricht für die Vernunft der islamischen Herrscher, die auf die Kreuzritter folgten, dass sie den Kreislauf der Zerstörung nicht fortsetzten, allerdings verboten sie auch über lange Zeiträume, überhaupt Kirchen und Synagogen zu bauen.

Trotzdem kam es immer wieder zu Gewalt gegen Bauten. So wurde die Jehuda he-Hasid Synagoge, die im jüdischen Viertel Jerusalems Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet worden war, bei Auseinandersetzungen bereits 1721 zerstört und blieb dann 140 Jahre als Ruine liegen, weshalb sie nur noch als Hurva, hebräisch »die Ruine«, bezeichnet wurde.²⁰ Von 1857 bis 1864 wurde sie als Beis Yaakov-Synagoge wieder aufgebaut, behielt aber den Namen Hurva. Diese größte Synagoge der Aschkenasim wurde bei den Kriegen um die Staatsgründung 1948 von der arabischen Legion wieder zerstört. Als die Israelis 1967

die Altstadt Jerusalems eroberten und dann nach und nach alle arabischen Elemente aus dem jüdischen Viertel entfernten, wurde nur ein Bogen der Hurva rekonstruiert und die Ruine blieb als eine Art Mahnmal erhalten. Im Jahr 2000 beschloss die Knesset die Rekonstruktion der Synagoge, mit dem erklärten Ziel, der Bau solle »die historisch begründeten Ansprüche des jüdischen Volkes«²¹ auf Jerusalem dokumentieren. Aus einem Ruinenmahnmal wurde so ein dauerhaftes Siegeszeichen, das territorialen Anspruch verkündet.

Durch Rekonstruktion, also durch Aufhebung eines historischen Bruchs, wird der Sieg über diejenigen demonstriert, die einen heiligen oder machtpolitisch bedeutsamen Bau zerstört hatten. Ein historisches Beispiel dafür sind die von Henri IV. angeordneten Rekonstruktionen der durch die Hugenotten zerstörten Kathedralen in Valence und Orléans »comme ils étaient par le passé«.²² Mit der Wiederherstellung der katholischen Macht wurden auch die zerstörten Zeichen des Glaubens so rekonstruiert, als ob es nie eine Unterbrechung gegeben hätte. Vergleichbar mit dieser Art von Geschichtskorrektur durch Aufhebung

19 Demandt 1997, 131; Kleen 2011; Maier 2001, 13–30.

20 Minta 2010.

21 G. Rosenfeld: A New Ruin Rising: The Hurva Synagogue's Latest Incarnation, in: Forward, November 9, 2007.

22 Seng 2010.



6. Rekonstruierter Bogen der zerstörten Hurva-Synagoge, circa 1970

einer Zäsur wäre die Rekonstruktion der 1931 auf Anordnung Stalins gesprengten Erlöserkirche in Moskau. Genau an der Stelle des größten Sakralbaus der orthodoxen Kirche sollte als Siegeszeichen des Kommunismus der »Palast der Sowjets« errichtet werden. Die Fundamente waren bereits gelegt, dann kam der Zweite Weltkrieg, die Baugrube wurde nach Stalins Tod zu einem Schwimmbad ausgebaut und nach dem Fall der Sowjetunion ließ der Bürgermeister Moskaus, Juri Michailowitsch Luschkow, die Erlöserkirche mit dem Geld von Ölmagnaten als »Symbol für den Fall des Kommunismus und der Wiedergeburt Russlands« am ursprünglichen Ort rekonstruieren.²³

In diese Reihe einer politisch ideologisch motivierten Auslöschung der Erinnerung, bei der Zerstörung und Rekonstruktion ineinandergreifen, gehört auch der Umgang mit dem Berliner Stadtschloss. 1950 wurde das Hohenzollern-Schloss auf Anordnung Walter Ulbrichts als Zeichen der Preußenherrschaft gesprengt, um Platz zu machen für einen großen Kulturpalast, vor dem die sogenannten Standdemonstrationen stattfinden sollten. Die Planung des Bauhäuslers Richard Paulick wurde nach Stalins Tod nicht mehr ausgeführt, stattdessen entstand von 1973 bis 1976 der »Palast der Republik« als Repräsentationsbau der DDR. Der 2003 vom Deutschen Bundestag beschlossene

Abbruch des SED-Palasts, wie bereits vorher des gegenüberliegenden DDR-Außenministeriums, sowie der Beschluss zur Rekonstruktion des Hohenzollern-Schlusses waren politisch motivierte Aktionen zur Beseitigung der architektonischen Erinnerung an die DDR im Zentrum der Hauptstadt der Bundesrepublik.²⁴

Bei der Paulinerkirche in Leipzig, die ebenfalls auf Anordnung von Ulbricht 1968 gesprengt wurde, um einem Universitätsneubau mit einem riesigen Karl-Marx-Relief Platz zu machen, sollte der ideologische Vandalismus auf Wunsch vieler Bürger nach der Wende durch eine Rekonstruktion der spätgotischen Kirche wieder aufgehoben werden. Die Entscheidung fiel aber dann auf einen die Geschichte karikierenden Neubau, mit dem die Stadt nun auf Dauer bestraft ist.²⁵

Bei politischen Auseinandersetzungen zielt Zerstörung von Symbolbauten auf die Auslöschung der mit den Bauten historisch gewachsenen Identität einer Nation oder Bevölkerung. So sollte die Zerstörung der Pfalz im Erbfolgekrieg mit der Vernichtung Heidelbergs und des Kaiserdoms in Speyer auch die deutsche Geschichte in dieser Region auslöschen. Nach dem Abzug der Franzosen blieb deshalb das Heidelberger Schloss bewusst als mahnende Ruine erhalten. Als die deutschen Truppen dann im Ersten Weltkrieg gezielt die Krönungskathedrale der französischen Könige in Reims beschossen, wurde dies ausdrücklich als Rache für die Zerstörung des deutschen Kaiserdoms vor 200 Jahren deklariert.²⁶ Ein zentraler französischer »lieu de mémoire«, ein »Kristallisationsort«²⁷ historisch begründeter nationaler Identität, sollte zerstört werden. Der ideologische und politische Vandalismus suchte seine Legitimation auch über Jahrhunderte zurück aus der Geschichte.

Die mörderische Vernichtung von Menschen und Kultur fand einen Höhepunkt im Nationalsozialismus. Nach der Besetzung Polens durch NS-Deutschland begann die systematische Auslöschung polnischer Kultur von der Ermordung der Bildungsschicht über die Zerstörung von Bibliotheken und Bauten bis zur »Germanisierung

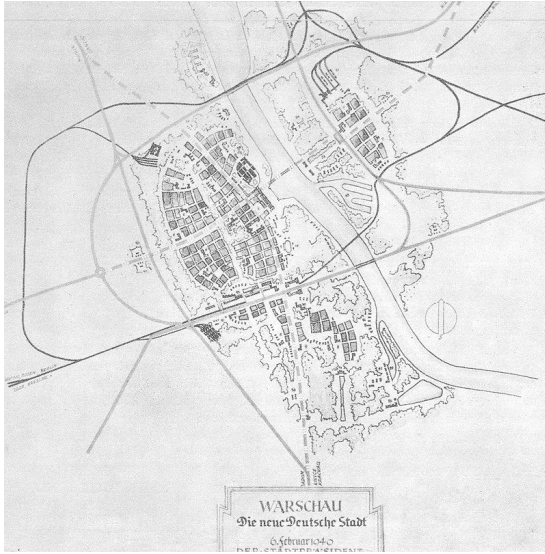
23 Nerdinger 2004, 8 ff.

24 Hennes 2005.

25 Helmstedt – Stötzner 2015.

26 Rolland 1954, 117 f.

27 François – Schulze 2009, 17; François 2005, 12.



7. Hubert Groß, Plan für »Warschau. Die neue deutsche Stadt«, 1940

des Bodens«, einer perversen »Eindeutschung« der Landschaft.²⁸ Die Zerstörung der polnischen Städte zielte immer auch darauf, die kulturellen Symbolbauten auszulöschen. So sollte für die neue deutsche Stadt Warschau die polnische Millionstadt komplett beseitigt und genau an der Stelle des Schlosses der polnischen Könige eine monumentale Halle des Volkes für die 100.000 »deutschen Arier« errichtet werden, die man dort neu ansiedeln wollte. 1945 erklärte der für den Wiederaufbau zuständige Denkmalpfleger, Jan Zachwatowicz: »Die Deutschen, die uns als Nation vernichten wollten, zerstörten auch die Denkmäler unserer Geschichte. Die Nation und die Denkmäler sind jedoch eins, deshalb besteht geradezu eine Pflicht zu einer genauen Wiederherstellung, denn damit werden die Nation und ihre Denkmäler an die nächsten Generationen weitergegeben.«²⁹ Während die zerstörte Altstadt und einige Straßenzüge sofort nach Kriegsende rekonstruiert wurden, konnte das Schloss allerdings erst in den 1970er Jahren wieder aufgebaut werden, da die

Moskauer Machthaber dem polnischen Nationalgefühl, das sich dann mit Architektur verbinden konnte, lange misstrauten.

Die Beschießung der Nationalbibliothek von Sarajewo durch serbische Truppen 1992 ist in den Dimensionen mit den NS-Verbrechen nicht vergleichbar, aber Ziel war es ebenfalls, durch Zerstörung des dort lagernden »Gedächtnisses« der Bosnier die Kultur einer Nation auszulöschen. Zwei Millionen Bücher und Dokumente verbrannten. Hier erfolgte die Rekonstruktion sofort nach Kriegsende, viele Dokumente sind allerdings unwiederbringlich verloren.

Die endgültige Auslöschung eines politischen und ideologischen Gegners durch Zerstörung von dessen Bauwerken und der damit verbundenen Macht, Religion oder Weltanschauung ist ein Leitmotiv der Gewalt gegen Architektur durch die Jahrtausende. Es sei nur noch auf ein paar Beispiele aus der Nachkriegszeit verwiesen. So war der Amtssitz Hitlers, die Reichskanzlei, ein zentrales Ziel der sowjetischen Armeen. Sie wurde als Demonstration des Sieges trotz relativ geringer Beschädigung abgerissen und der Marmor wahrscheinlich für ein sowjetisches Siegesmal und eine U-Bahn-Station verwendet. Auf Anordnung der sowjetischen Behörden wurden zwischen 1945 und 1949 hunderte von Schlössern und Gutshöfen im Gebiet der Besatzungsmacht abgerissen, um die Zeichen der Feudalherrschaft zu beseitigen und um dem geplanten Kolchosen-System, den LPGs, den Weg zu ebnen. Heinrich Magirius hat diesen von der DDR bis in die 1960er Jahre fortgesetzten Vandalismus dokumentiert.³⁰ Und noch 1968 befahl Leonid Breschnew, das Schloss in Königsberg, Stammsitz und Ort der Krönung der preußischen Könige, abzureißen, um damit die letzten Spuren des Preußentums in der inzwischen russischen Stadt Kaliningrad verschwinden zu lassen. Aneignung der Historie durch Abriss ist vielfach nach 1945 in ehemals deutschen oder von Deutschen besetzten Gebieten nachweisbar. So wurde beispielsweise in Posen das unter preußischer Herrschaft 1892 errichtete Neue Rathaus, für das die alte

28 Wasser 1994; Gutschow – Klain 1998; Gutschow 2001.

29 Zachwatowicz 1946; vgl. Herber 2014, 138.

30 Magirius 1993.



8. Gebäude des japanischen Generalgouverneurs in Seoul, im Hintergrund der Gyeongbokgung Palast

Stadtwaage abgetragen worden war, 1945 entfernt und bis 1960 der ›polnische‹ Vorgängerbau komplett rekonstruiert.

Geschichtsberichtigung durch Entfernung oder Zerstörung von Architektur findet sich auch in anderen Ländern und Kulturen. So ließ das koreanische Parlament noch 1995 einen monumentalen Großbau in Seoul abreißen, der von 1916 bis 1926 als Amtssitz des seit 1910 über Korea herrschenden japanischen Generalgouverneurs errichtet worden war und bis 1945 als ›Seoul Capitol‹ das Zentrum der Besatzungsmacht bildete. Auch nach einem halben Jahrhundert wurde der Bau immer noch als Symbol der verhassten Besatzer angesehen und anlässlich des 50. Jahrestags der Unabhängigkeit von Japan in einer politisch genau inszenierten Zerstörung beseitigt, um den dahinter liegenden, von den Japanern teilweise zerstörten Gyeongbokgung-Palast der koreanischen Herrscher des 19. Jahrhunderts freizustellen, der nun nach umfangreicher Rekonstruktion als neues Staatszentrum dient.³¹

Zerstörung von Symbolbauten dringt tief in das kollektive Gedächtnis ein, da damit auch die gemeinsame Geschichte, welche die Identität einer Bevölkerung prägt, verletzt wird. Reaktionen erfolgen deshalb auch noch nach langen Zeitabständen. So ist die Brandschatzung des Alten Sommerpalasts bei Peking, eine der größten Palastanlagen

aller Zeiten, durch französische und englische Invasions-truppen im Opiumkrieg 1860 bis heute in China unvergessen. Das riesige Ruinenfeld wird fast wie ein Mahnmahl an die Barbarei der Europäer inszeniert. Der über vier Quadratkilometer große Palast wurde inzwischen sogar rekonstruiert, allerdings von einer Filmgesellschaft 1.000 km vom originalen Schauplatz entfernt.

Auf die umfassendste und am tiefsten greifende Form von Gewalt gegen Architektur, auf den »Vandalism édilitaire«,³² die Opfer von Kultur für Wachstum und Fortschritt, soll abschließend nur noch ein Blick geworfen werden. Dem Wachstum wurde zu allen Zeiten durch Abbruch Platz geschaffen, die Radikalität mit der im 20. Jahrhundert Städte umgebaut werden, ist nur deshalb erschreckender als der Stadttumbau früherer Zeiten, da die Zerstörung des Alten in anderen Dimensionen und in immer kürzeren Zyklen erfolgt. Die radikalsten Pläne zur Auslöschung der alten Städte für den Fortschritt legte Le Corbusier vor, der den Städtebauer als Chirurgen bezeichnete, dessen Operationen die Städte für die Zukunft lebensfähig machen sollten: »Unsere Welt ist wie eine Schädelstätte, bedeckt mit dem Schutte toter Zeiten. Ein Versuch ist unsere Pflicht: den Rahmen unseres Lebens aufzubauen. Wegzuschaffen aus unseren Städten die Gebeine, die in ihnen faulen und die Städte unserer Zeit aufzurichten.«³³ Auch wenn man den ›Plan voisin‹ für Paris als rein theoretische Modellstudie verstehen will, bleibt die Radikalität, mit der alte Stadtviertel ausgelöscht werden, erschreckend. Als Le Corbusier sein Stadtmodell der ›Ville radieuse‹ einfach über den leer geräumten Grundriss von Moskau legte, war das auch für seine russischen Bewunderer zu viel, denn nun erkannten sie, dass dessen städtebauliche Ideen nichts mit einem menschengerechten Stadttumbau zu tun hatten, sondern dass seine neue Stadt nur nach den Interessen des Kapitals – das heißt für Mobilität, Motorisierung und Gewinnmaximierung – modelliert war.³⁴ Jane Jacobs hat bereits 1959 die Brutalität, mit der Städtebau als ›Kahlschlagsanierung‹ für Kapitalinteressen betrieben wird, angeprangert. Ihr Buch wurde zum Bestseller, geholfen hat dies aber nichts.³⁵

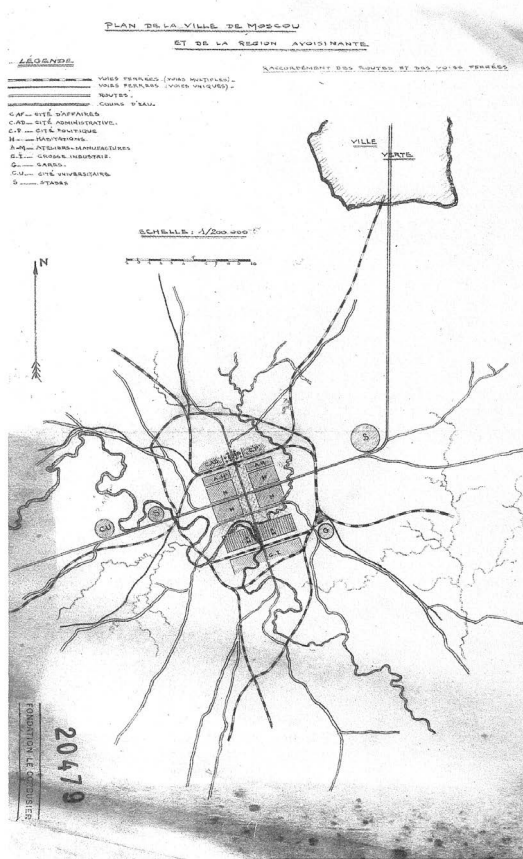
31 <http://ww2db.com/facility/Keijo_General_Government_Building> (Dezember 2016).

32 Demandt 1997, 169.

33 Le Corbusier 1929, 205.

34 Kopp 1970, 252 ff.; Cohen 1987, 174–196.

35 Jacobs 1961.



9 Le Corbusier, Plan für Moskau nach dem Schema der Ville Radieuse, 1930

Die Opfer für den angeblichen Fortschritt werden tagtäglich gebracht, wir haben uns inzwischen fast daran gewöhnt. Trotzdem soll auf einige architekturgeschichtlich bedeutsame Fälle hingewiesen werden, in die Architekten, Architekturhistoriker oder Denkmalpfleger impliziert waren. Bauten fallen der Zerstörung zum Opfer, wenn ihre Funktion überholt ist oder wenn sie nicht mehr wirtschaftlich sind. Die Zerstörung wird zudem befördert, wenn das Verständnis für die Epoche, in der diese Bauten entstanden sind, noch zu wenig entwickelt ist. So hatten Bauten des Historismus bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts wenig Befürworter, denn die Bauformen

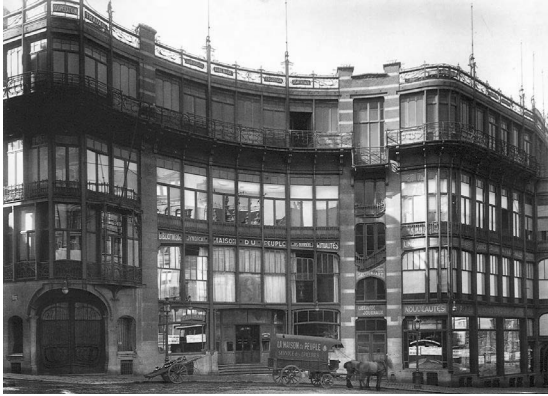


10. Abbruch der Pariser Markthallen von Viktor Baltard, 1973

galten nicht nur modernen Architekten sondern ganz allgemein als »eklektisch« und »unschöpferisch«. In England verschwanden zahllose herausragende Gebäude von Euston Station bis zum Imperial Institute, in Frankreich wurden die Inkunabeln des Eisenbaus, die großartigen Markthallen von Victor Baltard und in den USA die Werke der Beaux-Arts-Architektur abgerissen. Den Abbruch der Penn Station in New York, einer meisterhaften Transformation der Caracalla-Thermen von McKim, Mead & White, rechtfertigte Walter Gropius, der sein Wirken in den USA als Sieg des Bauhauses über die bis dahin dominante Beaux-Arts-Schule feierte, mit dem Argument, der moderne Mensch trage auch keine römische Toga mehr.³⁶ Diese Blindheit sowohl für architektonische Qualität als auch für die notwendige historische Dimension menschlicher Umwelt führte zu einem Umschwung – seit den 1970er Jahren wird die Beaux-Arts-Architektur zunehmend geschätzt und geschützt, während »Bauhaus-Architektur« für viele inzwischen zum Schimpfwort geworden ist. Auch die Architektur des Jugendstils wurde noch in den 1950er und 1960er Jahren verkannt. Als dann einer der schönsten Jugendstil-Bauten, Victor Hortas Maison du Peuple in Brüssel, für einen Neubau geopfert werden sollte, waren die Proteste zu schwach. Die Zerstörung der Maison du Peuple, um einer »Geldsackarchitektur«³⁷ Platz zu machen, wurde aber zum Symbol für die gesamte Stadtzerstörung Brüssels – »Bruxellisation« wurde zum Begriff für Architekturvandalismus.

36 Gropius 1964.

37 Mendelsohn 1926, 23.



11. Victor Horta, *Maison du peuple*, Brüssel (links), *Neubau nach Zerstörung* (rechts)

Treibende Kraft hinter der Zerstörung von Architektur sind fast durchweg ökonomische Interessen, denen sich leider auch Architekten fast immer unterordnen, selbst dann, wenn für ihren Neubau ein Gebäude eines großen Kollegen, dessen Bedeutung sie sehr wohl kennen, abgeräumt wird. Die Zerstörung von John Soanes Bank of England und von Louis Sullivans Stock Exchange in Chicago, der Abbruch von Frank Lloyd Wrights Larkin Building in Buffalo sowie von dessen Imperial Hotel in Tokio erfolgten aus rein finanziellen oder betriebswirtschaftlichen Überlegungen. Dass Egon Eiermann ohne große Bedenken einen eigenen, reichlich belanglosen Neubau an die Stelle des dafür abgerissenen Schocken-Kaufhauses von Erich Mendelsohn in Stuttgart setzte, ist leider bezeichnend für die Haltung selbst bedeutender Architekten.³⁸ Dass auch Bauten Eiermanns wieder abgerissen und von jüngeren Kollegen durch Neubauten ersetzt werden, gehört allerdings dann auch zum Kreislauf eines von ökonomischen Interessen diktierten Baumarkts. Die Zahl der aus wirtschaftlichen Gründen zerstörten Baudenkmäler geht in die Legion, der Kulturverlust ist Spiegel der Ohnmacht einer politisch abhängigen Denkmalpflege und Ausdruck der Macht des Kapitals.

Da die diesjährige Koldewey-Jahrestagung angesichts der Zerstörungen von Weltkulturerbe-Bauten unter das Motto ›Zerstörte Symbole‹ gestellt wurde, erlaube ich mir,

ans Ende meines Beitrags noch einige Sätze zum Thema ›Gewalt gegen Architektur als Instrument im Bilderkrieg‹ zu sagen. Die Bilder der Zerstörung üben eine gezielte Wirkung aus, denn Bilder können generell als ›Bildakte‹, als ›images agentes‹, verstanden werden, das heißt als ein Medium, das nicht nur rezeptiv aufgenommen wird, sondern das beim Sehenden etwas auslöst. Bilder führen zu Reaktionen beim Betrachter, sie beeinflussen das Empfinden, Denken und Handeln des Menschen. Die Wirkung von Bildern, und das schließt Architektur ein, die wir als räumliches Bild wahrnehmen, hat Horst Bredekamp in seinen Studien zum ›Bildakt‹ in spezifischer Parallele zum ›Sprechakt‹ analysiert und dabei auch die Bedeutung der medialen Inszenierung von Zerstörung und Gewalt durch Bilder eindringlich erklärt.³⁹ So war die Zerstörung der Twin Towers auch auf Bildwirkung und damit auf entsprechende Verbreitung und Wirkung angelegt, genauso wie die Medienbotschaften der Enthauptungen und der Vandalismus-Aktionen des IS. Palmyra wurde nicht zuletzt deshalb zerstört, um eine Bildbotschaft global zu verbreiten.⁴⁰

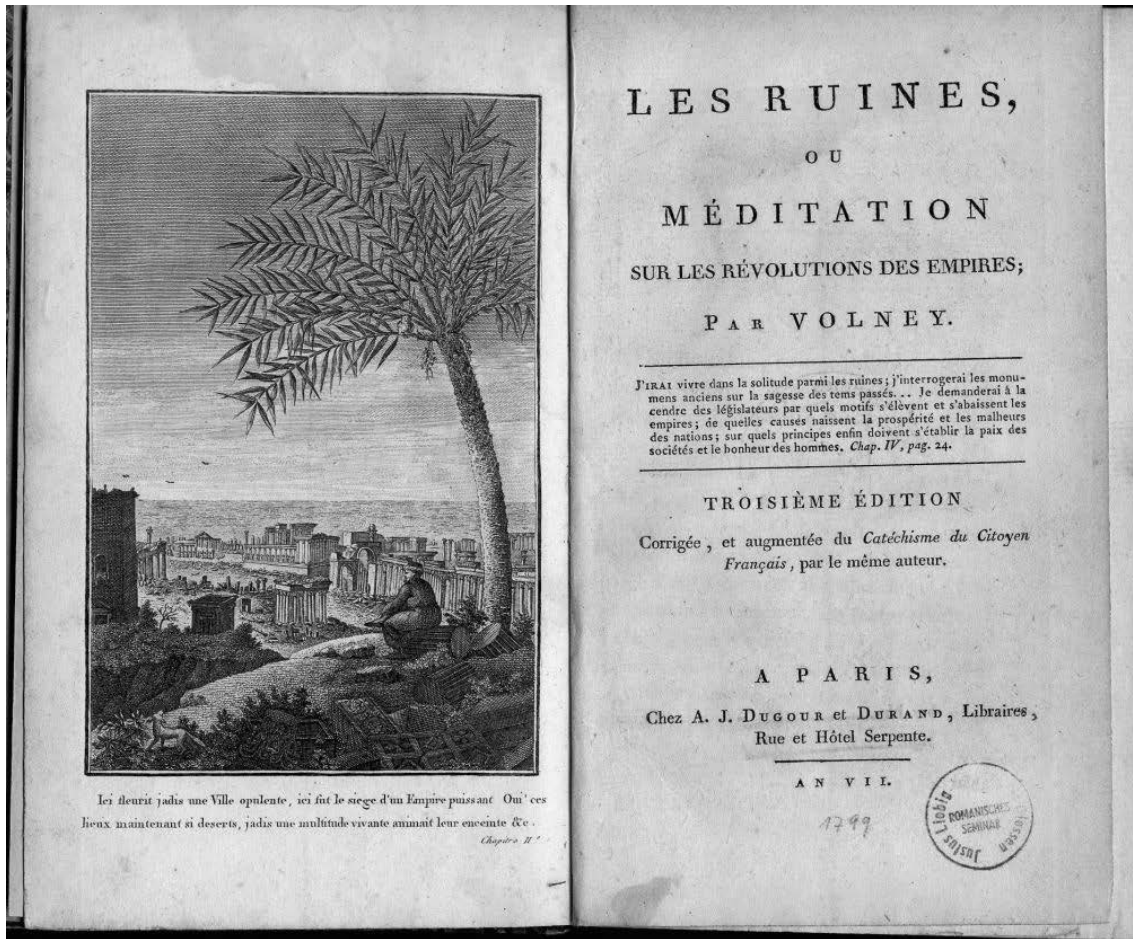
Die Botschaft mag sein, wie Paul Veyne in seinem ›Requiem auf Palmyra‹ schreibt, »sich und aller Welt zu beweisen, dass sie nicht sind wie wir, dass sie sie selbst sind.«⁴¹ Sie wollen mit der westlichen Welt und deren Werten brechen und mit der Zerstörung demonstrieren,

38 Schirmer 1984, 162 f.

39 Bredekamp 2010, 224–230.

40 Bredekamp 2016.

41 Veyne 2016, 102.



13. Constantin François Volney, *Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires*, Frontispiz und Titelseite, Paris 1789

»dass sie verschieden von uns und unserer Kultur sind.« Aber die Botschaft wird erst wirkmächtig durch die global verbreiteten und medial inszenierten Bilder. Die Zerstörungen der Buddhas von Bamiyan durch Taliban und des Baaltempels in Palmyra durch IS-Fanatiker sind deshalb auch als Instrumente in einem medialen Bilderkrieg zu verstehen, zu dem sowohl die Bilder von 9/11, wie auch von Abu Ghraib und Guantanamo gehören.

Unsere mediale Bilderwelt macht uns alle auch zu Konsumenten von globaler Gewalt. Deshalb möchte ich nicht mit diesen Bildern von Gewalt und Verbrechen

enden, sondern einen letzten Blick auf die Ruinen als Zeugnisse der Zerstörung werfen. Das Frontispiz zu C. F. Volneys Buch über »Die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche«⁴² von 1791 zeigt einen einsamen Betrachter der Ruinen Palmyras. Im Text erscheint dieser Person der »Geist der Freiheit« und erklärt ihr, dass eine Befreiung aus dem ewigen Kreislauf von Macht und Unterdrückung, Zerstörung und Gewalt nur durch Vernunft und Förderung der Freiheit erfolgen kann. Für den, der aus den Ruinen »zu lesen weiß«,⁴³ sind nach Volney die zerstörten Bauten nicht nur ein

42 Volney 1789.

43 Volney 1850, 6.



14. Luftbild des zerstörten Oradour-sur-Glane



15. Bernardo Bellotto, Ruine der von preußischen Truppen 1760 zerstörten Kreuzkirche, Dresden 1765

›Memento mori‹, sondern die Ruinen legen Zeugnis ab für die Égalité, die Gleichheit aller Menschen, denn sie vermengen »Fürstenstaub mit Sklavenstaub«, und damit sind sie auch ein Aufruf zur Aufklärung, um über die historische Erinnerung zur Freiheit und zu Humanität zu gelangen. In ähnlichem Sinne können beispielsweise die bis heute erhaltenen Ruinen des 1944 zerstörten Ortes Oradour-sur-Glane wirken, dessen Bewohner die SS

ermordete. Sie sind ein Mahnmal, das jedem Besucher ein ergreifendes ›Nie wieder‹ vermittelt. Dies ist auch die Botschaft von Bernardo Bellottos großartigem Gemälde der von preußischen Truppen 1760 zerschossenen Kreuzkirche Dresdens, die wie eine offene Wunde anklagend zum Betrachter spricht. Diese Anklage gegen Gewalt und die Forderung nach Aufklärung sind auch Aufträge für die Architekturgeschichte.

Anschrift des Verfassers:

*NS-Dokumentationszentrum München, Briener Straße
34, 80333 München*

Literatur

- Benjamin 2010: W. Benjamin: Über den Begriff der Geschichte (Hg. von Gérard Raulet) (2010)
- Bredenkamp 1975: H. Bredenkamp: Kunst als Medium sozialer Konflikte. Bilderkämpfe von der Spätantike zur Hussitenrevolution (1975)
- Bredenkamp 2008: H. Bredenkamp: Sankt Peter in Rom und das Prinzip der produktiven Zerstörung: Bau und Abbau von Bramante bis Bernini (2008)
- Bredenkamp 2010: H. Bredenkamp: Theorie des Bildakts (2010)
- Bredenkamp 2016: H. Bredenkamp: Das Beispiel Palmyra (2016)
- Choay 1992: F. Choay: L'Allégorie du patrimoine (1992)
- Cohen 1987: J.-L. Cohen: Le Corbusier et la mystique de l'URSS. Théories et projets pour Moscou 1928–1936 (1987)
- Demandt 1997: A. Demandt: Vandalismus. Gewalt gegen Kultur (1997)
- François 2005: É. François: Pierre Nora und die »Lieux de mémoire«, in: P. Nora (Hg.): Erinnerungsorte Frankreichs (2005) 7–14
- François – Schulze 2009: É. François – H. Schulze: Einleitung, in: É. François – H. Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte (Bd. 1) (2009) 9–26
- Freedberg 1985: D. Freedberg: Iconoclasts and their Motives (1985)
- Gamboni 1998: D. Gamboni: Zerstörte Kunst. Bildersturm und Vandalismus im 20. Jahrhundert (1998)
- Gropius 1964: W. Gropius: Tradition and Continuity in Architecture, in: Architectural Record, 1964, 5, 131–134; 1964, 6, 133–140; 1964, 7, 151–156
- Gutschow 2001: N. Gutschow: Ordnungswahn. Architekten planen im »eingedeutschten Osten« 1939–1945 (Bauwelt-Fundamente Band 115) (2001)
- Gutschow – Klain 1998: N. Gutschow – B. Klain: Vernichtung und Utopie. Stadtplanung Warschau 1939–1945 (1998)
- Helmstedt – Stötzner 2015: M. Helmstedt – U. Stötzner: Vernichtet, vergraben, neu erstanden – Die Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig. Gedanken und Dokumente (2015)
- Hennet 2005: A.-I. Hennet: Die Berliner Schlossplatzdebatte. Im Spiegel der Presse (2005)
- Herber 2014: G. E. Herber: Wiederaufbau der Warschauer Altstadt nach dem zweiten Weltkrieg (2014)
- Jacobs 1961: J. Jacobs: The Death and Life of Great American Cities (1961)
- Jacques – Mouilleseaux 1988: A. Jacques – J.-P. Mouilleseaux: Les architectes de la liberté (1988)
- Kleen 2011: M. Kleen: Der Kreuzzugsaufruf Papst Urban II. im Jahre 1095 (2011)
- Kleinclausz 1978: A. Kleinclausz: Histoire de Lyon, Lyon 1939–1952 (Band II) (Reprint 1978)
- Kopp 1970: A. Kopp: Town and Revolution (1970)
- Le Corbusier 1929: Le Corbusier (C.-É. Jeanneret): Städtebau (1929)
- Magirius 1993: H. Magirius: Verluste an Schlössern und Herrenhäusern in Sachsen seit 1945, in: Mitteilungen des Landesvereins sächsischer Heimatschutz e. V., 1993, 32–45
- Maier 2001: C. T. Maier: Konflikt und Kommunikation: Neues zum Kreuzzugsaufruf Urbans II., in: D. Bauer u. a. (Hg.): Jerusalem im Hoch- und Spätmittelalter. Konflikte und Konfliktbewältigung – Vorstellungen und Vergegenwärtigungen (2001)
- Mendelsohn 1926: E. Mendelsohn: Amerika. Bilderbuch eines Architekten (1926)
- Minta 2010: A. Minta: Hurva-Synagoge, in: W. Nerdinger (Hg.): Geschichte der Rekonstruktion – Konstruktion der Geschichte (2010) 250–251
- Naredi-Rainer 1994: P. Naredi-Rainer: Salomos Tempel und das Abendland. Monumentale Folgen historischer Irrtümer (1994)
- Nerdinger 2004: W. Nerdinger: Architektur Macht Erinnerung (2004)
- Nirenberg 2015: D. Nirenberg: Antijudaismus. Eine andere Geschichte des westlichen Denkens (2015)
- Plutarch: Große Griechen und Römer (Bd. 4) (1957)
- Réau 1959: L. Réau: Histoire du vandalisme. Les monuments détruits de l'art français (1959)
- Riley-Smith 2014: J. Riley-Smith: Die Kreuzzüge (2014)
- Rolland 1954: R. Rolland: Zwischen den Völkern: Aufzeichnungen und Dokumente aus den Jahren 1914–1919 (1954)
- Schirmer 1984: W. Schirmer (Hg.): Egon Eiermann 1904–1970. Bauten und Projekte (1984)
- Seng 2010: E.-M. Seng: Kathedrale Sainte-Croix, Orléans, und Kathedrale Saint Apollinaire, Valence, in: W. Nerdinger (Hg.): Geschichte der Rekonstruktion – Konstruktion der Geschichte (2010) 225–228
- Tauber 2009: C. Tauber: Bilderstürme der französischen Revolution. Die Vandalismus-Berichte des Abbé Grégoire (2009)
- Végh 1915: J. von Végh: Die Bilderstürmer. Eine kulturgeschichtliche Studie (1915)
- Veyne 2016: P. Veyne: Palmyra. Requiem für eine Stadt (2016)
- Volney 1789: C. F. Volney: Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires (1789)
- Volney 1850: C. F. Volney: Die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche und das natürliche Gesetz (Übersetzung G. Forster) (1850)
- Warnke 1973: M. Warnke: Bilderstürme, in: M. Warnke (Hg.): Bildersturm. Die Zerstörung des Kunstwerks (1973)
- Wasser 1994: B. Wasser: Himmlers Raumplanung im Osten. Der Generalplan Ost in Polen 1940–1944 (1994)
- Zachwatowicz 1946: J. Zachwatowicz: Program i zasady konserwacji zabytków [Das Programm und die Regeln der Denkmalpflege], in: BIULETYN HISTORII SZTUKI I KULTURY 1946, 1/2, 48–52

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Musée Carnavalet, Paris; Abb. 2: Bibliothèque nationale de France, Paris; gallica_bn.fr; Abb. 3: Florenz, Uffizien, Gabinetto dei Disegni e delle Stampe, Nr. 20A, aus: Bredenkamp 2010, 275; Abb. 4: Wikipedia; Abb. 5: Hartmann Schedel, Weltchronik, Nürnberg 149; Abb. 7: Gutschow – Klain 1998, 36; Abb. 8: <Koreanarchitecture.wordpress.cc>; Abb. 9: Fondation Le Corbusier 20479, aus: Cohen 1987, 177; Abb. 10: <<https://tumblr.co/Z8Kf1x21LzCFK>>; Abb. 11: <illustrationbr.blogspot.com>; Abb. 12: cuk.ch; Abb. 13: Volney 1789; Abb. 14: <kooxproductions.com>; Abb. 15: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Gemäldegalerie Alte Meister

Symbolik zerstörter Bauten – Essay

Ein Symbol, auch Sinnbild oder Wahrzeichen, ist »ein Gebilde, dem von einer bestimmten, mehr oder weniger großen Gruppe von Menschen ein besonderer, durch das Wesen des Gebildes selbst nicht nahegelegter Sinn verliehen worden ist.«¹ So ist zum Beispiel der Adler seinem Wesen nach ein flugfähiger Warmblütler – kurz ein Vogel, dessen symbolische Bedeutung sich nicht aus seinem Wesen oder seiner Gestalt ergibt. Seit Urzeiten, literarisch zuerst fassbar in der Ilias,² galt er als Überbringer von Botschaften des höchsten Gottes Zeus – und wurde zu dessen Attribut und schließlich zum Symbol für höchste Herrschaft bei den Römern, gezeigt unter anderem auf den Feldzeichen³. Im Mittelalter, im Zuge der ›renovatio imperii Romani‹, mit der die deutschen Kaiser ihre überregionale Herrschaft legitimierten,⁴ wurde der Adler zum Wappentier des mittelalterlichen ›Heiligen Römischen Reiches‹ – und damit auch der meisten Reichsstädte – und dann der beiden Republiken Deutschland und Österreich, die schließlich daraus hervorgegangen sind.

Symbol und Inhalt sind umso leichter zu entschlüsseln, je jünger das Symbol ist, wie etwa ein Verkehrszeichen oder die Sport-Piktogramme von Otto (Otl) Aicher für die Olympiade 1972. In gewisser Weise ähneln diese Symbole, die aus Vereinfachung gegenständlicher Abbildungen entwickelt wurden, den Vorformen von Schriftzeichen, etwa den Hieroglyphen. Schwer und nicht ohne zusätzliche Kenntnisse sind die vielfältigen Sinngehalte

religiöser Symbole zu erkennen, wie des Kreuzes oder des Halbmondes.

Auf Architektur und das Thema dieser Tagung bezogen kann auch ein Bauwerk als Symbol im Sinne von Wahrzeichen für eine Stadt, ein Land oder eine Religion erscheinen, wie der Petersdom für die Stadt Rom und darüber hinaus auch für die Römisch-Katholische Kirche. Der Kölner Dom steht ebenfalls als Symbol für die Katholische Kirche, zugleich für Köln, dann eine Zeitlang als deutsches Nationaldenkmal.⁵ Die Hagia Sophia in Istanbul (geplant und erbaut 532–537) steht hier für ein Monument, dessen Symbolgehalte mehrfach wechselten und noch heute für verschiedene Gruppen jeweils andere sind: Als Kirchenbau war sie zunächst ein staatliches Symbol des byzantinischen – genau genommen Römischen – Kaiserreiches und zugleich ein religiöses Symbol der Kirche. Sie wurde 1453 von Mehmet II. Fatih zur Hauptmoschee des Osmanischen Reiches und 1934 unter M. K. Atatürk programmatisch in ein profanes Museum umgewidmet.⁶

Der Turm zu Babylon⁷ (Abb. 1, 2) war ursprünglich das Symbol für die religiös begründete Herrschaft Nebukadnezars II., dann für Juden und Christen ein Symbol für Hybris und die Strafe der Sprachverwirrung. Dieser Turm zeigt, dass der symbolische Inhalt als Mythos oder auch nur als Begriff weiter bestehen bleiben kann, nachdem das Bauwerk verschwunden ist. Auch die Zerstörung allein kann den Inhalt des Symbols bilden, wie Sodom und

1 Schmidt – Schischkoff 1960, 586 f.

2 Ilias 8, 247; Aristoteles, hist. an. 619 b 6: »göttlicher Vogel«.

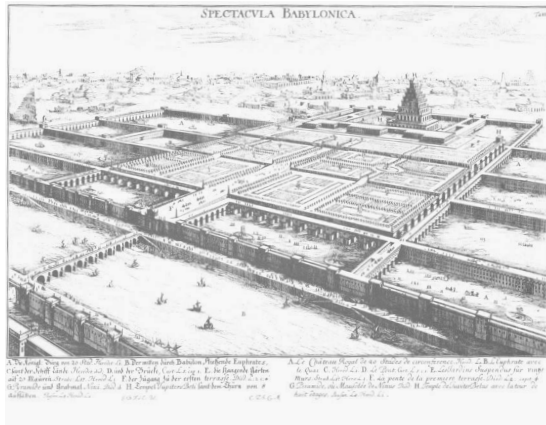
3 Plinius, nat. hist. 10, 16.

4 Schramm 1962.

5 Germann 1980, 161–167; Heine 1844, Caput IV; Stremmel 1980, 177–181.

6 Koenigs 2004, 304–308.

7 Marzahn – Schauerte 2008: Die beiden Bände aus Anlass der Berliner Ausstellung vereinen aktuelle Essays zu allen Aspekten der Babylon-Forschung.

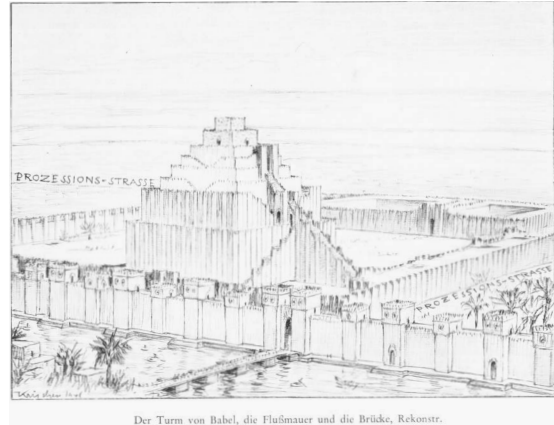


1. »Spectacula Babylonica«

Gomorra, Pompeji oder die ansonsten anspruchslosen Bauten von Hiroshima und Nagasaki⁸ zeigen.

Der Turmbau zu Babel im Vorderen Orient hat durch seine Erwähnung im Alten Testament den symbolischen Gehalt als Mahnmal vor der Hybris und als Symbol der Sprachverwirrung bekommen. Der Bibeltext besteht aus wenigen Sätzen (nach Luther): »Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache« (1. Mose 11, V. 1)... »und sie sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, dass wir uns einen Namen machen! Denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder« (V. 4). Und dann geschieht aber genau das: »Der Herr fuhr herab und zerstreute sie in alle Länder und verwirrte ihre Sprache, dass keiner des anderen Sprache verstehe« (V. 6–8).

Der biblische Turm blieb als Symbol für ein historisches Ereignis im »kulturellen Gedächtnis« von Juden und Christen.⁹ Und seit der Renaissance identifiziert man den Turm mit einem Bauwerk, wie es Herodot (484–425) beschrieben hat (Hist. I. 181): ein achtgeschossiger Turm, erschlossen von einer außen umlaufenden Treppe und mit einem Tempel auf der obersten Plattform. Herodot nennt Nebukadnezar II. (605–562 v. Chr.) als Auftraggeber, was



2. Der Turm von Babel

eine Datierung ins frühe 6. Jahrhundert bedeutet. Die genaue Erforschung Babylons von 1899 bis 1917 führt zum »Heros Eponymos« unserer Gesellschaft, Robert Koldewey (1855–1925, Abb. 2), und zum dritten fachinternen Symbolgehalt des Turmes von Babylon: dem einsamen Forscher in der Wüste.¹⁰

Der Turm Nebukadnezars selbst wurde das Opfer einer vermutlich rituell motivierten Zerstörung durch Xerxes (regierte 486–465) im Jahre 479/478 v. Chr. Die Reste des Turmes hat dann Alexander III. (regierte 336–323 v. Chr.) weitgehend abtragen lassen, angeblich mit der Absicht, ihn wieder aufzubauen und ihn als Symbol seiner Herrschaft erneut zu weihen.¹¹ Auch darin und im Scheitern dieses Planes hat man wieder ein Symbol der Hybris gesehen.¹² Anspielungen auf den Turm von Babylon unter dem Aspekt der Hybris finden sich seit der Renaissance in der Kritik und der Ästhetik von Turm- und Hochhausbauten.¹³ Eine andere – weniger verbreitete – Deutungstradition sah im Turm von Babylon ein positives Symbol geistiger Entfaltung der Menschheit durch Vielsprachigkeit und Weisheit.¹⁴ Wegen der Sprachverwirrung haben zwei Schriftsteller – zugleich Direktoren der Nationalbibliothek von Argentinien in Buenos Aires

8 Settis 2015.

9 Assmann 1992, 147. 163–166.

10 Marzahn 2008, 67–78; Boehmer 1989, 6–7. Taf. 28–60.

11 Arrian, Anab. III 16,4.

12 Strabon, Geogr. 16.1.5.

13 Lindemann 2008, 245–252.

14 Ost 1967, 127–135. Freundlicher Hinweis von U. Klein.



3. »Der Tempel von Jerusalem« 1493

– eine Verbindung vom Turm von Babylon zu einem anderen Kultursymbol, der Bibliothek von Alexandria (siehe unten), angenommen, nämlich Jorge Luis Borges (1889–1986) und Alberto Manguel (*1948).¹⁵

Der Jüdische Tempel in Jerusalem gehört zu den wichtigsten traditionellen Symbolbauten der Antike im Nahen Osten. Obwohl materiell nicht mehr vorhanden stellt er als Symbol bis heute das irdische Zentrum der jüdischen Religion und durch seine Erwähnung im Neuen Testament auch eines der bedeutendsten Symbole christlicher Überlieferung dar.¹⁶ Anders als bei den meisten ohne historische Beachtung zerstörten Heiligtümern des Altertums, hat sich die Erinnerung an den Jüdischen Tempel als religiöses und für die Juden zugleich als nationales Symbol weltweit verbreitet und bis heute erhalten, ohne dass man genau weiß, wie die Bauten dieses Namens eigentlich ausgesehen haben. Überliefert sind für den Standort auf dem Tempelberg in Jerusalem nacheinander zwei jüdische und ein römischer Tempelbau, erhalten ist am gleichen Standort nur noch ein muslimischer Memorialbau, der Felsendom (Abb. 3).

Der erste Tempel, der Tempel Salomos (regierte circa 965–928 v. Chr.), wurde gebaut mithilfe eines

phönikischen Baumeisters aus Sidon.¹⁷ Er wird nur in der Bibel beschrieben.¹⁸ Nach circa 350 Jahren, 597 v. Chr., wurde er von Nebukadnezar II. nach seinem Sieg gewissermaßen rituell zerstört und die Bevölkerung nach Babylonien deportiert, ins ›Babylonische Exil‹. Nach 58 Jahren wurde das Exil unter dem Perserkönig Kyros I. 539 v. Chr. aufgehoben, das jüdische Volk kehrte nach Jerusalem zurück,¹⁹ und man begann den Bau des zweiten Tempels an derselben Stelle, der oft nach dem persisch-jüdischen Satrapen Serubbabel benannt wird. Unter dem jüdischen König Herodes dem Großen (regierte 37–4 v. Chr.) wurde er gründlich überarbeitet.²⁰

Am Ende des sogenannten Jüdischen Krieges wurde auch dieser Tempel durch Feuer zerstört (70 n. Chr.). Laut Flavius Josephus (VII 4,3) wurde vorher am Ort sogar die Alternative »Sakrileg oder Sieg« diskutiert und angeblich *gegen* die Auffassung des Titus mit einer sophistischen Formel gelöst: Die Römer würde keine religiöse Schuld treffen, da schon die Verteidiger den Tempel entweiht hätten, indem sie ihn zur Festung gemacht hatten. Der gleiche Vorwand – Missbrauch eines Symbolbaus als militärischer Beobachtungsposten – diente 1914 zur Rechtfertigung des Beschusses der Kathedrale von Reims durch deutsche Truppen.²¹

Gänzlich zerstört wurde der Tempel wohl erst nach dem Bar Kochba-Aufstand 132–135 n. Chr. gegen Hadrian (117–138) und an seiner Stelle wurde ein Jupiter-Tempel errichtet.²² Danach hört man nichts mehr von dieser Stätte, bis der Omajjaden-Kalif Abdal-Malik 691–692, einer alten semitischen Kultradition folgend, über dem heiligen Felsen auf dem Tempelberg, der Stätte von Abrahams Opfer und der Himmelfahrt Mohammeds, den bekannten achteckigen Kuppelbau ›Qubbat asch-Schahra‹ errichten ließ.²³ Damit bekam der symbolische Ort ein neues, zunächst von Muslimen wie Christen in gleicher Weise akzeptiertes Bauwerk, das jedoch keine Moschee

15 Manguel, »Die Bibliothek bei Nacht« (2007), auf die W. Nerdinger mich dankenswerterweise hingewiesen hat. Nerdinger 2011, 237–260, Abb. Seite 238. Dia.

16 Naredi-Rainer 1994, 9–11.

17 Naredi-Rainer 1994, 12–29.

18 1. Kön. 5,16 – 6,38. 2. Chron. 1,18 – 15,1.

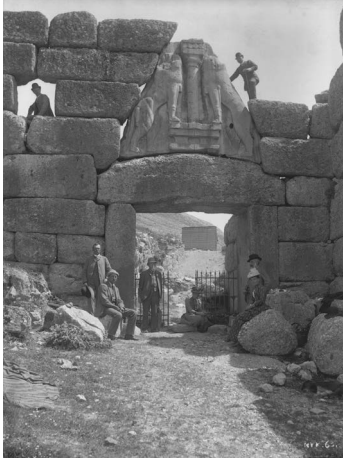
19 Jer. 32,28–30.

20 Naredi-Rainer 1994, 29–36.

21 Koenigs 2006.

22 Naredi-Rainer 1994, 35.

23 Naredi-Rainer 1994, 36–42.



4. Mykene,
Löwentor 1898

war. Die weitere Geschichte dieser symbolträchtigen Stätten und ihrer Denkmäler hat Paul Naredi-Rainer dargestellt unter dem bezeichnenden Titel »Salomos Tempel und das Abendland. Monumentale Folgen historischer Irrtümer«,²⁴ in der sich vielfach die Unabhängigkeit der materiellen Gestalt des Symbols von seiner Bedeutung zeigte.

Die ›Ilias‹ und der in der Antike ›Troischer Kyklos‹ genannte trojanische Sagenkreis enthalten den – neben der Bibel – anderen große Komplex von symbolischen Orten und Gestalten abendländischer Kultur. Sein geografisches Zentrum war Troja oder Ilion²⁵, das man schon in der Antike als Ort identifizierte und als symbolischen Ort für diese Sagen verehrte, ebenso wie einige mykenische Stätten in Griechenland. Vor allem aber waren es die Götter und Heroen dieses Sagenkreises, deren Gestalten im Laufe der ganzen Antike Sinnbilder bestimmter Eigenschaften waren, wie die tapferen Krieger Achilleus und Hektor oder der listenreiche Odysseus. Später fügte Vergil auch die Römer über den trojanischen Helden Aeneas als ›Stammvater‹ der Römer in diesen Sagenkreis ein.

Orte wie Troja/Ilion, Mykene (Abb. 4) und Pylos waren in der ganzen Antike als Stätten des trojanischen Sagenkreises bekannt und berühmt, sodass sie auch der Reiseschriftsteller Pausanias (II 16, 5–6) im 2. Jahrhundert

n. Chr. noch erwähnte. Troja wurde in der Antike wegen der Grabhügel der Umgebung, die man den homerischen Kriegshelden zuschrieb, von Feldherren späterer Epochen wie Xerxes und Alexander aufgesucht.

Die Zerstörung der Akropolis von Athen und ihre heute noch erkennbaren Spuren haben als Symbol der Schmach und Ansporn zur Bestrafung der feindlichen Perser eine bedeutend kürzere ›Laufzeit‹ von nur circa 150 Jahren (480 – 334 v. Chr.): 480/479 stürmten die Perser die Akropolis – zunächst aus rein taktischen Gründen, dann aber, um die religiösen Empfindungen der Athener zu treffen, zerstörten sie die dortigen Sakralbauten und Votivstatuen so gründlich, dass man ihre Trümmer später nur noch als Füllmasse hinter der neuen Burgmauer aufstapelte und mit Erde zuschüttete.²⁶ Denn nach dem darauffolgenden Seesieg über die Perser bei Salamis reparierten die Athener zuerst die Burgmauern, wobei auch Material der alten Tempel verbaut wurde: die mächtigen Architrave der sogenannten H-Architektur in der Südmauer und die massigen Säulentrommeln als Fundamente in der Nordmauer. Darüber folgten Quaderschichten und als oberer Abschluss der Nordmauer Teile des Gebälks des Alten Athenatempels in der richtigen Anordnung und mit den schmucklosen, alten Marmormetopen (Abb. 5). Ob das nur als Dekoration gedacht war oder in mahrender Absicht geschah, ist aus der Antike nicht überliefert.²⁷

Jedenfalls war die Abwehr der Perser eine Zeit lang das Leitmotiv attischer Politik; und noch 150 Jahre später, 337 v. Chr., benutzte der Makedone Philipp II. die ›gerechte‹ Bestrafung der Perser als politisches Motiv für einen Zusammenschluss griechischer Städte zum sogenannten Korinthischen Bund,²⁸ in Wirklichkeit aber als Machtinstrument der Makedonen selbst. Philipps Sohn Alexander III. marschierte mit einem Aufgebot dieses Bundes in Kleinasien ein, opferte am sogenannten Tumulus des Achilleus bei Ilion (!), marschierte weiter in das persische Kernland und zerstörte dort unter anderem Persepolis, expressis verbis als ›gerechte Strafe (δίκη)‹ für den Brand Athens und anderer griechischer Heiligtümer

24 Naredi-Rainer 1994.

25 Latacz 2001; Zimmermann 2006; Assmann 1992, 272–280.

26 Lindenlauf 1997.

27 Judeich 1931, 210; Gruben 2001, 162.

28 Bengtson 1960, 316–318.



5. Akropolis von Athen, Nordmauer mit Gebälk des Alten Athenatempels

150 Jahre zuvor – und er tat das gegen den Rat seiner Strategen. Diese Episode ist zwar erst recht spät überliefert,²⁹ zeigt aber gerade damit, wie lange der Symbolgehalt auch zerstörter Baudenkmäler im »kulturellen Gedächtnis« lebendig bleiben kann.³⁰

Die nächste Zerstörung der Akropolis 1687 in einem Krieg zwischen Venezianern und Türken zielte nicht auf den Parthenon als Symbol, sondern diente rein taktischen Zwecken.³¹ Denn erst im 19. Jahrhundert erhob man die Akropolis wieder zum Symbol, aber nicht etwa der Religion (obwohl das neuerdings durch die Verwendung des Begriffes ›hagios brachos‹ suggeriert werden soll) und nicht allein Athens, sondern der ganzen neu gebildeten griechischen Nation.³² Daher wurden die Bauten von allen späteren, auch christlichen Spuren ›bereinigt‹, um ihre symbolische Aussage auf nur *eine* ruhmreiche Epoche zu reduzieren: die attische Klassik.

Die Bibliothek von Alexandria³³ ist ein weiteres

Kultursymbol ohne sicher zuweisbare Ruinen. Sie war in den Heiligtümern der Musen (›Museion‹) und des Serapis (›Serapeion‹) untergebracht. Der Ruf der Bibliothek als reichste und vollständigste Büchersammlung der Antike besteht bis heute fort, obwohl weder von ihren Bauten noch von den Büchern nach mehreren Bränden der Bibliothek noch Reste vorhanden sind. Von den überlieferten Bränden waren offenbar die wenigsten so ideologisch motiviert wie die Verbrennung heidnischer Literatur durch den christlichen Patriarchen Theophilos von Alexandria (391 n. Chr.). Selbst nach der Eroberung von Alexandria durch die Araber 642 hat die Bibliothek noch weiter bestanden und war neben Bagdad (ab 762)³⁴ ein bedeutendes Zentrum arabischer Wissenschaft. Für Bauforscher erfreulich ist etwa die Bewahrung der Schrift des Heron von Alexandria (1. Jahrhundert n. Chr.) in der arabischen Übersetzung des Kosta ben Luka (Qusta ibn Luka) aus dem 9. Jahrhundert, in der auch Steinhebewerkzeuge beschrieben werden.³⁵

Der Ruf der Bibliothek von Alexandria hat sich zeitweilig ganz vom materiellen Bestand gelöst. Dazu schrieb Alberto Manguel³⁶ in seinem Werk »Die Bibliothek bei Nacht«, der Turm von Babel und die Bibliothek von Alexandria seien die beiden Bauwerke, die »für all das stehen, was wir sind«, denn sie symbolisierten das ewige Streben des Menschen, sich aus seiner räumlichen und zeitlichen Begrenzung zu erheben. Beide seien somit Symbole sowohl eines zutiefst menschlichen, faustischen Begehrens als auch der Hybris. Inzwischen war die Wirkung des immateriellen Symbols ›Bibliothek von Alexandria‹ stark genug, um den Wunsch nach einer physischen Präsenz des Symbols Gestalt werden zu lassen: in einem spektakulären Neubau in Alexandria der Architekten und Ingenieure Snøhetta (Norwegen) und Hamza (Ägypten).

Anschrift des Verfassers:

Penzberger Straße 21, 81373 München

29 Arrian, Anab. III 18, 12.

30 Assmann 1992, 299 f.

31 Korres 1996, 32 f. Taf. 14.

32 Heydenreuther u. a. 1995.

33 Orru 2002; Nerdinger 2011; Freely 2012, 53–81.

34 Freely 2012, 99–112.

35 Heron (Ed. Nix) 1900, III 1–8; Freely 2012, 111 f.

36 Nerdinger 2011, 237; siehe oben Anm. 15.

Literatur

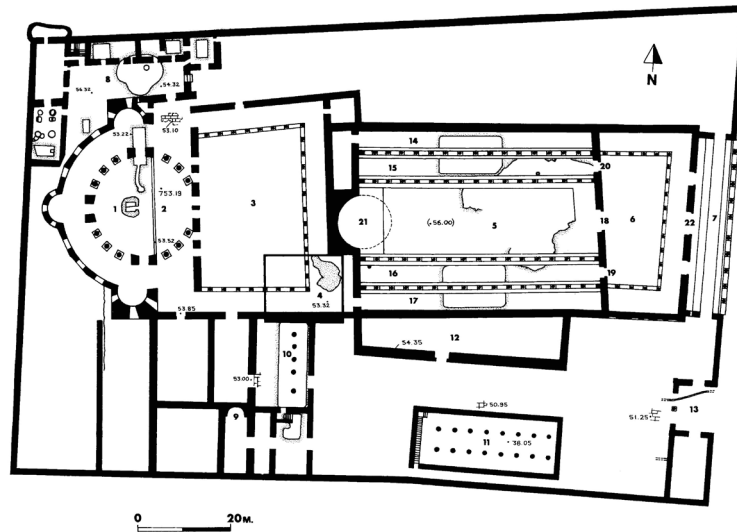
- Assmann 1992: J. Assmann: Das kulturelle Gedächtnis (1992)
- Boehmer 1989: M. Boehmer: Die Orientbilder von Walter Andrae, in: BaM 20.1989, 6–17, Taf. 28–60
- Borger 1980: H. Borger (Hg.): Der Kölner Dom im Jahrhundert seiner Vollendung. Band 2, Essays (1980)
- Butlar 1999: A. von Butlar: Leo von Klenze (1999)
- Casanaki 1985: M. Casanaki (Hg.): The acropolis at Athens (1985)
- Freely 2012: J. Freely: Platon in Bagdad (2012)
- Germann 1980: G. Germann: Der Kölner Dom als Nationaldenkmal, in: Borger 1980, 161–167
- Gruben 2001: G. Gruben: Griechische Tempel und Heiligtümer 5. Aufl. (2001)
- Heine 1844: H. Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen (1844/2001)
- Heron (Ed. Nix) 1900: L. Nix – W. Schmidt (Hg.): Heronis opera (Heron von Alexandria). Band II, Mechanik und Katoptik (1900)
- Heydenreuther u. a. 1993: R. Heydenreuther – J. Murken – R. Wünsche: Die erträumte Nation. Griechenlands Wiedergeburt im 19. Jahrhundert 2 (1995) 47–77
- Judeich 1931: W. Judeich: Topographie von Athen (1931)
- Koenigs 2004: W. Koenigs: Die Hagia Sophia als Symbol, in: DiskAB 8.2004, 304–308
- Koenigs 2006: W. Koenigs: Dachwerke in Reims. Systeme de l’Orme – Deneux, in: R. Barthel (Hg.): Vorträge – Denkmalpflege und Instandsetzung (2006) 7–21
- Korres 1996: M. Korres (Hg.): The Parthenon (1996)
- Latacz 2001: J. Latacz (Hg.): Troia: Traum und Wirklichkeit. Beiheft zur Ausstellung in Stuttgart (2001)
- Lindemann 2008: B. W. Lindemann: Der Turm in der Baukunst, in: Marzahn – Schauerte 2008, 245–252
- Lindenlauf 1997: A. Lindenlauf: Der Perserschutt der Athener Akropolis, in: W. Hoepfner (Hg.): Kulte und Kultbauten auf der Akropolis (1997) 46–115
- Marzahn 2008: J. Marzahn: Die deutschen Ausgrabungen in Babylon, in: Marzahn – Schauerte 2008, 67–78
- Marzahn – Schauerte 2008: J. Marzahn – G. Schauerte (Hg.): BABYLON. Mythos und Wahrheit. 2 Bände (2008)
- Naredi-Rainer 1994: P. von Naredi-Rainer: Salomos Tempel und das Abendland. Monumentale Folgen historischer Irrtümer (1994)
- Nerdinger 2011: W. Nerdinger: Von Alexandria zum digitalen Babel – der Traum von der Universalbibliothek, in: W. Nerdinger (Hg.) Die Weisheit baut sich ein Haus (2011) 237–260
- Orru 2002: C. Orru: Ein Raub der Flammen? Die königliche Bibliothek von Alexandria, in: W. Hoepfner (Hg.): Antike Bibliotheken (2002) 31–38
- Ost 1967: H. Ost: Borrominis Universitätskirche S. Iva alla Sapienza, in: ZKuGesch 30.1967, 101–142
- Schmidt – Schischkoff 1960: H. Schmidt – G. Schischkoff: Philosophisches Wörterbuch (1960)
- Schramm 1962: P.E. Schramm: Kaiser, Rom und Renovatio (1962)
- Settis 2015: S. Settis: Villes en ruine: images, mémoires, métamorphoses ((2015)
- Stremmel 1980: J. Stremmel: Der Kölner Dom und die deutschen Dichter, in: Borger 1980, 169–181
- Zimmermann 2006: M. Zimmermann (Hg.): Der Traum von Troia (2006)

Abbildungsnachweise

Abb. 1: J. B. Fischer von Erlach, Entwurf einer Historischen Architectur. Wien 1721. Taf. III; Abb. 2: F. Krischen, Weltwunder der Baukunst in Babylonien und Jonien. Tübingen 1956. Taf. 11; Abb. 3: Schedelsche Weltchronik Nürnberg 1493, fol. 48r nach Naredi-Rainer 1994; Abb. 4: Deutsches Archäologisches Institut, D-DAI-ATH-Mykene 63; Abb. 5: Dia G. Gruben 1963, TU München

Christentum als Zerstörer?

Spätantiker und mittelalterlicher Kirchenbau am Ort zerstörter Tempel und Synagogen



1. Jerusalem, Heilig-Grab-Kirche, Grundrissrekonstruktion der 335 geweihten Anlage

Dass Architektur immer auf ihr vorausgehender gründet, ist eine Grundgegebenheit. Sich dabei durch Architektur zu legitimieren, kann man sich auf Vorbilder berufen (was in ikonologischer Forschung bisweilen wunderliche Blüten treibt), ebenso kennen wir das Phänomen dezidierter »Gegenarchitektur«, sei es als »Kontrastimitation«, »unähnlicher Kopie« oder im Sinn von Martin Warnkes Begriffspaar »Bau und Gegenbau«.¹

1883 war in Moskau als byzantinisierender Zentralbau die Christ-Erlöser-Kathedrale errichtet worden. Als Symbol »absterbender bürgerlicher Kultur« wurde sie 1931

gesprengt und an ihrer Stelle (gleichfalls als Zentralbau) der Palast der Sowjets geplant, nun im Stil des »sozialistischen Realismus« und statt eines Kreuzes zunächst mit einem Arbeiter bekrönt, dann mit Lenin und schließlich mit Stalin. Architektonisches Ausspielen ideologischer Differenz lässt sich weiter zurückverfolgen. Vasari formulierte das Konstrukt einer humanistischen Renaissancearchitektur gegenüber barbarisch gotisch »deutscher Manier«.² Inwieweit mit Kirchenbau die Gestalt örtlich vorausgehender Kirchen reflektiert wurde, ist für das Mittelalter untersucht worden, wobei Begriffe wie »Memoria«,

¹ Ley – Struss 1982; Meckseper 2016; Naujokat 2008; Warnke 1996.

² Brandis 2001.

»kulturelles Gedächtnis« und »Erinnerungskultur« zu neuartigen Interpretationsansätzen geführt haben.³

Hier nun die Frage: Gab es ein bewusstes architektonisches Ausspielen religiöser Differenz beim Bau von Kirchen anstelle nichtchristlicher Kultorte? »Architektur« dabei als die rein formale Struktur eines Gebäudes unter Ausschluss jeglicher Zeichenhaftigkeit verstanden.

Zunächst einige historische Schlaglichter. Einen ideologisch legitimierenden Anfang setzte als frühestes bereits das Markusevangelium mit Jesu Voraussage der Zerstörung des von seinen Jüngern aufgrund des Mauerwerks bewunderten Tempels in Jerusalem.⁴ Als bald wurde es in der Überlieferung Christus selbst, der ihn zerstörte und der schließlich Tempel so großflächig zertrümmerte und deren Steine und Holz zum Kirchenbau nutzte, dass Satan zwischen Rom und Babylon an ihrer Stelle nur noch Kirchen und Klöster vorfand.⁵ Jesu Tempelvoraussage und Diktum vom Fels, auf dem er seine Kirche bauen werde, führte der Kirchenhistoriker Eusebios zu jener 335 geweihten Kirchenanlage in Jerusalem zusammen, die Constantin der Große anstelle eines zu diesem Zweck zerstörten Aphrodite-Tempels hadrianischer Zeit über dem Grab Christi errichten ließ (Abb. 1).⁶

Wie solche Vorgänge abliefen, ist genauer für Gaza überliefert. 402/407 wurden dort zunächst die Türen des Zeus Marmeios-Tempels mit Pech, Schwefel und Schweinefett eingeschmiert und der Tempel in einen sich über Tage hinziehenden Brand gesteckt.⁷ Eine Diskussion über den Neubau einer Kathedrale entschied ein von Kaiserin Aelia Eudoxia geschickter Plan einer kreuzförmigen Anlage. Aus den Tempelsteinen entstand eine Pflasterung, auf der ein Architekt die Umrisse der Kirche markierte. Dann

wurden die Fundamentgräben ausgehoben, neugefertigte Steine und schließlich 32 von Eudoxia zugesagte Säulen herangeführt.

Kirchenbau an Stelle von Tempeln oder Umbau von diesen zu Kirchen ist von der Spätantike bis in das Mittelalter zu greifen.⁸ Ebenso begegnet vom kleinasiatischen Bithynien des 5. Jahrhunderts bis ins hessische Geismar des 8. Jahrhunderts das Fällen verehrter Bäume, aus deren Holz Kirchen erbaut wurden.⁹

Spätestens Tempelzerstörung zugunsten von Kirchenbau vor allem in Heiligenviten eine Rolle, ging es doch seit dem Frühmittelalter eher um Neubau anstelle längst wüst gefallener römischer Bauten. Zerstörung slawischer Tempel mit Kirchenneubau im 12. Jahrhundert ist ausführlich für Bischof Otto von Bamberg in Pommern überliefert, bislang aber ohne genaueren archäologischen Nachweis geblieben.¹⁰

Einen speziellen Fall stellt die Synagoge als – wie die Kirche – ein Gemeinderaum dar, zudem jener Religionsgemeinschaft, aus der das Christentum hervorgegangen war. Anfänglich stand sie noch unter gewissem kaiserlichem Schutz. Als beispielsweise 388 der Bischof von Kallinikon (ar-Raqqa/Syrien) mit Mönchen eine Synagoge niederbrannte, hatte er deren Wiederaufbau auf Verfügung Kaiser Theodosius' I. aus Kirchenmitteln zu finanzieren. Was Bischof Ambrosius in Mailand dermaßen erregte, dass er den Kaiser bis zum Widerruf seiner Verfügung von der Eucharistie ausschloss.¹¹ Nach zahlreichen spätantiken Zerstörungen entstanden Verwüstungsspuren erst wieder mit Beginn der Kreuzzüge 1096, kulminierend in den ungeheuerlichen Pogromen zur Pestzeit 1349/51.¹² Synagogen wurden dabei wie die antiken Tempel zu einer Kirche umgebaut oder durch einen völligen Neubau ersetzt.¹³

3 Horn 2015; Albrecht 2003.

4 Mk. 13,1–2. Vgl. die einschlägigen Stellen auch der übrigen Evangelien. Dass Götzenbilder in ägyptischen Tempeln stürzten, als die heilige Familie auf ihrer Flucht das Land betrat, überliefert erst das nicht vor das 7. Jahrhundert zurückgehende Pseudo-Matthäusevangelium.

5 Sarug 1912, 414–416.

6 Eus. hist. eccl. 3,25–40; Eus. laud. Const. 7,8. Drake 1976; Gibson – Taylor 1994; Arnulf 2004, 137–150.

7 Deichmann 1982, 59–60; Saradi 2008, 120–121.

8 Für die Spätantike erschließen die Thematik unter anderen Hahn 2011; Hahn u. a. 2008; Ward-Perkins 2008; Hahn 2004; Sotinel 2004; Brenk 2003; Brands – Severin 2003; Meier 1996; Vaes 1984–86; Deichmann 1982. Zum Mittelalter ist übergreifende Literatur spärlicher: Siehe unter anderen Eismann 2004.

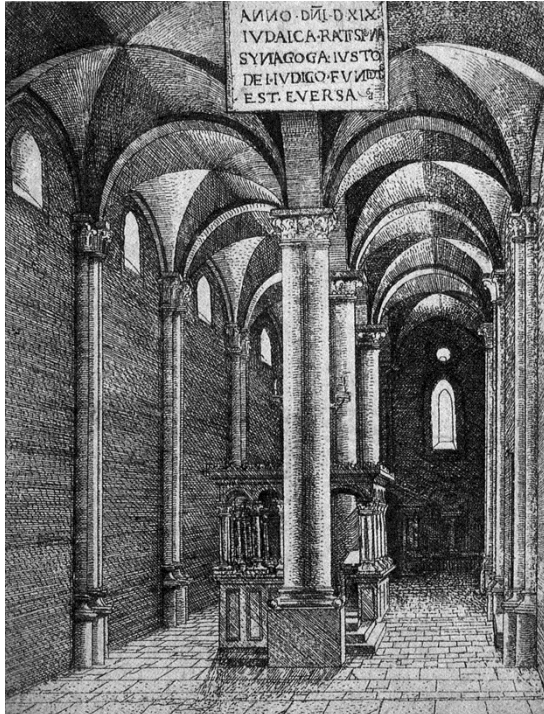
9 Dowden 2000; Krutzler 2011, 114–136.

10 Biermann 2006. Ich danke Felix Biermann für weitere mündliche Erläuterungen.

11 Ambr. ep. 40,6 und 40,16 sowie 41, 27 u. 28 f.

12 Paulus 2007.

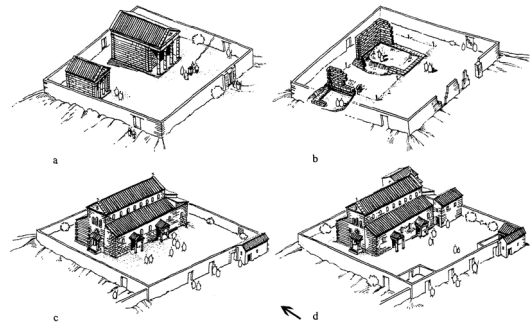
13 Auch zu diesen Vorgängen fehlt eine systematische Darstellung.



2. Regensburg, Synagoge, Innenansicht 1519

1519 hatte Albrecht Altdorfer direkt vor dem Regensburger Synagogenabriss zwei Innenansichten gefertigt (Abb. 2): erstmals ein bewusstes Tradieren von etwas Verlorenem? Damit zu meiner Grundfrage. Schon die vorliegenden Studien zum Ersatz zerstörter Tempel und Synagogen durch Kirchen erweisen, dass der Vorgang architektonisch nicht reflektiert wurde. Auf vielleicht nur für uns erstaunliche Weise war bauliche »Differenz« zwar implizit gegeben (Abb. 3), wurde aber als solche weder im Sinn der eingangs genannten Begrifflichkeiten wie »Bau und Gegenbau« bewusst inszeniert, noch in Schriftquellen ausdrücklich formuliert.

Es begegnet nicht ein Hauch baulich bewahrter »Tradition des Ortes« oder »materieller Erinnerungskultur«, um derzeit kursierende Begrifflichkeiten zu zitieren. Selbst



3. Qalaat Kalota, Heiligtum des Zeus Seimios und Symbetylos mit Umbau zu frühchristlicher Basilika 5.–6. Jahrhundert

4. Amiens, Kathedrale, Marienportal, Sturz von Götzenbildern Ägyptens auf der Flucht der Heiligen Familie, 1220/25



inschriftlich wird Zerstörtes nur punktuell erwähnt. Immer ging es um völliges Auslöschung der Funktion eines Tempels oder einer Synagoge. Dies zumindest durch rituelles Reinigen, sei es mit Kreuzeszeichen¹⁴, Marienbildern oder auch nur einer neuen Wandtünche, bei Tempeln vor allem durch das noch in einer mittelhochdeutschen Dichtung ausgemalte Zerstören der Götterbilder (Abb. 4).¹⁵ Die ursprüngliche Gestalt nur umgebaute Bauten konnte daher durchaus erkennbar bleiben, wie der zum heutigen Dom gewandelte Athenatempel in Syrakus oder in Toledo eine zur Kirche San Christo de la Luz umgewidmete Moschee.¹⁶

Nichts Konkretes sagen die Schriftquellen bereits zur Architektur eines Kirchenneubaus selbst aus. Durchgängig finden sich nur immer die Topoi rhetorischer Ekphrasis: »wunderbare Größe« und »Schönheit«, »kostbarer

14 Cod. Theod. 16,10,25: »Christianae religionis signi expiari praecipimus«.

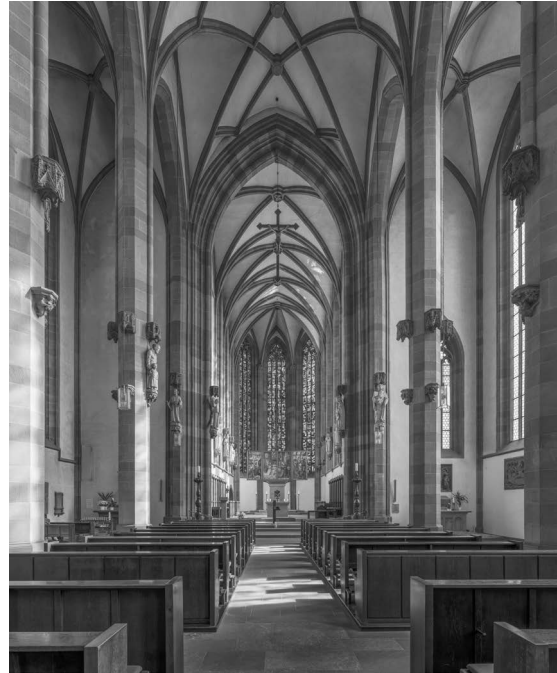
15 Stricker, Karl der Große, v. 821–845. Vorbereitet schon vor 200 durch Klemens von Alexandria in seinem Protrepitkos (»Mahnrede an die Griechen«), der 50, 4 dazu sogar eine Äußerung Heraklits (Diels-Kranz Fr. 5) bemühte.

16 Arera-Rütenik 2017, 329–337.

Marmor«, »Vergoldung«, »mächtige« Säulen, »Zierde des Orts«. ¹⁷ Es sind dieselben Topoi, mit denen seitens des heidnischen Rhetorikers Libanios und sogar staatlicherseits der Erhalt von Tempeln begründet wurde: Verboten wurde 399 heidnischer Opferdienst, künstlerisch wertvolle Baudenkmäler, wozu Tempel zählten, waren als »ornamenta« einer Stadt dagegen zu schützen. ¹⁸ »Größe«, »Schönheit« und »Zierde des Orts« führte man argumentativ selbst noch 1128 gegen die Zerstörung eines slawischen Tempels in Gützkow an. ¹⁹ Im 13. Jahrhundert mokierte sich Papst Clemens IV. über eine hochgebaute, prächtige, bleigedekte und farbig ausgemalte Synagoge in Breslau. ²⁰

Nur gelegentlich begegnen bauliche Vergleiche. So stellte Bischof Zenon von Verona im 4. Jahrhundert fest, an Schönheit ihrer Gebäude überträfen Juden und Heiden die Christen, um fortzufahren: Alle aber überträfe der Tempel Salomons. ²¹ Vergleiche mit ihm, durchweg jedoch im Allgemeinen bleibend, begegnen von der Polyuktoskirche und Hagia Sophia in Constantinopel über die Aachener Marienkirche und den Speyerer Dom bis in gotische Zeit. ²²

Man möchte das Fehlen systematischer Architekturbeschreibungen mit der schon von Apostel Paulus angestoßenen Diskussion begründen, ob die christlichen Versammlungsorte als »Gotteshaus« (»domus Dei«) oder gar »Tempel« (»templum«) bezeichnet werden dürften. ²³ Der zuvor genannte Zenon von Ravenna hatte dem Tempel Salomons schließlich die Kirche als Gemeinde entgegengestellt und um 400 schrieb Augustin: »Wer das [bauliche] Gotteshaus liebt, tut es nicht wegen der kunstvoll gebauten Wände und Dächer, des Glanzes der Marmore und der vergoldeten Decken, sondern um der christlichen Gemeinschaft willen.« ²⁴ Ließ also die Denkfigur »heidnisches *templum* als Bauwerk versus christlicher



5. Würzburg, Marienkapelle, Inneres nach Osten, 1377 – um 1440

ecclesia als Gemeinde« kein Interesse an »Gegenarchitektur« aufkommen? Oder ist womöglich daran zu denken, dass differenzierte Kenntnis architektonischer Formenwelt selbst unter Gebildeten kaum gefragt war? Weder hatte jeder Römer seinen Vitruv im Kopf, noch verstand jeder im Mittelalter, gotische Planrisse zu lesen!

Um zu resümieren: Innerhalb eines baugeschichtlich immer wieder dramatischen Geschehens spielte »Architektur«, das heißt spezifische bauliche Formenwelt, als solche offensichtlich keine Rolle. Noch in der jüngsten, auf Historikerseite hoch gelobten Publikation »Heiliger Krieg. Gewalt im Namen des Christentums« taucht Bauliches

17 Webb 1999; Arnulf 2004.

18 Geyer 1993.

19 Herbord, *Vita Ottonis ep. Babenb.* 3, 7.

20 Paulus 2007, 36. 450.

21 Zen. 2, 6.

22 Scheja 1962; Meckseper 2016, 91–93 (»Der Tempel Salomons«); Weber 2011, 334–335. 340.

23 1. Kor. 2,16, 6,19 und 2. Kor. 6,16. Sotinel 2010.

24 Aug. serm. vet. test. 15, 1–2: »... non in fabrefactis parietibus et tectis, non in nitore marmorum et laqueariis auris ... sed in congregatione Christiana«. Vgl. auch Aug., civ. 18,48.

mit keinem Wort auf.²⁵ Mein Thema böte die Chance, der Frage, warum dies so ist, einmal genauer nachzugehen. Einzugehen wäre dabei auch auf die Zerstörung von Versammlungsorten nichtkatholischer Glaubensgemeinschaften wie Arianer, Donatisten, Katharer und Waldenser, nicht zuletzt auf zerstörenden Umgang mit Moscheen.²⁶ Andererseits aber auf das, was ein Berliner Liebling des deutschen Bildungsfeuilletons als »Prinzips der produktiven Zerstörung« bezeichnet hat: Zerstörung eines christlich Eigenen zugunsten eines anspruchsvollen Neuen.²⁷ Schon in der Spätantike wurde die erneuerte, heute nicht mehr erhaltene Euphemiakirche in Constantinopel gerühmt, sie habe den ursprünglichen Bau überboten: »Schöneres gab's also noch als Schönheit«.²⁸

Seien wir uns bewusst, dass unser Thema architekturgeschichtlich nur ein Teilaspekt ständiger allgemeiner Abriss- und Neubauvorgänge ist.

Als Nachfolgerin der 1349 zerstörten und anschließend abgerissenen Synagoge wurde in Würzburg ab 1377 eine Marienkapelle als feingliedrige, lichtdurchflutete und in der Folge mit Bildwerken Tilmann Riemenschneiders ausgestattete Hallenkirche errichtet (Abb. 5). Hüten wir uns jedenfalls – nicht nur bei ihr! – vor der begrifflichen Falle Hegels, in ihr wäre der jüdische Vorgänger »aufgehoben«, das heißt ebenso nicht mehr existent, wie als Bedingung ihrer Entstehungsgeschichte weiterhin anwesend – ein Ansatz, der die Frage nach der »Architektur« unerledigt ließe.

Anschrift des Verfassers:

Eisenacher Weg 4, 30179 Hannover

25 Buc 2015.

26 Ein von der architekturgeschichtlichen Forschung offenbar bislang kaum behandeltes Thema! Isele 2010; Burns 1973. Ausführlich dagegen Arera-Rütenik 2017.

27 Bredekamp 2000.

28 Ant. Gr. I, H. Beckby (Hg.) 2014, 133.

Literatur

- Albrecht 2003: S. Albrecht: Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis (Kunstwissenschaftliche Studien 104) (2003)
- Arera-Rütenik 2017: T. Arera-Rütenik: Transformation von Moscheen zu Kirchen auf der iberischen Halbinsel (Berliner Beiträge zur Bau- und Denkmalpflege 14) (2017)
- Arnulf 2004: A. Arnulf: Architektur- und Kunstbeschreibungen von der Antike bis zum 16. Jahrhundert (2004)
- Biermann 2006: F. Biermann: Die Kirchen des Bischofs Otto von Bamberg in Pommern – ein Beitrag zur Frühgeschichte der Kirche St. Paul in Usedom und zur Lage der missionszeitlichen Sakralbauten im Odermündungsgebiet, in: F. Biermann – M. Schneider – Th. Terberger (Hg.): Pfarrkirchen in den Städten des Hanseraums (Archäologie und Geschichte im Ostseeraum/Archaeology and History of the Baltic 1) (2006) 21–38
- Brandis 2001: M. Brandis: La Maniera tedesca (2001)
- Brands – Severin 2003: G. Brands – H.-G. Severin (Hg.): Die spätantike Stadt und ihre Christianisierung (Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz. Kunst im ersten Jahrtausend B/11) (2003)
- Bredenkamp 2000: H. Bredenkamp: Sankt Peter in Rom und das Prinzip der produktiven Zerstörung. Bau und Abbau von Bramante bis Bernini (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 63) (2000)
- Brenk 2003: B. Brenk: Die Christianisierung der spätrömischen Welt (Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz. Kunst im ersten Jahrtausend B/10) (2003)
- Buc 2015: P. Buc: Heiliger Krieg. Gewalt im Namen des Christentums (2015)
- Burns 1973: R. I. Burns: Islam Under the Crusaders. Colonial Survival in the Thirteenth Century (1973)
- Deichmann 1982: F. W. Deichmann: Frühchristliche Kirchen in antiken Heiligtümern, in: F. W. Deichmann: Rom, Ravenna, Konstantinopel, Naher Osten (1982) 56–94
- Dowden 2000: K. Dowden: European Paganism. The Realities of Cult from Antiquity to the Middle Ages (2000)
- Drake 1976: H. A. Drake: In Praise of Constantine. A Historical Study and New Translation of Eusebius's Tricennial Orations (1976)
- Eismann 2004: S. Eismann: Frühe Kirchen über römischen Grundmauern. Untersuchungen zu ihren Erscheinungsformen in Südwestdeutschland, Südbayern und der Schweiz (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des 1. Jahrtausends 8) (2004)
- Freyberger 2011: K. S. Freyberger: Nachnutzung heidnischer Heiligtümer, in: H.-G. Nesselrath (Hg.): Religiöse Freiheit, Recht und Toleranz (2011) 179–226
- Geyer 1993: A. Geyer: »Ne ruinis urbs deformetur ...«. Ästhetische Kriterien in der spätantiken Baugesetzgebung, in: *Boreas* 16.1993, 63–77
- Gibson – Taylor 1994: S. Gibson – E. Taylor: Beneath the Church of the Holy Sepulchre Jerusalem. The Archaeology and Early History of Traditional Golphatha (Palestine Exploration Fund Monograph, Series Maior 1) (1994)
- Hahn 2004: J. Hahn: Gewalt und religiöser Konflikt. Studien zu den Auseinandersetzungen zwischen Christen, Heiden und Juden im Osten des Römischen Reichs (von Konstantin bis Theodosius II.) (Klio-Beihefte, Neue Folge 8) (2004)
- Hahn u. a. 2008: J. Hahn – S. Emmel – U. Gotter (Hg.): From Temple to Church. Destruction and Renewal of Local Cultic Topography in Late Antiquity (2008)
- Hahn 2011: J. Hahn (Hg.): Spätantiker Staat und religiöser Konflikt. Imperiale und lokale Verwaltung und die Gewalt gegen Heiligtümer (Millenium-Studien zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr. 34) (2011)
- Horn 2015: H. Horn: Die Tradition des Ortes. Ein formbestimmendes Moment der deutschen Sakralarchitektur des Mittelalters (2015)
- Isele 2010: B. Isele: Kampf um Kirchen. Religiöse Gewalt, heiliger Raum und christliche Topographie in Alexandria und Konstantinopel (4. Jahrhundert) (JbAC, Ergänzungsband, Kleine Reihe 4) (2010)
- Krutzler 2011: G. Krutzler: Kult und Tabu. Wahrnehmung der Germania bei Bonifatius (Anthropologie des Mittelalters 2) (2011)
- Ley – Struss 1982: A. Ley – R. Struss: Gegenarchitektur. Das Heiligtum der Fortuna Primigenia als Symbol der politischen Selbstbehauptung Praenestes, in: *Hephaistos* 4.1982, 117–138
- Meckseper 2016: C. Meckseper: Antikenbezug in der Architektur Karls des Großen – eine Kontrastimitation. Architektur als ästhetische Gewalt, in: *Jahrbuch der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft* 2015 (2016) 79–100
- Meier 1996: H.-R. Meier: Alte Tempel – neue Kulte. Zum Schutz obsoleter Sakralbauten in der Spätantike und zur Adaption alter Bauten an den christlichen Kult, in: B. Brenk (Hg.), *Innovation in der Spätantike* (Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz. Kunst im ersten Jahrtausend B/1) (1996) 361–376
- Milewski 2002: I. Milewski: Transformation of Pagan Temples in Late Antiquity. On the Example of the Eastern Roman Provinces, in: *Eos* 89.2002, 1, 71–89
- Naujokat 2008: A. Naujokat: Die unähnliche Kopie. Zum »simile«-Charakter der mittelalterlichen Heiliggrabimitationen, in: Ch. Kratzke – U. Albrecht (Hg.): *Mikroarchitektur im Mittelalter* (2008) 367–386
- Paulus 2007: S. Paulus: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter. Überlieferung und Bestand (Schriftenreihe der Bet-Tfla-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa 4) (2007)
- Saradi 2008: H. Saradi: The Christianization of Pagan Temples in the Greek Hagiographical Texts, in: Hahn u. a. 2008, 113–134
- Sarug 1912: J. v. Sarug: Gedicht über den Fall der Götzenbilder, in: *Bibliothek der Kirchenväter* 1/6 (1912) 414–416
- Scheja 1962: G. Scheja: Hagia Sophia und Templum Salomonis, in: *IstMit* 12.1962 (1963), 44–58
- Sotinel 2004: C. Sotinel: La disparition des lieux de culte païen en Occident, in: M. Narcy – É. Rebillard (Hg.): *Hellénisme et christianisme* (2004) 35–60

- Sotinel 2010: C. Sotinel: *Locus orationis ou domus dei. Le témoignage de Zénon de Vérone sur l'évolution des églises*, in: C. Sotinel: *Church and Society in late Italy and beyond* (2010) 141–147
- Vaes 1984–86: J. Vaes: *Christliche Wiederverwendung antiker Bauten. Ein Forschungsbericht*, in: *AncSoc* 15–17.1984–1986, 305–443
- Ward-Perkins 2003: B. Ward-Perkins: *Reconfiguring Sacred Space. From Pagan Shrines to Christian Churches*, in: Brands – Severin 2003, 35–60
- Warnke 1996: M. Warnke: *Bau und Gegenbau*, in: H. Hipp – E. Seidl (Hg.): *Architektur als politische Kultur – philosophia practica* (1996) 11–18
- Webb 1999: R. Webb: *The Aesthetics of Sacred Space: Narrative, Metaphor, and Motion in Ekphrasis of Church Buildings*, in: *DOP* 53.1999, 59–74
- Weber 2011: A. Weber: *›Hässliches Loch‹ oder himmlisches Jerusalem. Jüdische und christliche Vorstellungen vom ›Neuen Tempel‹ nach der Zerstörung der Grabeskirche 1009*, in: T. Pratsch (Hg.): *Konflikt und Bewältigung. Die Zerstörung der Grabeskirche zu Jerusalem im Jahre 1009 (Millennium-Studien zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr. 34)* (2011) 321–34

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Gibson – Taylor 1994, 75; Abb. 2: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Albrecht_Altdorfer_-_1519_etching_-_Interior_of_Regensburg_Synagogue.JPG; Abb. 3: Freyberger (2011) 207 (nach Olivier Callot, in: *Topoi* 7/2, 1997); Abb. 4: Bildarchiv Foto Marburg; Abb. 5: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Marienkapelle,_W%C3%BCrzburg,_Nave_20140929_1.jpg (Daniel Vorndran, DXR)

»Die Vergangenheit lebt fort« – zum Wiederaufbau von in der Zeit des Nationalsozialismus zerstörten Synagogen in Deutschland

Die Zerstörung von Synagogen als politischer Akt

Die Zerstörung der Synagogen in der sogenannten Reichspogromnacht vom November 1938, die rückblickend als Schritt auf dem Weg zur Vernichtung der Jüdinnen und Juden Europas, zum Holocaust betrachtet werden muss, steht paradigmatisch für die politisch motivierte Zerstörung von Architektur.¹ Am Beispiel der 1938 bzw. in den folgenden Jahren zerstörten und der nach 1945 wiederaufgebauten Synagogen lässt sich daher allgemeiner fragen, welche Funktion Architektur und die Vorstellungen von ihr einerseits für Ausgrenzungs- und Vernichtungsphantasien haben – und wie Bauwerke andererseits als Symbole der Erinnerung und Wiedergutmachung, des neuen Anfangs fungieren können.

Die Geschichte der Zerstörung von Synagogen als Signale der Ausgrenzung beginnt nicht erst mit dem Nationalsozialismus, sondern reicht weit zurück. Die Pogrome und Vertreibungen jüdischer Einwohner im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit richteten sich auch gegen Synagogenbauwerke als zentrale Symbole jüdischer Anwesenheit. Im Deutschland der Weimarer Republik nahm der im 19. Jahrhundert aufgekommene Antisemitismus zunehmend aggressive Züge an. Die Gewalt steigerte sich seit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft 1933 und kulminierte in den Ereignissen des Novembers 1938. Hitler und sein Umfeld nutzten das am 7. November 1938

begangene Attentat Herschel Grynszpan auf Ernst Eduard vom Rath, Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Paris, als willkommenen Anlass, am 9. November die antijüdische Aggression im ganzen Reich in Gang zu setzen.² Neben der direkten Gewalt gegen Jüdinnen und Juden und ihr Eigentum prägten die Angriffe auf jüdische Gemeindeeinrichtungen – Synagogen, Betsäle, Friedhöfe und Friedhofsbauten, Alters- und Kinderheime, Schulen etc. – das Bild. Die jüdische Gemeinschaft wurde gleichsam *unsichtbar* gemacht, ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft, die im Laufe des 19. Jahrhunderts mit den im Stadtbild als solche erkennbar gewordenen Synagogen Ausdruck gefunden hatte, wurde ihr mehr als nur symbolisch abgesprochen.

Es ist bis heute unklar, wie viele Synagogen im November 1938 und in der Folgezeit zerstört wurden.³ Man kann aber annehmen, dass die zu diesem Zeitpunkt genutzten Synagogen und Beträume so gut wie ausnahmslos angegriffen wurden. Der Grad der Zerstörung war unterschiedlich: Schändungen und Plünderungen kamen ebenso vor wie Verwüstungen, Brandstiftungen, Sprengungen und Abrisse, die auch noch einige Zeit nach dem November 1938 vorgenommen wurden. Wo aber in der Pogromnacht andere Häuser in Gefahr waren, schränkten die Feuerwehren die Brände ein oder löschten sie. Wo eine Verwertung durch Umnutzung oder durch Diebstahl des Baumaterials lukrativ erschien, wurden die Synagogen nicht gebrandschatzt oder planlos abgerissen. So war 1945 noch mindestens die Hälfte aller Synagogen als Gebäude erhalten.

¹ Vgl. allgemein Gross 2013.

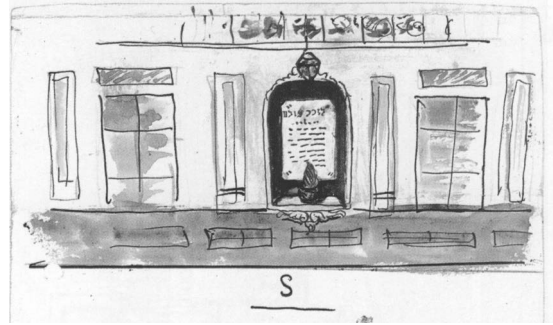
² Gross 2013, 43–65.

³ Statistische Schwierigkeiten beruhen auf Überlieferungslücken und auf Definitionsfragen (hinsichtlich der Räume und Bauten, die als Synagogen bewertet werden können, hinsichtlich des Grads der Zerstörung). Unter anderem die Initiatoren der Datenbank <www.synagogen.info> haben es sich seit vielen Jahren zur Aufgabe gemacht, diese Forschungslücke zu schließen.

Nach dem Holocaust: jüdische Gemeinden der Überlebenden

Nach der Befreiung der Lager lebten in Deutschland über 100.000 jüdische Überlebende, die aus verschiedensten Ländern – vor allem Ost- und Südosteuropas – verschleppt worden waren (sogenannte Displaced Persons, DPs), und einige wenige Juden, die aus Deutschland stammten.⁴ Sie strebten nach einem Neuanfang des kulturellen und religiösen jüdischen Lebens. Die DPs und die wenigen Angehörigen deutscher jüdischer Gemeinden waren die ersten, die mit der Errichtung von Denkmälern und der Installierung von Gedenkorten den Holocaust dauerhaft im Gedächtnis sowohl der eigenen Gruppe als auch der nicht-jüdischen deutschen Gesellschaft verankern wollten.⁵ Zugleich waren sie aber auch die ersten, die sich aus pragmatischen und politischen Gründen mit den enteigneten, aber nicht zerstörten Synagogengebäuden beschäftigten.

Eine solche ehemalige Synagoge gab es 1945 im niedersächsischen Diepholz. Der Fachwerkbau aus dem beginnenden 19. Jahrhundert war in der Pogromnacht 1938 verwüstet und anschließend als Werkstatt für NS-Organisationen eingerichtet worden.⁶ Eine DP-Gemeinde aus Überlebenden des Lagers Bergen-Belsen, die in Diepholz untergebracht waren, erwirkte bei der britischen Militäradministration die Herrichtung des Gebäudes durch die Kommune; die Synagoge wurde am 2. November 1946, also eine Woche vor dem achten Jahrestag der Pogromnacht, wieder eingeweiht.⁷ Für die Überlebenden beendete dies nicht nur den Mangel an einem Betraum, sondern es war für sie, folgt man den zeitgenössischen Äußerungen, auch ein Akt der Gerechtigkeit: Die DPs, von denen wahrscheinlich keine aus Diepholz stammten, übernahmen sowohl das Erbe der vernichteten jüdischen Ortsgemeinde als auch die Aufgabe eines allgemeinen Erinnerns an den Holocaust. Nach Zeichnungen für eine Neuausstattung, die mit hoher Wahrscheinlichkeit



1. Ausschnitt aus dem Entwurf für die Neuausstattung der Synagoge in Diepholz, vermutlich 1946

von einem DP gefertigt wurden, sollte eine Gedenktafel Teil der Einrichtung werden. Ob die Pläne in der gezeichneten Weise realisiert wurden, ist unklar (Abb. 1).⁸

Einige weitere Synagogen wurden für DP-Gemeinden wiederhergestellt, zum Beispiel in Goslar, Celle, Dieburg, Bad Nauheim oder Wetzlar – die genaue Zahl ist bislang nicht ermittelt. Nach der Auswanderung der meisten DPs um 1950 wurden ihre Synagogen von jüdischen Organisationen verkauft und von den neuen Eigentümern umgebaut oder abgerissen, so auch in Diepholz.

Für die nicht aus Deutschland stammenden jüdischen DPs hatte der 9. November 1938 offenbar eine geringere symbolische Bedeutung als für die Überlebenden aus deutschen Gemeinden. Daher wurden die Standorte der zerstörten Synagogen vor allem dort sehr bald zu Orten der Erinnerung, wo deutsch-jüdische Überlebende in größerer Zahl lebten.⁹ In Düsseldorf weihte man 1946 eine der ersten Gedenktafeln an einem Synagogenstandort ein. Noch bei der Eröffnung der neuen Synagoge der Stadt, die bis 1958 an einem anderen Standort errichtet wurde, ging man auf die Zerstörung der alten Synagoge und auf das Denkmal ein: So erschien in einer Festschrift eine Collage aus Gedenktafel und Silhouette der brennenden Synagoge (Abb. 2).¹⁰

4 Vgl. Schoeps 2001, Königseder – Wetzl 2004, allgemein Brenner 2012.

5 Eine Dokumentation der Sachzeugnisse jüdischer Gemeinden in den frühen Jahren nach 1945 liegt nach Kenntnis des Verfassers nicht vor.

6 Knufinke 2016.

7 Kratochwill-Gertich – Naujocks 2005, 476–477; Liebezeit – Major 1999.

8 Stadtarchiv Diepholz, Bauakte Mühlenstraße 5 ohne Paginierung.

9 Zieher 2005, 136–140. Der Gedenkstein wurde 1983 in ein von Thomas Fürst gestaltetes Denkmal eingearbeitet.

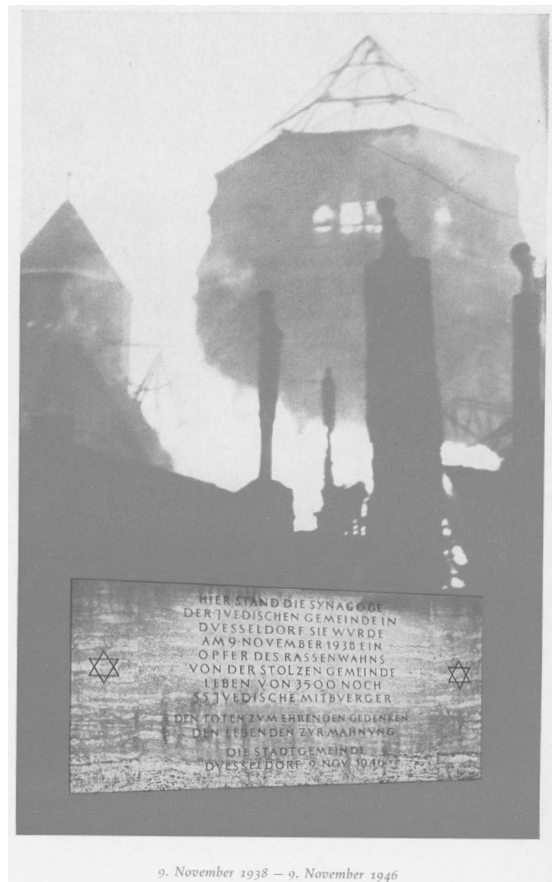
10 Festschrift: Die neue Synagoge in Düsseldorf. Zur Einweihung am 7. September 1958 (1958).

Mit dem Datum der Enthüllung der Gedenktafel in Düsseldorf, dem 9. November 1946, wurde der Tag der Novemberpogrome in den Kalender der deutschen Erinnerungskultur eingetragen. Die Zerstörung der Synagogen blieb lange der einzige Anlass zu öffentlichem Holocaust-Gedenken; Grundsteinlegungen und Einweihungen von jüdischen Einrichtungen fanden und finden oft am 9. November statt. Erst spät wurde dieser Tag um weitere Daten wie die Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar 1945, Gedenktag in der Bundesrepublik seit 1996, ergänzt. Denkmäler entstanden an den Standorten der zerstörten Synagogen, um Erinnerungsrituale zu lokalisieren und deren Wirkung über die einzelne Veranstaltung hinaus zu verlängern.

Zu solchen Denkmälern hätten, analog zu den als Mahnmale konservierten Kirchenruinen, auch die beschädigten Synagogen werden können, doch sie erlebten eine andere Entwicklung. Ein denkmalpflegerisches oder allgemein historisches Interesse bestand an ihnen lange Zeit nicht. Die Ruinen zahlreicher Synagogen wurden nach 1945 bis in die 1950er Jahre abgerissen,¹¹ auch danach fanden gelegentlich Abrisse statt. Verkaufte Synagogengebäude wurden so weit umgebaut, dass sie ihre ursprüngliche Funktion nicht mehr zu erkennen gaben – die Anzahl und die Geschichte solcher Entstellungen sind bislang nicht im Überblick erforscht. Es liegt nahe, die Unkenntlichmachung als Aspekt der Verdrängung, der Verschleierung von Schuld und Scham zu beschreiben. Oft sollte es Jahrzehnte dauern, bis Informations- und Erinnerungstafeln an diesen Gebäuden angebracht wurden – mancherorts fehlen sie noch heute.

Von der »Liquidationsgemeinde« zur »Aufbaugemeinde«

Im Jahr 1959 formulierte H. Sellenthin in einer Festschrift zur Einweihung des Gemeindezentrums in West-Berlin die emotionale Lage der jüdischen Überlebenden im Jahr 1945: »Der vorherrschende Gedanke [...] war, der Liquidation der [...] Gemeinde durch die Nazis auch eine Liquidation des jüdischen Gemeindelebens von jüdischer Seite her



2. Collage mit der brennenden Synagoge in Düsseldorf und dem 1946 an ihrer Stelle eingeweihten Denkmal

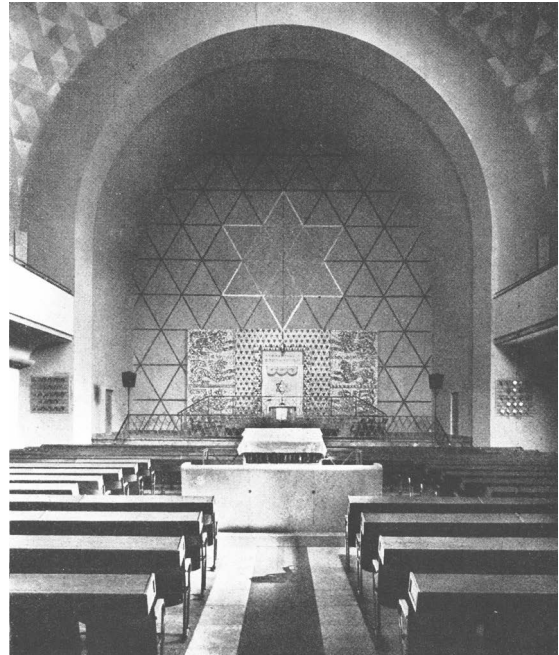
folgen zu lassen und schnellstens für die Auswanderung [...] Sorge zu tragen.«¹² Diese Haltung wirkte sich auf den Umgang mit den Synagogen aus. Der Wiederaufbau großer Gebäude kam für die allermeisten jüdischen Gemeinden nicht in Frage, hierfür waren sie zu klein und zu arm. So wurden die Synagogen in Essen, Hamburg (Tempel in der Oberstraße), Görlitz oder Offenbach nicht mehr dauerhaft von jüdischen Gemeinden genutzt.

Erst um 1950 waren aus den »Liquidationsgemeinden« Gemeinden geworden, die sich, wie Sellenthin es

¹¹ Allein in Berlin die Ruinen der Synagogen Heidereutergasse, Kottbusser Ufer/ Fraenkel-Ufer, Prinzregentenstraße und Oranienburger Straße sowie einiger kleinerer Synagogen.

¹² Sellenthin 1959, 94.

formulierte, als »Aufbaugemeinden« verstanden und die jüdische Leben in Deutschland zumindest mittelfristig erhalten wollten. Dieser Wandel hatte nicht nur Folgen für die Gemeinden und ihre Einbindung in die Nachkriegsgesellschaft, sondern auch für die Synagogenbauwerke. So war die Westend-Synagoge in Frankfurt am Main, errichtet 1908–10 durch Franz Roeckle und 1938 verwüstet, schon im September 1945 wieder für jüdische Gottesdienste von amerikanischen Soldaten und jüdischen Überlebenden hergerichtet worden, doch erst 1950 war ihre mit einer Neugestaltung verbundene Renovierung abgeschlossen (Abb. 3).¹³ Die Architekten Werner Hebebrand und Max Kemper gestalteten mit dem Künstler Hans Leistikow den byzantinisch-orientalischen, frühmodern abstrahierten Innenraum schlichter und klarer – alle drei waren in der Zeit der Weimarer Republik im Umfeld von Ernst May am »neuen frankfurt« beteiligt. Zeitgenössisch hieß es: »Die Veränderungen [...] waren eigentlich nur Vereinfachungen und räumliche Verbesserungen.«¹⁴ In diesem Sinne wurden die »etwas bizarren alten Säulen [...] ummantelt, um alles Beunruhigende [...] zu entfernen bzw. zu verhüllen.« Ob bei der purifizierenden, »zeitgemäßen« Neugestaltung der Gedanke eine Rolle spielte, den postulierten Neuanfang jüdischen Lebens auch in der Architektur anschaulich werden zu lassen, kann nur vermutet werden. Eine weitere, diesmal unter den Vorzeichen einer Re-Historisierung stehende Umgestaltung führte Henryk Isenberg in den Jahren 1988 bis 1994 durch, sodass der Innenraum heute in einem Mischzustand aus spätem Kaiserreich, früher Nachkriegsmode und postmoderner Rekonstruktion zu sehen ist. Die Purifizierung der Westend-Synagoge durch Kemper und Hebebrand entsprach den Wiederaufbaukonzepten für zahllose Kirchen, die gleichfalls in klareren Formen wiedererstehen sollten – nicht mehr »üppig und bombastisch«. Einen ähnlichen Weg ging der Architekt Helmut Goldschmidt 1959 beim Wiederaufbau der Kölner Synagoge in der Roonstraße. Andere historische Synagogenräume, zum Beispiel in Leipzig oder in der Berliner Rykestraße und in der Pestalozzistraße, wurden hingegen mit lediglich geringen Veränderungen renoviert.



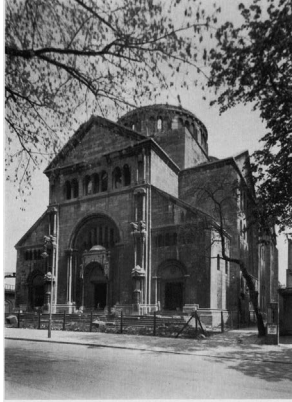
3. Frankfurt am Main, Westend-Synagoge nach der Wiederherstellung 1950

4. Neue Synagogenbauten und Erinnerung

Während Wiederherstellungen historischer Synagogen insgesamt selten waren, kam es seit dem Beginn der 1950er bis in die 1960er Jahre in der Bundesrepublik zu einigen Neubauten. Staatliche Zahlungen im Zuge der sogenannten Wiedergutmachung erleichterten die Finanzierung. Auch diese Bauten nahmen in Architektur und Ausstattung auf die jüngste Vergangenheit der Synagogen in Deutschland Bezug. Die Gemeinden wünschten sich jedoch nicht in erster Linie Repräsentationsbauten, sondern Zentren, die neben religiösen auch soziale Einrichtungen und damit Räume für einen Rückzug aus einer weiterhin latent antisemitischen Umgebung umfassten. Das Jüdische Gemeindehaus in der West-Berliner Fasanenstraße von 1959 nimmt schon in seinem Namen auf diese Verschiebung in der Funktionalität Bezug – obwohl ein Synagogensaal den Kern des Zentrums bildete, wurde es

13 Vgl. Heuberger 2010 und Tauber 2008, insbesondere 128–129.

14 Wimmenauer 1951, 14; dort auch die folgenden Zitate.



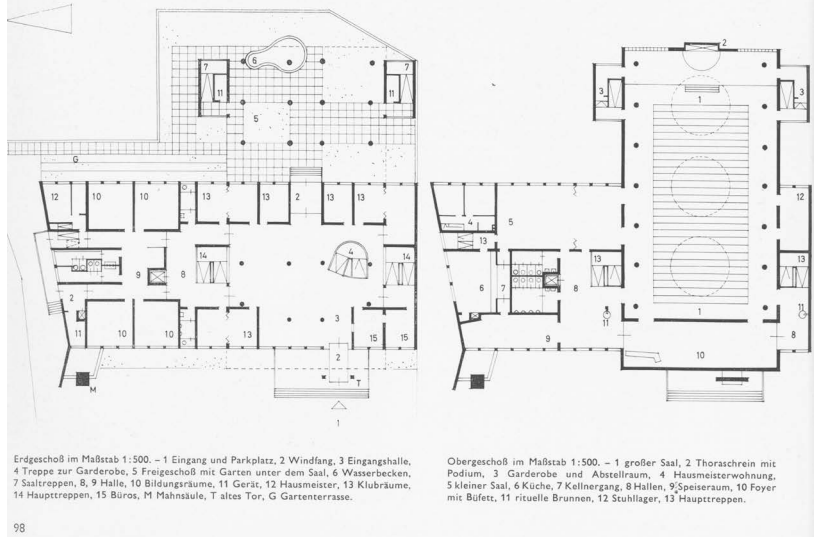
4. Berlin, Synagoge in der Fasanenstraße, 1912 errichtet, nach der Zerstörung 1938



6. Berlin, Blick über das Gemeindezentrum in der Fasanenstraße zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, 1959



Das Foto mit einem Teil der Eingangsseite zeigt leider sehr deutlich, wie die Praxis im heutigen Städtebau keine echte Einheit erreicht. Das schroffe Gegeneinander, die fehlende Rücksichtnahme ermöglicht zwar, daß der Bau in sich gut, das überschaubare Straßenbild aber chaotisch ist. Auch hier wird der bescheidene Gemeindebau von den mehrgeschossigen Nachbarn erdrückt.



Erdgeschoß im Maßstab 1:500. – 1 Eingang und Parkplatz, 2 Windfang, 3 Eingangshalle, 4 Treppe zur Garderobe, 5 Freigeschoß mit Garten unter dem Saal, 6 Wasserbecken, 7 Saaltropfen, 8, 9 Halle, 10 Bildungsräume, 11 Gerät, 12 Hausmeister, 13 Klubräume, 14 Haupttreppen, 15 Büros, M Mahnsäule, T altes Tor, G Gartenterrasse.

Obergeschoß im Maßstab 1:500. – 1 großer Saal, 2 Thoraschrein mit Podium, 3 Garderobe und Abstellraum, 4 Hausmeisterwohnung, 5 kleiner Saal, 6 Küche, 7 Kellnergang, 8 Hallen, 9 Speiseraum, 10 Foyer mit Buffet, 11 rituelle Brunnen, 12 Stuhlager, 13 Haupttreppen.

5. Berlin, Gemeindezentrum in der Fasanenstraße, 1959: Ansicht und Grundriss, aus: Der Baumeister 58.1961

nicht als Synagoge bezeichnet.¹⁵ Es sollte an der Stelle der 1912 eingeweihten Synagoge Ehrenfried Hessels entstehen. Diese war im November 1938 gebrandschatzt worden; die Ruine wurde 1957 gesprengt (Abb. 4). Dieter Knoblauch und Heinz Heise entwarfen einen Bau der Nachkriegsmoderne, in den sie Bauteile und Motive des Zerstörten einbezogen (Abb. 5). Die alte Portalrahmung akzentuiert

den Haupteingang, und aus weiteren Spolien wurde eine ›Mahnsäule‹ gefügt, die vor der Fassade ihren Platz fand. Drei flache Kuppeln belichten den Synagogen- und Gemeindesaal – ein postmodern anmutendes Zitat der Kuppeln des zerstörten Baus. Diese Verbindung der Erinnerung mit der Architektur entsprach den Intentionen der jüdischen Gemeinde. In der Grundsteinurkunde von 1957

15 Jüdisches Gemeindehaus 1961; Herbart 2007; Slevogt 2009.

heißt es: »Die Vergangenheit lebt fort. Die Schmerzen und Nöte sind sinnbildlich eingeflochten in diesen Neubau. Aber auch das Bewusstsein von der unüberwindlichen Größe des andächtig geneigten Menschen.«¹⁶

Das Gemeindehauses entstand zur Zeit der Diskussion um die Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, repräsentiert durch ein Foto in der Einweihungsfestschrift (Abb. 6): Es zeigt die drei Kuppeln des Neubaus und im Hintergrund den zum Symbol der Kriegszerstörung gewordenen Kirchturm. Einen derart radikalen Ansatz wie der von Egon Eiermann bis 1961 realisierte, die Versehrtheit einer Ruine durch den Kontrast zu einem Neubau hervorzuheben, wurde in der Synagogenarchitektur der Zeit nirgends verfolgt.¹⁷

5. Zerstörung und Wiederaufbau als Fragen zukünftiger Forschung

Die geschilderten Beispiele wieder genutzter, umgestalteter oder neu errichteter Synagogen und Gemeindezentren

zeugen vom Umgang mit der Zerstörung und von den jeweiligen Konzepten des Erinnerns. Auf verschiedene Weisen lösten sie die Aufgabe, Häuser des Gebets und damit Repräsentanten der jüdischen Religion und Kultur zu sein, aber auch als Mahnmale für die deutsch-jüdische Geschichte, für den Holocaust zu dienen – mit unterschiedlichen Intentionen auf jüdischer und nicht-jüdischer Seite.

Trotz einiger Einzelarbeiten bleibt die Architektur- und Zeitgeschichte dieses komplexen Umgangs mit den Überresten der politisch motivierten Zerstörung jedoch noch zu schreiben, wozu dieser Beitrag lediglich anregen kann. Dies zu tun setzt voraus, die bislang oft vernachlässigten materiellen Zeugnisse jüdischen Bauens in den ersten Nachkriegsjahrzehnten zu dokumentieren, sie im Sinne der Denkmalpflege zu bewahren und sie in den weiteren Kontext der deutsch-jüdischen Geschichte sowie der Geschichte des architektonischen, städtebaulichen, aber auch politischen (Wieder-) Aufbaus in Ost und West einzuordnen.

Anschrift des Verfassers:

Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, Technische Universität Braunschweig, Pockelsstraße 4, 38106 Braunschweig; Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg

¹⁶ Sellenthin 1959, 128.

¹⁷ Zur Gedächtniskirche vgl. z. B. Kappel 2011, insbesondere 18–29.

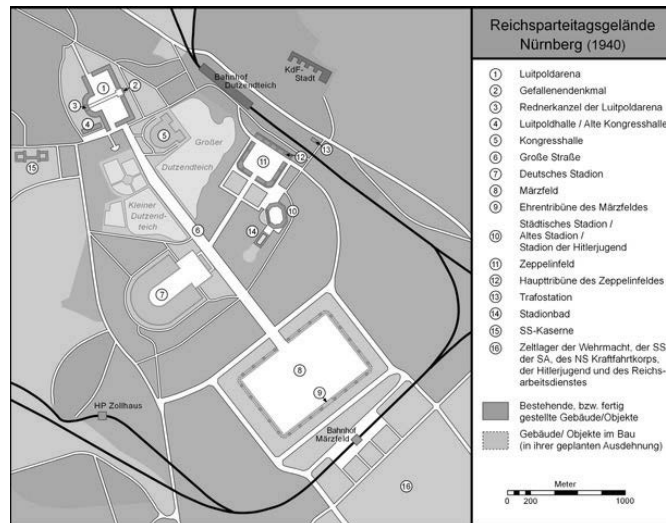
Literatur

- Brenner 2012: M. Brenner (Hg.): Geschichte der Juden in Deutschland. Von 1945 bis zur Gegenwart. Politik, Kultur und Gesellschaft (2012)
- Gross 2013: R. Gross: November 1938. Die Katastrophe vor der Katastrophe (2013)
- Heuberger 2010: R. Heuberger (Hg.): 100 Jahre Westend-Synagoge Frankfurt am Main 1910–2010 (2010)
- Herbarth 2007: I. Herbarth: Das jüdische Gemeindezentrum in der Fasanenstraße 79/80 in Berlin-Charlottenburg <www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/denkmaltag2007/downloads/vortrag_herbarth.pdf> (16.01.2017)
- Jüdisches Gemeindehaus 1961: Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Fasanenstraße, in: Der Baumeister 58.1961, 96–100
- Kappel 2008: K. Kappel: Memento 1045? Kirchenbau aus Kriegsruinen und Trümmersteinen in den Westzonen und in der Bundesrepublik Deutschland (Kunstwissenschaftliche Studien 145) (2008)
- Kappel 2011: K. Kappel (Hg.): Egon Eiermann – Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche Berlin 1961–2011 (2011)
- Knufinke 2014a: U. Knufinke: Architektur und Erinnerung: Synagogenbau in Deutschland nach der Shoah, in: K. Kappel – M. Müller (Hg.): Geschichtsbilder und Erinnerungskultur in der Architektur des 20. und 21. Jahrhunderts (2014) 93–108
- Knufinke 2014b: U. Knufinke: Brüche und Spuren. Historische Synagogen als kulturgeschichtliche »Exponate«, in: Koldewey-Gesellschaft – Vereinigung für Baugeschichtliche Forschung e. V. (Hg.): Bericht über die 47. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung vom 16. bis 20. Mai 2012 in Trier (2014) 65–73
- Knufinke 2016: U. Knufinke: Synagogenräume der Displaced Persons und ihre Gestaltung, in: C. Pletzing – M. Velke (Hg.): Lager – Repatriierung – Integration. Beiträge zur Displaced Persons-Forschung (2016) 71–100
- Königseder – Wetzel 2004: A. Königseder – J. Wetzel: Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland (2004)
- Kratochwil-Gertich – Naujoks 2005: N. Kratochwil-Gertich – A. C. Naujoks: Diepholz, in: H. Obenaus (Hg.): Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen (2005) 468–478
- Liebezeit – Major 1999: F. Liebezeit – H. Major: Auf den Spuren jüdischer Geschichte in Diepholz (Veröffentlichung des Stadtarchivs Diepholz 12) (1999)
- Schoeps 2001: J. H. Schoeps (Hg.): Leben im Land der Täter. Juden im Nachkriegsdeutschland (1945–1952) (2001)
- Sellenthin 1959: H. G. Sellenthin: Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80. Festschrift anlässlich der Einweihung des Jüdischen Gemeindehauses (1959)
- Slevogt 2009: E. Slevogt: »Aufgebaut werden durch dich die Trümmer der Vergangenheit« (Jes. 58.12). Das jüdische Gemeindehaus in der Fasanenstraße (2009)
- Tauber 2008: A. Tauber: Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945–1949 (Jüdische Miniaturen 88) (2008)
- Wimmenauer 1951: K. Wimmenauer: Westend-Synagoge in Frankfurt: Neuer Innenausbau, in: Die neue Stadt 5.1950, 14–19
- Zieher 2005: J. Zieher: Im Schatten von Antisemitismus und Wiedergutmachung. Kommunen und jüdische Gemeinden in Dortmund, Düsseldorf und Köln 1945–1960 (Dokumente, Texte, Materialien 55) (2005)

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Stadtarchiv Diepholz, Bauakte Mühlenstraße 5 o. P.; Abb. 2: Die neue Synagoge in Düsseldorf 1958 o. P.; Abb. 3: Wimmenauer 1951; Abb. 4, 6: Sellenthin 1959, 80, 127; Abb. 5: Der Baumeister 58.1961, 98

Zerstörung von Symbolen in der Bundesrepublik Deutschland. Positionen zum Umgang mit dem Nürnberger Zeppelfinfeld



1. Das Reichsparteitagsgelände, Rekonstruktion der Gesamtplanung auf dem Stand von 1940. Rechts unten befindet sich das Marsfeld, dessen Randbebauung 1967 beseitigt wurde, um Platz für den neuen Stadtteil Langwasser zu schaffen

Die *damnatio memoriae*, also die Verbannung einer Erinnerung an eine Person, eine Institution oder an ein Ereignis, ist das Ziel der Gewalt gegen die damit verbundene Architektur oder Symbolik im öffentlichen Raum. Das Phänomen ist uns seit der Antike bekannt.¹ Deutlich erkennbar sind zumindest zwei Muster von Ursachen und Ablaufszenarien derartiger Gewalt. Erstens: ein Szenario einer mehr oder weniger diskreten, politischen Manipulation nach dem Top-Down-Prinzip, beispielsweise die Vernichtung der Bildnisse von unerwünschten Verwandten eines römischen Kaisers. Zweitens: ein Bottom-Up-Prinzip,

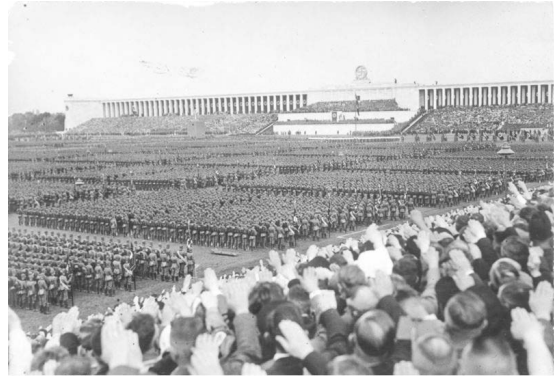
in dem materielle oder bildliche Repräsentationen von politischen oder ideologischen Feinden in einem revolutionären Akt vom »benachteiligten Volk« vernichtet werden. Die Beispiele für dieses zweite Szenario liefern alle Zerstörungen von Feudalburgen in den Städten des Spätmittelalters, Bilderstürme der Reformation sowie alle große Revolutionen bis zum heutigen Tag.

Jenseits der beiden Muster, die immer mit einer autoritären Macht- und Gesellschaftsstruktur zusammenhängen, möchte ich mit meiner kleinen Fallstudie noch eine weitere Kategorie vorstellen: die Zerstörungsdiskurse unter den

1 Krüpe 2011.

Bedingungen einer friedlichen Demokratie. Einer der berühmtesten Fälle eines solchen Diskurses in Deutschland, der hier nicht analysiert werden kann, liefert der Berliner Palast der Republik. Die entscheidenden Debatten über sein Schicksal dauerten lediglich etwa 16 Jahre, d. h. ein Bruchteil im Leben einer einzigen Generation.

Der Fall, über den hier berichtet wird, betrifft alle Nachkriegsgenerationen. Hier sind die Gemüter – vielleicht zum Glück – immer noch nicht abgekühlt. Es geht um das nationalsozialistische Erbe der Stadt Nürnberg, um das Reichsparteitagsgelände (Abb. 1), das sich heute in kommunaler Zuständigkeit befindet und diese schon seit Jahrzehnten massiv überfordert. Zunächst sind hier einige Sätze zu dessen Entstehungsgeschichte notwendig. Für das bereits im 19. Jahrhundert für Erholungszwecke genutzte Grüngelände wurden ab 1934 unter der Leitung des prominentesten NS-Architekten, Albert Speer, neue Pläne entworfen.² Das Reichsparteitagsgelände (Abb. 1) vertritt die früheste Phase der NS-Propagandaarchitektur. Im Gegensatz zu den etwas später geplanten Gauforen liegt das Nürnberger Gelände außerhalb der Innenstadt. Außer einer großen SS-Kaserne wurden hier zahlreiche Plätze zum Feiern, Defilieren und für Militärvorfürungen vorgesehen. Das Raumprogramm für die wichtigsten Selbstdarstellungen des Regimes umfasste das Zeppelin- und das Marsfeld, den Luitpoldhain mit der Alten Kongresshalle und der Luitpoldarena, das städtische Stadion und vor allem das Deutsche Stadion mit über 400.000 Plätzen sowie den bis heute erhaltenen Kongressbau für 50.000 Personen. Allein das Marsfeld hatte eine größere Fläche als 80 Fußballfelder zusammengenommen. Das viel kleinere, bereits 1937 fertiggestellte Zeppelinfeld sollte circa 200.000 Menschen aufnehmen. Die zentrale Freifläche wird durch Zuschauerwälle mit ihren Fahnentürmen umrahmt und durch die 400 m lange und 24 m hohe Tribüne abgegrenzt, die für circa 70.000 Personen berechnet war (Abb. 2). Der Tribünenbau wurde nicht nur auf zahlreichen Fotos, sondern auch in dem Film ›Triumph des Willens‹ von Leni Riefenstahl als der Ort verewigt, von dem die berühmt-berühmte ›Ästhetik der Kraft‹ und die



2. Das Zeppelinfeld, Nürnberg, Reichsparteitag, RAD-Appell, 1937

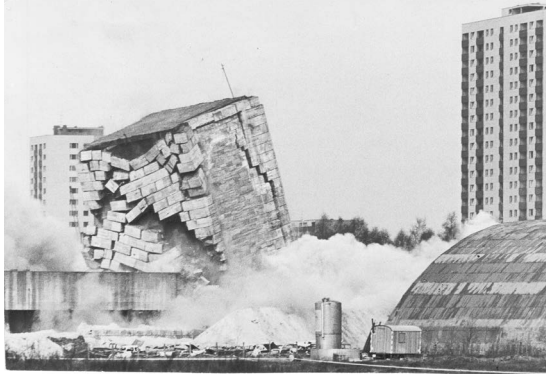
Konsolidierung des NS-Regimes ausgingen. Hier wurden die atmosphärisch verdichteten Lichtdom-Inszenierungen erfunden. Die 1937 fertiggestellte Tribüne wurde 1938 zum letzten Mal im Sinne des Erfinders genutzt, als hier der letzte Reichsparteitag der NSDAP stattfand.

Die Nachkriegsgeschichte des Zeppelinfeldes begann mit einer Siegerparade der amerikanischen Armee am 22. April 1945 und der anschließenden Sprengung des gigantischen Hakenkreuzes über der Zeppelintribüne.³ Zwischen 1945 und 1995 diente das Feld der US-Army als Sportübungsgelände. Außerdem wurde es für verschiedene spektakuläre Versammlungen und Kongresse sowie ab 1947 für Auto- und Motorradrennen genutzt. Auf der Freifläche traten Rockstars wie zum Beispiel The Rolling Stones, Bob Dylan oder Tina Turner auf. Müllberge, Alkoholexzesse, aber auch grandiose Open-Air-Symphoniekonzerte konnten hier erlebt werden.

Die genannten weitestgehend pragmatischen, bisweilen provisorisch anmutenden Funktionen belegen eine Überforderung der Stadt Nürnberg im Umgang mit dem Gelände. Aus dieser Überforderung sowie aus einer Distanzierung, die zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Gründe gehabt haben mag, resultierte die Tendenz zu einem entweder leidenschaftslos-pragmatischen oder schonungslosen Umgang mit den Bauten auf dem

2 Eine grundsätzliche Studie zur Entstehung des gesamten Bauvorhabens: Doosry 2002.

3 Am umfangreichsten wurde die Nachkriegsgeschichte in einer der jüngsten Zeitausstellungen des Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände thematisiert. Dazu: Schmidt 2015.



3. Sprengung der Märzfeldtürme im April 1967. Rechts ist eines der neuen Hochhäuser zu sehen, denen die NS-Bebauung weichen musste



4. Sprengung der Pfeilergalerie der Zeppelintribüne



5. Zeppelintribüne nach der Sprengung der Pfeilergalerie

Gelände. Die ausgebombte Luitpoldhalle wurde 1950 gesprengt und der Luitpoldhain in einen Landschaftspark umgewandelt. Die 1960er Jahre brachten eine Welle der Zerstörung auf dem gesamten Reichsparteitagsgelände. Bemerkenswert sind in dem Kontext die Forderungen einer weitgehenden Transformation des ganzen Geländes, die der Bund deutscher Architekten mit seiner Denkschrift ›Schöneres Nürnberg‹ formulierte.⁴ Die Inhalte basierten auf der geplanten Beseitigung der Großen Strasse und der Kongresshalle und der Bebauung des Geländes mit Hochhäusern.

Interessant ist auch die Entwicklung des heute südlich anschließenden Stadtteils Langwasser. Dieses überlappt sich mit den von Speer geplanten und zu großen Teilen auch baulich umgesetzten Arealen des einstigen

Märzfeldes und des Teilnehmerlagers. Diese ursprünglichen Freiflächen, bis 1960 als Internierungs- und Flüchtlingslager genutzt, wurden zu einer Reservefläche für ein Wohngebiet. Dafür mussten jedoch die gigantischen Türme des Märzfeldes gesprengt werden (Abb. 3). Die spektakulären Sprengungen in den Jahren 1966/67 wurden durchgeführt, ohne dass eine breitere Diskussion über die NS-Vergangenheit stattgefunden hätte. »Der Angriff auf die letzten Kolosse«, wie die Nürnberger Nachrichten am 12. April 1967 schrieben, »wurde offensichtlich als ein Befreiungsschlag empfunden«.⁵ Die Sprengungen, die von der Bundeswehr durchgeführt wurden, wurden lediglich vom Verband der Abrissunternehmer kritisiert, und zwar als Verstoß gegen Wettbewerbsprinzipien.⁶

Schließlich kam es 1967 zur Sprengung der sogenannten

4 Schöneres Nürnberg 1963.

5 Schmidt 2015, II.

6 Dietzfelbinger – Liedtke 2004, 108.

Pfeilergalerie der Zeppelintribüne (Abb. 4–5). Der erste offizielle Anstoß kam von einer israelischen Besuchergruppe, die die Präsenz eines ornamentalen Hakenkreuzbandes an der Decke der Pfeilergalerien als Skandal anprangerte. Daraufhin war seitens der führenden Stadtvertreter die Erklärung zu hören, dass es sich bei dem Ornament um ein klassisch-antikes Dekorationsmotiv handele. Doch wurden die Pfeilergalerien schnell für baufällig erklärt und beseitigt. Die Abrissmaßnahme stieß – das war neuartig am Geschehen – auf breite Bürgerproteste »bis hin zu den drei NPD-Vertretern im Nürnberger Stadtrat«. ⁷ Die Institution, die im Vorfeld der Sprengung von Pfeilergalerien der Zeppelintribüne besonders aktiv protestierte, war der Nürnberger MotorSportClub, der bis heute auf dem Gelände das sogenannte Norisring-Rennen veranstaltet. Die Sportfans betonten den repräsentativen Charakter der schon mehrmals auf Postern abgebildeten Tribüne als ein gestalterisches Alleinstellungsmerkmal, das angeblich unter »auswärtigen Besuchern« für Begeisterung sorgte. Schon damals entstand in der Stadt eine »AG Nürnberg gegen Sprengung«, die für die Erhaltung der Bauwerke auf dem Gelände mit dem Verweis auf deren historische Relevanz plädierte. ⁸

1973, mit der Neufassung des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes, wurden die Zeppelintribüne und die Kongresshalle unter Schutz gestellt. Es handelte sich dabei wohl um die erste Unterschutzstellung von Zeugnissen der NS-Diktatur in der Bundesrepublik überhaupt. Trotzdem wurden aufgrund des fortschreitenden Verfalls nur drei Jahre später beide Seitentürme der Zeppelintribüne abgerissen. Der Zwang zur Gewährung der Verkehrssicherheit sowie eine sich andeutende Wertschätzung führten 1983 zur Bezuschussung von Sicherungsmaßnahmen an der Zeppelintribüne mit einer halben Million Mark. ⁹ Die scheinbare Wende in der Einstellung zum Reichsparteitagsgelände zeichnete sich jedoch erst in den 1980er Jahren ab und entsprach wohl vielen Debatten, die in der Bundesrepublik seit den 1970er Jahren geführt wurden,

aber erst in den 1980ern richtig aufkochten. Hier wäre vor allem der sogenannte – mittlerweile fast vergessene – »Historikerstreit« zu nennen, eine leidenschaftlich geführte Debatte der konservativen wie auch der linken Historiker über die Deutung der Kriegsvergangenheit. ¹⁰ Als Zeichen einer neuen Seriosität im Umgang mit dem Gelände können zwei Ereignisse definiert werden. Das erste ist das Ausstellungsprojekt »Faszination und Gewalt«, das erstmalig 1984 im Innenraum der Zeppelintribüne präsentiert wurde. Das zweite Ereignis war das hochkarätig besetzte Symposium »Das Erbe«, das 1988 im Germanischen Nationalmuseum stattfand. ¹¹ Spätestens diese Veranstaltung erbrachte den Konsens, dass die Bauten auf dem Gelände für Zwecke der Didaktik erhalten und erschlossen werden müssen. Diese beiden Ereignisse können als wichtige Meilensteine gesehen werden, die den Weg zur 1996/97 vorgestellten Idee eines Dokumentationszentrums geebnet haben.

Am Beispiel des Geländes und der Tribüne können wir einen Bewusstseinswandel studieren, der in Nürnberg in den 1980er Jahren stattfand. Dessen Dynamik spiegelte und antizipierte manchmal sogar die intellektuellen Diskurse über die Deutung der Geschichte in der Bundesrepublik. Die Anerkennung der Zeugnisse der schwierigen Vergangenheit als eine ästhetisch und räumlich wichtige Ressource für politische Bildung muss als Pionierarbeit im Bereich der »public history« bezeichnet werden. Gerade dieses Merkmal verleiht dem Ensemble eine zusätzliche Bedeutung. Somit handelt es sich beim Reichsparteitagsgelände und insbesondere beim Zeppelinfeld nicht nur um ein Zeugnis der Geschichte, sondern auch um ein Zeugnis der Geschichtskultur, was bereits in den sozioethnologisch ausgerichteten Studien von Sharon Macdonald detailliert beschrieben wurde. ¹²

Obwohl seit dem Ende der 1980er Jahre der Diskurs über den Umgang mit dem schwierigen Erbe an Seriosität gewonnen hatte, diente das Gelände weiterhin als ein Ort von diversen dekonstruktivistisch orientierten

7 Schmidt 2015, 5.

8 Dietzfelbinger – Liedtke 2004, 111.

9 Weiß 1992, 170.

10 Zusammenfassend dazu: Kracht 2010.

11 Dem Symposium gingen 1987 die Debatten über die Einrichtung eines gigantischen »Erlebnis- und Einkaufszenters« in der Kongresshalle voraus. Dazu: Weiß 1992, 171–172.

12 Macdonald 2009.



6. Das Dokumentationszentrum, Eingangsbereich. Die scharfkantige Glasbedachung der Eingangstreppe ist nur die Spitze eines den ganzen Bau durchschneidenden Erschließungsgangs



7. Die Zeppelintribüne heute



8. Treffen von VW-Käfer-Liebhabern. Der Ort ist für diese Veranstaltung durch die 50-jährige Tradition von Autorennen prädestiniert. Die politische Ursprungsfunktion der Tribüne scheint in dieser Situation weitgehend vergessen zu sein

Bewältigungsphantasien, wie z. B. die angedachte Umnutzung der Kongresshalle in ein ›Teleologisches Museum‹ bzw. ein ›Museum der offensichtlichen Verletzung‹, in dem die versammelten NS-Kunstwerke dem Verfall ausgesetzt werden sollten. Die frühen 1990er Jahre brachten die Idee, das Zeppelfeld in einen Friedenshain umzuwandeln. Doch wegen der Durchführung der traditionsreichen Autorennen konnte sich dieser Vorschlag nicht durchsetzen. Zu stark war noch die Position des früheren Nürnberger Kulturreferenten Hermann Glasers präsent, dass auf dem Gelände »die Banalität alltäglicher Nutzungen über den Größenwahn« zu triumphieren habe. Aus den frühen 1990er sind noch weitere Entwurfsstudien bekannt, in welchen die bestehende Raumordnung seziiert und durch irritierende Einschnitte und Sichtachsen umorganisiert wurde.¹³ Ohne weiter auf die wachsende Bedeutung des Geländes in den 1990er Jahren einzugehen, muss schließlich auf das 2001 eingeweihte Dokumentationszentrum verwiesen werden.

Der Entwurf von Günther Domenig ist geradezu ein ideales Beispiel für den Dekonstruktivismus (Abb. 6). Eine partielle Zerstörung des Symbols, also der Kongresshalle, wird hier fast buchstäblich ausgeführt, indem der NS-Bau durch einen 130 m langen Pfeil, die zentrale Erschließungsachse, durchstochen wird, als würde es sich hierbei um eine Fetischvernichtung in einem Voodoo-Ritual handeln. Interessanterweise wurde der Umbau kaum von denkmalpflegerischen Protesten begleitet, obwohl es sich dabei um eine ›nachhaltige Störung‹ der Struktur und Substanz des Kongressbaus handelte. Mit diesem konsensfähigen Verstoß gegen die ›reine Lehre‹ des Denkmalschutzes entstand hier ein Präzedenz im Umgang mit einem äußerst wichtigen Zeugnis der nationalen Geschichte.

Auch bei der aktuellen, in den letzten zwei Jahren geführten Debatte über die Konservierungsarbeiten der Zeppelintribüne fehlt es nicht an emotional aufgeladenen Forderungen der Distanzierung von der Bausubstanz. Gegen die Argumente für die Notwendigkeit einer didaktischen Aufarbeitung fordern diverse Bürgerinitiativen und sogar

¹³ Dietzfelbinger – Liedtke 2004, 114–117.

¹⁴ N. Frei: Einstürzende Neubauten, in: Die Zeit, 20. II. 2014, 18.

manche renommierte Historiker immer wieder einen demonstrativen Verfall der Zeppelintribüne.¹⁴

Die Zerfallsphantasien verdeutlichen einen sehr wichtigen Punkt. Die heutigen, im Grunde recht kümmerlichen Reste der Zeppelintribüne (Abb. 7) werden in unterschiedlichem Grad durch die Phantombilder der Vergangenheit überlagert. Während für die Nürnberger das Gelände schon mehrmals, zumindest temporär, rekontextualisiert wurde – als Ort der Sonntagsspaziergänge, der alltäglichen Sportaktivitäten oder der Musikevents und der Autorennen (Abb. 8) –, ist vor allem die Wahrnehmung von auswärtigen Personen nahezu ausschließlich auf die Vorstellung des NS-Bauwerks in seinem idealtypisch inszenierten Zustand fixiert. Weshalb ist das so? Wir haben es hier nicht nur mit einem – stark fragmentierten – Sachzeugnis zu tun, sondern auch mit dessen Transmedialität und mit Wahrnehmungsprojektionen, die wir so gut aus dem Tourismus kennen¹⁵: Der Ursprungszustand des Zeppelfeldes wurde dermaßen nachhaltig

in Propagandabildern kolportiert und im Bewusstsein aller Nachkriegsgenerationen, auch im Ausland, fixiert, dass – überspitzt gesagt – jeder beliebige Steinhäufen an dieser Stelle nicht als solcher, sondern als ein Verweis auf die Propagandabilder wirken würde. Wie geht man damit um? Der heute durch manche Initiativen gewünschte ›inszenierte Dauerverfall‹ der baulichen Reste hinter einer Absperrung würde automatisch eine Bedeutungsladung verursachen. Die Isolierung und Unnahbarkeit würden die baulichen Fragmente mystifizieren. Das ist die persönliche Meinung des Verfassers. Deswegen unterstützt er die Stadt Nürnberg, die lediglich eine zurückhaltende Sicherung sowie eine didaktische und künstlerische Anreicherung des Bauwerks plant, auch wenn die anzustrebende Schlichtheit der Lösung mit beträchtlichen Ausgaben verbunden ist, die für die Behebung einer jahrzehntelangen Vernachlässigung des Objektes erforderlich sind. Aber diesen finanztechnischen ›Vorwurf‹ kennt man in der Denkmalpflege schon zur Genüge.

Anschrift des Verfassers:

Europa-Universität Viadrina, Kulturwissenschaftliche Fakultät, Masterstudiengang »Schutz Europäischer Kulturgüter«, Große Scharnstraße 59, 15230 Frankfurt/Oder

¹⁵ Zu medial bedingten Projektionen in Erinnerungsprozessen siehe vor allem Welzer 2002 sowie mehrere Aufsätze in: Wöhler u. a. 2010.

Literatur

- Dietzfelbinger – Liedtke 2004: E. Dietzfelbinger – G. Liedtke: Nürnberg – Ort der Massen. Das Reichsparteitagsgelände. Vorgeschichte und schwieriges Erbe (2004)
- Doosry 2002: Y. Doosry: »Wohlauf, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen.« Studien zum Reichsparteitagsgelände in Nürnberg (2002)
- Kracht 2010: K. Große Kracht: Debatte: Der Historikerstreit, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.1.2010 <<http://docupedia.de/zg/Historikerstreit?oldid=106429>> (05.01.2016)
- Krüpe 2011: F. Krüpe: Die Damnatio memoriae. Über die Vernichtung von Erinnerung. Eine Fallstudie zu Publius Septimius Geta (198–211 n. Chr.) (2011)
- Macdonald 2009: S. Macdonald: Difficult Heritage. Negotiating the Nazi Past in Nuremberg and Beyond (2009)
- Schmidt 2015: A. Schmidt (Hg.): Das Gelände. Dokumentation. Perspektiven. Diskussion. 1945–2015 (2015)
- Schöneres Nürnberg 1963: Schöneres Nürnberg. 1. Denkschrift des Bundes deutscher Architekten zur Stadtentwicklung (1963)
- Weiß 1992: W. Weiß: Chronologie der Versäumnisse, in: Centrum Industriekultur Nürnberg (Hg.): Kulissen der Gewalt. Das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg (1992) 163–175
- Welzer 2002: H. Welzer: Das kommunikative Gedächtnis: Eine Theorie der Erinnerung (2002)
- Wöhler u. a. 2010: K. Wöhler – A. Pott – V. Denzer (Hg.): Tourismusräume. Zur soziokulturellen Konstruktion eines globalen Phänomens (2010)

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Wikimedia Commons, Autor: Lencer; Abb. 2: Bundesarchiv, Bild 183-C12701-CC-BY-SA 3.0; Abb. 3, 4: Nürnberger Nachrichten, Hans Kammler; Abb. 5: Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände, Nürnberger Nachrichten, Ulrich Friedl; Abb. 6: Wikimedia Commons, Foto Begemot 2011; Abb. 7: Verf. 2015; Abb. 8: Foto Wikimedia Commons, Manfred Braun 2003

Palmyra: Ruinenstätte in Syrien und Erinnerungsort in Europa



1. Die Ruinenlandschaft Palmyras im Jahr 2001



2. Beltempel im Jahr 2001



3. Beltempel nach der Zerstörung 2016

Die Wahl eines Vortragsthemas zu Palmyra bedarf nach den aufwühlenden Berichten und Bildern der Zerstörung keiner Rechtfertigung oder Erklärung, auch ohne durch ein Forschungsprojekt mit dem Ort verbunden zu sein.¹ Die wissenschaftliche Bedeutung Palmyras als archäologische Forschungsquelle und Zeugnis der Größe des Römischen Reichs ist allbekannt. Doch noch weit

größer ist die rezeptionsgeschichtliche Bedeutung des Ortes. Genau diese Bedeutung aber war in all den Medienbeiträgen des vergangenen Jahres – auch namhafter Wissenschaftlerpersönlichkeiten – zu vermissen. Seit der Anmeldung des Themas zum Vortrag hat sich die Situation freilich tiefgreifend geändert: Unter dem Eindruck der Zerstörungsverluste entstand nicht nur eine kaum mehr zu überblickende Flut von Presseartikeln. Publikationen und Ausstellungen thematisierten nun auch die Forschungs- und Rezeptionsgeschichte Palmyras.² Die Richtigkeit manch einer unserer Überlegungen finden wir dort bestätigt. Hinzu kommen Fotografien der zerstörten Monumente (Abb. 3). Vor allem aber folgte auf weitere ideologisch motivierte Zerstörungen im März 2016 die Rückeroberung Palmyras durch syrische Regierungstruppen unterstützt von russischem Militär, und schließlich fiel während der letzten Arbeiten am Druckmanuskript die Ruinenstätte abermals in die Hände des selbsternannten ›Islamischen Staats‹.

1 Dank schulden wir Claudia Bührig, die uns während unserer gemeinsamen Tätigkeit bei Frau Hassler an der ETH Zürich bewusst machte, welche herausragende rezeptionsgeschichtliche Bedeutung Palmyra besitzt.

2 Insbesondere Ketelsen 2016; Astengo 2016.

Palmyra liegt nicht allein fernab in Syrien, sondern hat, so der Ausgangsgedanke, als zentraler Erinnerungsort der Kunst- und Kulturgeschichte seinen Platz zugleich mitten in Europa, auch wenn es heute ferner und fremder erscheint als jemals in den vergangenen drei Jahrhunderten.

Einhellig ist das Entsetzen über die gezielte Pulverisierung gerade herausragender historischer Stätten und Monumente und der Schmerz über die unwiederbringlichen Verluste. Dass dieser Verlust weit mehr umfasst als die materiellen Objekte und die wirtschaftliche Bedeutung als Tourismusmagnet, ist jedem bewusst. Doch bleiben Äußerungen, um was es sich darüber hinaus handelt, meist erstaunlich oberflächlich und diffus. Wie schwer der Verlust von Denkmälern wiegt, hängt nicht allein von deren Eigenschaften selbst ab, sondern vielmehr davon, welche Bedeutung den jeweiligen Denkmälern im Laufe der Zeit gegeben wurde – vom Einzelnen bis hin zu ganzen Kulturkreisen oder, im Fall des Weltberbes, der gesamten Menschheit. Die Denkmäler erfahren eine Bedeutungsauffadung durch das Interesse und die Wertschätzung, die ihnen in künstlerischer, religiöser oder wissenschaftlicher Hinsicht entgegengebracht wurde und wird. Diese Bedeutung – oder treffender diese Bedeutungen stehen im Mittelpunkt des Beitrags, wobei wir ausdrücklich keine universale, sondern eine europäische Perspektive einnehmen.

Im Römischen Reich war das an seiner Ostgrenze gelegene Palmyra nicht unbedeutend. Doch seine singuläre Stellung in der Kunst- und Kulturgeschichte der Antike erhielt der Ort erst infolge seiner exzellenten Erhaltung über das Mittelalter hinweg dank einer nun völlig abgesehenen Lage. Die Eintragung in die UNESCO-Weltkulturerbe-Liste bereits im dritten Jahr ihres Bestehens belegt noch einmal die universale Hochschätzung der Ruinenstätte.³ Nur ein Nebenaspekt war dabei, wie sich die Wiederentdeckung Palmyras auf die europaweite Entwicklung in Kunst, Architektur und Literatur ausgewirkt hatte. In seiner Tiefe lässt sich das Phänomen nur vor dem Hintergrund einiger geschichtlicher Eckdaten verstehen.

Geschichte Palmyras

Die Ruinen der römischen Kaiserzeit, für die Palmyra so berühmt ist, repräsentieren nur einen kurzen Abschnitt seiner bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden Geschichte. Bestimmend für die Entwicklung des Ortes und seiner Kunst war die geografische Lage als Oase in der syrischen Wüste am Berührungspunkt dreier Kulturräume: dem Mittelmeerraum, Persien und Arabien. Sie prädestinierte Palmyra als Fernhandelsort. Durch geschicktes Lavieren zwischen den angrenzenden Machträumen konnte der Oasenstaat seine Unabhängigkeit wahren, bis er erst gegen Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts schließlich in das Römische Reich eingegliedert wurde. Jahrhundertlang oszillierte Palmyra dabei zwischen einer Akkulturation an griechisch-römische Vorbilder und traditionellem Beharren auf der eigenen lokalen Kultur, und zwar in Sprache, Religion, Kleidung, Sitten, Kunst und nicht zuletzt Architektur.⁴ Bei der Wiederentdeckung Palmyras entging die Andersartigkeit gegenüber den antiken Spuren in Italien den Gelehrten und Künstlern aus Europa nicht und zog sie von Anfang an in ihren Bann. Doch die Interpretation dieser Andersartigkeit, gerade was die Architektur anbelangt, wandelte sich tiefgreifend im Lauf der Zeit.

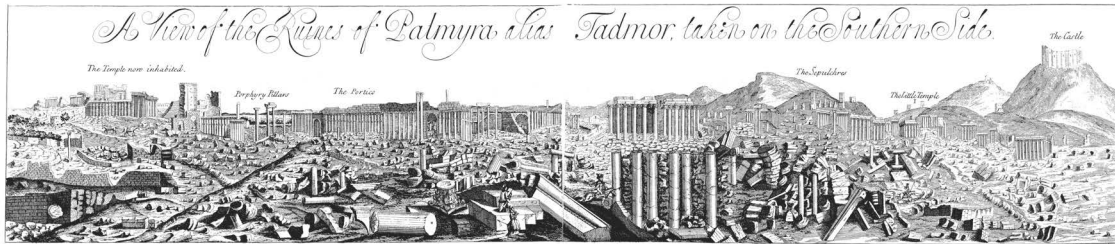
Für eine kurze Episode geriet Palmyra im dritten nachchristlichen Jahrhundert in die Mitte des Weltgeschehens. Der Palmyrener Lokalfürst Odaenathus befreite Rom gegen das Sassanidenreich aus militärischer Bedrängnis und wurde hierauf schließlich sogar Stellvertreter des Kaisers. Noch weitergehende Ambitionen hatte seine Witwe Zenobia, eine der berühmtesten Frauengestalten der Antike. Sie unterwarf große Teile im Osten des Römischen Reichs ihrer Herrschaft, bis die Episode mit ihrer vernichtenden Niederlage das Ende fand.

Frühe europäische Reisende in Palmyra

Im Mittelalter war die Lage Palmyras in Vergessenheit geraten. Die Figur der Königin Zenobia indes wurde

³ ICOMOS, World Heritage List, No 23, Antrag vom 30. Juni 1978, Eintragung Mai 1980.

⁴ al-As'ad – Schmidt-Colinet 1995, 28–53; Sartre-Fauriat – Sartre 2016; Veyne 2005; Veyne 2016, 84–95 und passim.



4. Anonym nach Hofstede. Panoramansicht über Palmyra

schon im 14. Jahrhundert von Giovanni Boccaccio in seinem Werk ›De mulieribus claris‹ (1374), das im folgenden Jahrhundert vielfach nachgedruckt und übersetzt wurde, wieder eingeführt und blieb von da an ein beliebter literarischer Stoff.

Der Ort hingegen existierte nur mehr als Mythos, bis im Jahre 1691 einer Gruppe vor allem englischer Handelsreisender und Diplomaten ein Besuch der Wüstenstadt gelang. Nur vier Jahre später machte ein ausführlicher Bericht in den ›Philosophical Transactions of the Royal Society‹ mit einer Ansicht die entdeckte Ruinenstätte breit bekannt (Abb. 4).⁵ Inhaltlich wurde er umgehend in andere Reiseberichte übernommen, eine damals beliebte Literaturgattung mit recht hohen Auflagen, Übersetzungen und ›Raubdrucken‹.⁶ Die Monumentalität der durch alle Zeiten hindurch aufrecht stehen gebliebenen Säulenreihen und die reich skulptierten Bauornamente begeisterten die Eliten in ganz Europa und verwunderten, schwiegen doch hierzu die antiken Quellen, die man bis dahin als allgemein verbindliche Referenz betrachtet hatte. Befeuert von der spektakulären Wiederentdeckung wurde auch der Stoff der Zenobia innerhalb eines Jahrhunderts in nicht weniger als fünf Opern umgesetzt.

Welch hohen Stellenwert man den Ruinen Palmyras umgehend beimaß, zeigt der ›Entwurf einer Historischen Architectur‹ Fischer von Erlachs (1721) – die bekannteste Architekturpublikation des deutschen Barock, in der dieser berühmte Beispiele einer ›Weltarchitektur‹ versammelte. Nur zwei Stätten ließ er mit Faltafeln das große Folioformat nochmals sprengen: Es ist der legendäre

Tempel des Salomo in einer reinen Phantasierekonstruktion, dem man als biblischem Werk damals aus religiös-ideologischen Gründen den Ursprung der Architekturordnungen zugeschrieben hatte, zum anderen Palmyra in einer Stadtansicht als die ›vornehmsten Überbleibsel der Alterthümer, so an einem Ort der Welt zu sehen‹. Palmyra war nicht nur in den Kanon der berühmtesten antiken Bauten und Stätten aufgenommen, sondern hatte einen Platz ganz an der Spitze erobert. Die Ruinen Palmyras vergegenwärtigten in idealtypischer Weise die Größe der Römischen Antike. Doch klingt in Fischer von Erlachs Tafelbeschreibung noch eine andere Bedeutung an, und zwar die eines antiken Gegenkonzepts zum Zentrum Rom.

Eine neue Phase der Rezeption, nicht nur von Palmyra, sondern der Antike insgesamt, bedeutete die Forschungsreise im Jahre 1751 von James Dawkins, Robert Wood, John Bouverie und dem italienischen Architekten und Zeichner Giovanni Battista Borra, auf den die Zeichnungen offenbar größtenteils zurückgehen. Das Unternehmen folgte dem Vorbild der Rompublikation von Antoine Desgodetz, mit dem bereits 1682 erstmals der Anspruch einer geradezu wissenschaftlich exakten Vermessung erhoben und erfüllt wurde, das aber bis dahin ohne Nachfolge geblieben war. Nur wenige Jahre nach der Reise legte Wood die Ruinen Palmyras⁷ und Baalbeks in zwei umfangreichen Tafelwerken mit präzisen Plandarstellungen vor. Freilich ließen die in einer einzigen Woche in Palmyra angefertigten Aufnahmen eine Vielzahl von Fragen und Lücken offen. Vor allem aber stellte Wood zwar gewisse Besonderheiten der Architektur fest, ging auf sie aber rein

⁵ Anonym 1695; kurz zuvor in der gleichen Zeitschrift erschienen: Halifax 1695; Astengo 2016.

⁶ Sellar 1696, mit einer 2. Auflage 1705; deutsche Ausgabe Frankfurt am Main 1716; de Bruyn 1698.

⁷ Wood 1753.

deskriptiv ein. Sie als kulturelle Eigenheit Palmyras aufzufassen, war ihm noch undenkbar. Dies sollte erst möglich werden, als mit Johann Gottfried Herder Kunst und Architektur historisiert wurden, das heißt als Kunstprodukte begriffen wurden, die unter jeweils ganz bestimmten kulturellen, historischen und gesellschaftlichen Konstellationen entstanden. Dies war schließlich vollzogen, als ein halbes Jahrhundert später die Ruinen von Palmyra über die Zeichnungen von Louis-François Cassas ein weiteres Mal Europa eroberten. Sein Tafelwerk ›Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phoenicie [...]‹ (1800) spielte für die Verbreitung von Abbildungen aus Palmyra eine zentrale Rolle. Zahlreiche Gelehrte, Künstler, Architekten und Abenteurer bewunderten an seinen Gemälden und Zeichnungen die Genauigkeit und künstlerische Qualität. Johann Wolfgang von Goethe hatte sich in Rom mit Cassas getroffen und Aquarellzeichnungen betrachtet, die Cassas auf Basis seiner Aufnahmezeichnungen entworfen hatte. Zehn Zeichnungen schilderte Goethe teils ausführlich in seiner Italienischen Reise, einige Palmyra darstellend, eine andere mit pharaonischer Architektur bezeichnete Goethe als »die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter gehen kann.«⁸ Es äußert sich hier die Bewunderung für die Imaginationskraft, mit der die kraft künstlerischer Einfühlung entwickelten Rekonstruktionen eine Parallelwirklichkeit hervorrufen. So bietet es sich an, die Verbindung mit einer anderen bekannten Textstelle aus der Italienischen Reise herzustellen, wonach die Entwürfe Palladios Göttliches enthielten, wie das Werk eines »Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet.«⁹

Nicht übergangen werden darf schließlich der Aspekt des Orientalismus, der uns in der Sicht der europäischen Gelehrten auf Palmyra in doppelter Weise begegnet. Orient und Okzident stehen sich in Form der klassischen Ruinen und der orientalischen Figuren, mit denen Cassas seine Zeichnungen wirkungsvoll ausstaffierte, gegenüber. Zum anderen aber zeigte sich der Gegensatz auch an den antiken Ruinen selbst, deren sonderbare Kennzeichen

dem bestehenden Antikeideal widersprachen, so etwa die als überaus befremdlich empfundenen, aus den Säulenschäften vorkragenden Statuenkonsolen, die Geier auf der Unterseite von Türstürzen oder die Erschließung des Beltempels auf seiner Langseite durch ein die Ringhalle unterbrechendes Monumentalportal.

All diese Dokumentationen waren von echtem antiquarischen Interesse getrieben. Das Rezeptionsinteresse unterschied sich freilich vom heutigen: Wissenschaftliche Erkenntnis war nicht Selbstzweck, sondern diente der Geschmacksbildung, der Gewinnung von Vorlagen für zeitgenössische Kunst und Architektur sowie der anschaulichen Vergegenwärtigung der Antike. Die Stichwerke bestimmten das Antikebild in Kunst und Kultur in Europa und Amerika. Sie eröffneten einen neuen Blick auf antike Architektur, indem sie die bis dahin aus der Exegese des Vitruvtextes entwickelten Formgesetze und Vorstellungen mit der archäologischen Realität konfrontierten und den Blick über die Grenzen Italiens erweiterten.

Palmyra und Baalbek in Kunst, Architektur und Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts

Bereits vielfach wurde die Bedeutung der Palmyrapublikation für die klassizistische Architekturentwicklung hervorgehoben, die Entdeckung Palmyras sogar als Initialzündung hierfür bezeichnet. Es überrascht daher, dass sich nur wenige konkrete architektonische Formenzitate finden, die sich eindeutig auf Palmyra beziehen, so etwa in den Innenraumdekorationen der Brüder Robert und James Adam und William Chambers oder in Deutschland bei Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff im Wörlitzer Schloss, dem Gründungsbau des Klassizismus in Deutschland¹⁰. Bezeichnenderweise handelt es sich nicht um Charakteristika, durch die sich Palmyras Architektur von anderer Römischer Architektur unterscheidet, sondern um Elemente, die besonders beeindruckten, ohne gegen die bestehenden Regeln zu verstoßen, und mit denen sich

⁸ Goethe, Italienische Reise, Bericht vom September 1787, WA 32, 86–90.

⁹ Goethe, Italienische Reise, 19. September 1786, WA 30, 77; Tausch 2006, 93.

¹⁰ Günther 1996, 138 f.

Überlieferungslücken schließen ließen – so vor allem Deckenornamente.¹¹ Bis dahin waren hierfür vorzugsweise die Zeichnungen und Aquarelle von Deckenmalereien Römischer Grabbauten herangezogen worden, die Pietro Santi Bartoli und sein Sohn Francesco angefertigt hatten. Eine prominente Ausnahme von der Beschränkung auf kanonische Detailformen stellen die Fensterrahmen am Wörlitzer Schloss dar, bei denen sich Erdmannsdorff eng an das Vorbild aus Palmyra anlehnte.¹² Kaum ein Überblickswerk zu klassizistischer Architektur versäumt, auf dieses Beispiel hinzuweisen, doch stellt es nicht die Regel, sondern eine absolute Ausnahme dar.

Die derart herausragende Bedeutung Palmyras liegt daher nicht in der Funktion als Quelle von architektonischen Detailformen, sondern vielmehr auf einer theoretischen Ebene: Frankreich, mit dem England politisch, militärisch und kulturell konkurrierte, sowie das Papsttum hatten eine zusehends exklusive Bedeutungsverbindung mit der römischen Antike etabliert. Mit Woods Publikation begann nun eine Phase, in der Engländer sich an die Spitze der Erforschung antiker Architektur setzten. Zudem machten die Ruinenstätten der Levante deutlich, dass die römische Kultur auch fernab Roms als Zentrum des Reichs zu Höhepunkten gelangt war. Die Berufung auf das Erbe der Antike erhielt dadurch eine neue Basis, die dem Anspruch exklusiver Vereinnahmungen widersprach. Gerade in England stießen dementsprechend kaiserzeitliche Inschriften aus Palmyra, die ein Fortbestehen der eigenständigen politischen Strukturen der Fernhandelsstadt innerhalb des Römischen Reichs bezeugten, von Beginn an auf höchstes Interesse.

Das Spannungsverhältnis zur Antike, mit einander abwechselnden Phasen intensiven Wiederaufgreifens des als klassisch betrachteten antiken Vorbilds und des Sich-Entfernens, durchzieht die europäische Kulturgeschichte. Das Konzept der Klassizismen (oder Renaissancen) einte Europa im gemeinsamen antiken Erbe.¹³ Im Gegensatz

hierzu dienten Rückgriffe und Bezüge auf andere Stilepochen wie die Gotik, oder auf andere Völker wie Gallier oder Germanen, der Konstruktion kultureller Identitäten auf landesspezifischen Wurzeln, mit denen sich die gerade konstituierenden Nationen voneinander abgrenzten.

So waren es bezeichnenderweise *klassizistische* Künstler, Architekten und Gelehrte, die Zarin Katharina ›die Große‹ nach Russland holte, um die Aufklärung voranzutreiben und das Land nach Westen zu Europa hin weiter zu öffnen. Der klassizistische russische Dichter und Politiker Gawriil Romanowitsch Derschawin beschrieb Sankt Petersburg als das Palmyra des Nordens. Der Vergleich scheint auf drei Bedeutungen anzuspielen: die imperiale Größe und Pracht der römischen Antike; das zentrumsferne Gegenprojekt zu Rom; und Katharina als geistige Erbin der Zenobia von geradezu mythischer Größe.

Später wurde die Analogie Palmyra – Petersburg auch architektonisch thematisiert. Der Triumphbogen im 1820 errichteten Generalstabsbau des Architekten Carlo Rossi zeigt deutliche, wenn auch freie, Bezüge auf den Bogen in Palmyra (Abb. 5): Der Bogen ist in einen Komplex eingebunden; an ihn schließen Säulenreihen an, hier allerdings ins Obergeschoss gehoben und in die gleiche Ebene gedreht; die Dekorgliederung der Bogentonne zeigt Ähnlichkeit; und vor allem sind wie in Palmyra hintereinander Bögen im Winkel kombiniert, um einen Straßenknick zu umspielen. Auch bei der zehn Jahre später entstandenen, heute nach ihm benannten Rossi-Straße konstruierte er ausdrücklich eine Verbindung mit Palmyra, allerdings auf recht abstrakte Weise: Die Gesamtbreite von 72 Fuß ist von Palmyras Säulenstraße übernommen – dort allerdings einschließlich der seitlichen Säulenhallen. Darüber hinaus besteht so gut wie keine Ähnlichkeit.

Astolphe Marquis de Custine hingegen wendete in seinem Reisebericht ›La Russie en 1839‹ den Palmyravergleich, der in Russland sonst fest mit Petersburg verbunden war, auf Moskau an und drehte die Bedeutung grundlegend:

11 So in Schloss Wörlitz die Kassettendecke der Vorhalle; Blickpunkt bildet ein Ziffernblatt, das analog der Decke im Adyton des Beltempels von einem Ring der Tierkreiszeichen umgeben ist (vgl. Wood 1753, Taf. 19, 42; Strocka 1996, 165); im »Eckzimmer« im Mittelfeld der Decke eine mehrstufige Rosette (Wood 1753, Taf. 19; Strocka 1996, 170).

12 Erstmals genannt in der ersten Biografie Erdmannsdorffs: Rode 1801, 18. Im Obergeschoss fehlen an den Aedikulen die seitlichen Elemente, während Gesims und Überdachung verkröpft sind; dieses befremdliche Detail folgt unmittelbar der Darstellung der Wandgliederung an der Türwand des Propylons zum Beltempel, in: Wood 1753, Taf. 11–14. Wood hatte offenbar nicht bemerkt, dass dort ehemals Säulen gestanden haben müssen.

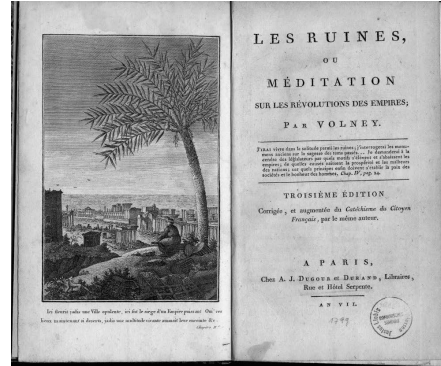
13 Settis 2005.



5. St. Petersburg, Generalstabsbau von Carlo Rossi, 1820 errichtet

Die alte russische Metropole Moskau sei wie Palmyra die romantische Hauptstadt eines mythischen, unwirklichen Landes. Die Geschichte Palmyras sei gleich einem Gedicht, seine Architektur eine Traumwelt.¹⁴

Wiederum in einer ganz anderen Funktion hatte ein halbes Jahrhundert zuvor der französische Geschichtsphilosoph und Politiker Constantin François Volney die Ruinen Palmyras in seinem während der französischen Revolution verfassten Band ›Les Ruines ou Méditation sur les révolutions des empires‹ (1791), der eine Apologie der Revolution und Religionskritik darstellt, verwendet. Der vielfach aufgelegte und in zahlreiche Sprachen übertragene Band erreichte Kultstatus und wurde in Deutschland etwa von Hölderlin, Kleist und Goethe rezipiert.¹⁵ Als Rahmenhandlung versetzt sich Volney nach Palmyra, die Ruinen vor Augen (Abb. 6). In Zwiesprache mit dem *Genius* der Ruinenstätte als göttergleicher Allegorie sinniert Volney über politische und gesellschaftliche Krisen und das Schicksal der Menschheit. Ein großartigerer literarischer Auftritt einer Ruine ist nicht denkbar. Die Ruine erzählt von der Vergangenheit, die sie geschaut hat. Die Architektur stellt sich so als Erinnerungs- und Erkenntnisstrategie dar, um die von der menschlichen Lebensdauer gesetzten Grenzen zu überschreiten. Erschauernd stellt Volney fest, wie frappierend Pariser Bauten den Säulenstraßen in Palmyra gleichen, obgleich sie vor deren Entdeckung



6. Frontispiz in Volneys ›Les Ruines ou Méditation sur les révolutions des empires‹

errichtet sind.¹⁶ Aus der Vergangenheit heraus hält die Ruine dem Leser den Spiegel vor und fordert ihn auf, seinerseits die Perspektive der Zukunft einzunehmen, um auf das eigene Dasein zurückzublicken: Sie antizipiert metaphorisch das Vergängliche des Menschen.

Die Chiffre ›Palmyra‹ konnte nach all diesen Beobachtungen ganz unterschiedliche Bedeutungen annehmen:

- als Verweis auf die Größe der Antike,
- als das Gegenprojekt zu Rom und Paradebeispiel für eine kulturell inhomogene Antike,
- als Beispiel der Akkulturation bei Wahrung eigener Charakteristika in seiner Funktion einer Kulturbrücke zwischen verschiedenen Weltkulturen,
- als Markstein auf dem Weg einer wissenschaftlichen Annäherung an antike Architektur,
- als Ruinensymbol par excellence, das in der Literatur Rom aus dieser Rolle verdrängt,
- als Spiegel zur Reflexion über das menschliche Sein, Zivilisation, Religion und Kulturgeschichte.

Diese Vielschichtigkeit und Bedeutungsvielfalt in der Rezeptionsgeschichte verpflichtet umso mehr zu einem behutsamen und achtungsvollen Vorgehen beim Wiederaufbau der zerstörten Ruinen und zur Wahrung der Authentizität. Dass die derzeit lockenden Versprechen einer Reproduzierbarkeit mit modernsten technischen Mitteln hierfür angemessen sind, wage ich zu bezweifeln. Palmyra

14 Custine 1843, 187, 228.

15 Ketelsen 2016, 103.

16 Volney 1787, 263–264.

ist zu wertvoll, um nach den verheerenden Zerstörungen nun auch noch das wissenschaftliche Erkenntnispotential der erhaltenen Reste durch verheerenden Wiederaufbau weiter zu verlieren. Doch wie auch immer die Zukunft

der baulichen Reste sein wird: Im kulturellen Gedächtnis Europas und der Welt sind die Bauten Palmyras durch die jahrhundertelange Forschungs- und Rezeptionsgeschichte unauslöschbar verankert.

Anschrift der Verfasser:

Chilenbungertweg 2, CH-8107 Buchs (Zürich)

Literatur

- al-As'ad – Schmidt-Colinet 1995: K. al-As'ad – A. Schmidt-Colinet: Kulturbeggnung im Grenzbereich, in: A. Schmidt-Colinet (Hg.): Palmyra. Kulturbeggnungen im Grenzbereich (Zaberns Bildbände zur Archäologie 27) (1995) 28–53
- Anonym 1695: An Extract of the Journals of two several Voyages of the English Merchants of the Factory of Aleppo, to Tadmor, anciently call'd Palmyra (Philosophical Transactions of the Royal Society 19) (1695) 129–160
- Astengo 2016: G. Astengo: The Rediscovery of Palmyra and its Dissemination in Philosophical Transactions, Notes and Records (The Royal Society journal of the history of science 70) (2016) 209–230
- de Bruyn 1698: C. de Bruyn: Reizen van Cornelis de Bruyn door de vermaardste deelen van Klein Asia, de eylanden Scio, Rhodus, Cyprus, Metelino, Stanchio, etc., mitsgaders de voornaamste steden van Aegypten, Syrien en Palestina-verrijkt met meer als 200 kopere konst-plaaten ..., alles door den autheur selfs na het leven afgetekend (1698)
- Custine 1843: A. de Custine: La Russie en 1839 (1843)
- Günther 1996: H. Günther: Anglo-Klassizismus, Antikenrezeption, Neugotik in Wörlitz, in: F. Bechtoldt – T. Weiss (Hg.): Weltbild Wörlitz. Entwurf einer Kulturlandschaft (1996) 131–161
- Halifax 1695: W. Halifax: A Relation of a Voyage from Aleppo to Palmyra in Syria; Sent by the Reverend Mr. William Halifax to Dr. Edw. Bernard (late) Savilian Professor of Astronomy in Oxford, and by Him Communicated to Dr. Thomas Smith Reg. Soc. S. (Philosophical Transactions of the Royal Society 19) (1695) 83–110
- Ketelsen 2016: T. Ketelsen: Palmyra: Was bleibt? Louis-François Cassas und seine Reise in den Orient. Ausstellungskatalog Köln (Der ungewisse Blick 20) (2016)
- Rode 1801: A. Rode: Leben des Herrn Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff (1801)
- Sartre-Fauriat – Sartre 2016: A. Sartre-Fauriat – M. Sartre: Palmyre. Vérités et légendes (2016)
- Seller 1696: A. Seller: The Antiquities of Palmyra. Containing the History of the City, and its Emperors, from its Foundation to the Present Time [...] (1696)
- Settis 2005: S. Settis: Die Zukunft des ›Klassischen‹. Eine Idee im Wandel der Zeiten (2005)
- Smith 2013: A. Smith: Roman Palmyra. Identity, Community, and State Formation (2013)
- Strocka 1996: V. Strocka: Kopie, Invention und höhere Absicht. Bildquellen und Bildsinn der Wörlitzer Raumdekorationen, in: F. Bechtoldt – T. Weiss (Hg.): Weltbild Wörlitz. Entwurf einer Kulturlandschaft (1996) 163–193
- Tausch 2006: H. Tausch: Goethe und Cassas. Zur Architektur der Italienischen Reise, in: P. Chiarini – W. Hinderer (Hg.): Rom – Europa: Treffpunkt der Kulturen: 1780–1820 (2006) 59–102
- Veyne 2005: P. Veyne: L'empire gréco-romain, Des travaux (2005)
- Veyne 2016: P. Veyne: Palmyra. Requiem für eine Stadt (2016)
- Volney 1787: C. Volney: Voyage en Égypte et en Syrie pendant 1783, 1784, 1785, Bd. 2 (1787)
- Wood 1753: R. Wood: The ruins of Palmyra. Otherwise Tedmore in the desert (1753)

Abbildungsnachweise

Abb. 1–3, Abb. 6: Verfasser; Abb. 4: Philosophical Transactions of the Royal Society, 1695; Abb. 5: Wikicommons: Wolfgang Moroder

Copy and paste – Erinnerungskultur aus dem 3D-Drucker?¹

Die Erkenntnis, dass »was die Natur an Zerstörung nicht fertig bringt, oft unheimlich schnell der Unverstand vollendet«,² war eine Leitidee von Albrecht Meydenbauer 1885 bei der Gründung der Königlich Preußischen Messbildanstalt, die nach dem Ersten Weltkrieg als Staatliche Bildstelle Berlin fortgeführt wurde.³ Meydenbauer schuf mit dem von ihm entwickelten Verfahren der Fotogrammetrie ein Denkmäler-Archiv, das noch heute das größte fotogrammetrische Kulturgüterarchiv darstellt. Unter den circa 100.000 Aufnahmen, die derzeit vom Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege verwaltet werden, befinden sich zahlreiche, qualitativ sehr hochwertige Aufnahmen von Kulturgut aus dem Nahen Osten. Diese Anfang des 20. Jahrhunderts erstellten fotogrammetrischen Aufnahmen sind gerade heute wieder von großem Wert. Die Idee, Denkmäler für die Nachwelt umfassend zu dokumentieren, so eine zuverlässige Grundlage für ihre Restaurierung oder sogar den Wiederaufbau zu schaffen und sie bei Verlust im Gedächtnis behalten zu können, ist demnach nicht neu.

Angesichts der derzeitigen Verwüstung ganzer Altstadtquartiere im Zuge von Kampfhandlungen, vor allem aber der intentionalen Zerstörung von Monumenten durch den sogenannten Islamischen Staat (IS) in Syrien und dem Irak⁴ hat dieser Gedanke wieder Hochkonjunktur. Immer mehr Experten – oder solche, die es sein möchten – fühlen sich berufen, dem dauerhaften Verlust mit Knowhow und neuesten Techniken entgegenzutreten. Es hat eine

»erstaunliche Kampfeslust«⁵ – wie Hanno Rauterberg es in einem Artikel der Wochenzeitschrift ›Die Zeit‹ genannt hat – um sich gegriffen, damit die Gewalt gegen unser gebautes Kulturerbe nicht das letzte Wort behält. Modernste Technik – so selbst renommierte Forscher – wird den Wahn besiegen.

Der Idee Meydenbauers ähnlich ist zum Beispiel das Ziel des ›Institute for Digital Archaeology‹, eine riesige Datenbank von 3D-Bildern aufzubauen. Bei dem ›Million Image Database Project‹ kooperieren unter anderem die Universitäten Harvard und Oxford sowie die UNESCO. Diverse Helfer – lokale Museumsleute, Soldaten, sonstige Freiwillige – sollen, so die kühne Idee, im Nahen Osten so schnell wie möglich mit tausenden 3D-Kameras ausgestattet werden und archäologische Stätten, Gebäude und Kunstwerke abfilmen. Die Bilddaten werden per Funk direkt auf die Server des Projekts hochgeladen und sollen dann originalgetreuen virtuellen Rekonstruktionen dienen, für historisch Interessierte ebenso wie für die spezialisierte Forschung.⁶ Ist dies also die folgerichtige Weiterentwicklung des ambitionierten Projekts von Meydenbauer mit neuester 3D-Technik?

Dass der Erfolg sowohl von wissenschaftlichen bauforscherischen Untersuchungen wie auch Restaurierungsmaßnahmen unseres architektonischen Erbes maßgeblich von sehr guten Dokumentationen bestimmt wird, ist allgemein anerkannt. Und dass hier computergestützte Verfahren als Weiterentwicklung der von Meydenbauer

¹ Da der Vortrag auf der Tagung in Innsbruck bewusst in keiner rein wissenschaftlichen Form gehalten wurde, wurde der Vortragscharakter auch für die Publikation beibehalten.

² Zitiert nach Albertz 2001.

³ Zur Geschichte der Messbildanstalt siehe z. B. Koppe 1997; Albertz 2001.

⁴ Eine Zusammenfassung der Ereignisse hat Bredekamp 2016, 1–6, versucht.

⁵ H. Rauterberg: Steine der Sehnsucht, Die Zeit 11.03. <<http://www.zeit.de/2016/11/palmyra-syrien-islamischer-staat-koeln-ausstellung>> (08. 07. 2016).

⁶ J. Schloemann: Dann drucken wir Palmyra nochmal aus. <<http://www.sueddeutsche.de/wissen/digitale-archaeologie-dann-drucken-wir-palmyra-nochmal-aus-1.2629840>> (08. 07. 2016).

entwickelten Fotogrammetrie äußerst hilfreich sind, steht außer Frage. Der Versuch, auf das Auslösen von Kulturgut verstärkt mit einer Dokumentation mit High Tech und mit großen finanziellem Einsatz zu reagieren, ist deshalb begrüßenswert. Eine Intensivierung dieser Dokumentationsarbeiten ist angesichts der riesigen Zerstörungen weltweit dringend geboten, auch wenn es sich in erster Linie um fachgerechte Dokumentationen handeln sollte.

Dennoch können uns diese Dokumentationen nicht helfen, die Bauwerke physisch zu bewahren. Digitalisierung als Rettung, das wird uns aber derzeit weismacht. Nach Roger Michel, dem Leiter des ›Institute for Digital Archaeology‹, schützen wir die Monumente, indem wir sie digitalisieren und so aus der Reichweite von Terroristen und Vandalen bringen. Denn angeblich können Experten mit diesen Daten nach der Zerstörung historische Bausubstanz weiter erforschen – ja sie soll sogar bis ins kleinste Detail originalgetreu rekonstruierbar sein.⁷ Diese Versprechungen lassen selbst Altertumswissenschaftler »die vom IS zerstörten Kulturgüter im Vorderen Orient keineswegs verloren geben«. Denn »wenn Palmyra eines Tages wieder begehbar ist, könnte man die dort verbliebenen Fragmente scannen und wieder zusammensetzen – erst am Computer, dann im Original«. ⁸ »Palmyra was built with stone and mortar. It will be rebuilt with computers and drones«, ⁹ beschreibt Karen Leigh im Wall Street Journal Anfang April 2016 die neue Hoffnung. Ziel ist demnach nicht so sehr die wissenschaftliche Dokumentation als vielmehr die angebliche Möglichkeit, Stätten wie Palmyra mit Hilfe von 3D-Drucken wiederaufzubauen. Dieser geplante Wiederaufbau wird dabei als ganz bewusster politischer Akt, als Antwort auf die sinnlose Zerstörungswut des ›Islamischen Staates‹ gesehen. Denn – so Michel – mit

dem Wiederaufbau Palmyras könne eine mächtige Botschaft an all jene geschickt werden, die vor einer Zerstörung von Weltkulturerbe nicht zurückschrecken: »Wenn sie es abreißen, werden wir es neu aufbauen. Wenn sie es erneut abreißen, werden wir es erneut neu aufbauen.«¹⁰ Dass dies keine Fantasie ist, soll ein Nachbau aus dem 3D-Drucker des im Oktober 2015 von dem IS gesprengten Bogens, dem sogenannten Hadrianstor, in Palmyra auf dem Londoner Trafalgar Square beweisen. Für das vom ›Institute for Digital Archaeology‹ durchgeführte Projekt wurde der weltgrößte 3D-Drucker in Shanghai eingesetzt, die dort entstandenen Bauteile dann in Carrara in Italien weiterbearbeitet und schließlich auf dem Trafalgar Square in London zusammengesetzt und medienwirksam am 19. April 2016 anlässlich der World Heritage Week enthüllt.¹¹ Das soll erst der Anfang sein, denn es gibt Pläne, als Symbol gegen den Terror in Hunderten weiterer Städte rund um den Globus derartige Torbögen aufzustellen. Die um ein Drittel verkleinerte Kopie des Bogens soll dann, nach den Planungen der Initiatoren des Projekts, dorthin kommen, wo ihr Vorbild vom Islamischen Staat zerstört wurde – also an den Originalstandplatz in Palmyra oder zumindest in seine Nähe.¹²

Selbst Archäologen sehen im Wiederaufbau die einzige Möglichkeit, »um sich Geschichte und Identität nicht rauben zu lassen« und »bedeutende Teile des Menschheitsgedächtnisses zu bewahren«. ¹³ Dieser Vorgang würde einen neuen Typus der »kämpferischen Rekonstruktion« erzeugen, so der Kunsthistoriker Horst Bredekamp in der Beilage zum Katalog der Kölner Ausstellung »Palmyra: was bleibt?«. Alle Bedenken, die sich gegen die Rekonstruktion einer unwiederbringlichen Vergangenheit richten, kehren sich – so Bredekamp – in dem einzigartigen Fall

7 P. Maxwill: Vom IS bedrohte Kunst. Mit 3D-Technik gegen den Terror. <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/islamischer-staat-bedroht-kunst-kulturerbe-aus-der-konserve-a-1051715.html>> (08. 07. 2016).

8 Ebenda.

9 K. Leigh: Hope for Palmyra's Future. <<http://www.wsj.com/articles/hope-for-palmyras-future-1459807486>> (08. 07. 2016).

10 Original vom IS gesprengt. <<http://orf.at/stories/2335440/2335439>> (08. 07. 2016). Nach der New York Times sagte Michel: »If they knock it down, we will rebuild it. If they knock it down again, we will rebuild it again.« S. Farell: If all else fails, 3D models and robots might rebuild Palmyra. <<http://www.nytimes.com/2016/03/29/world/middleeast/3d-models-robots-rebuild-syrian-sites.htm>> (08. 07. 2016).

11 Protest gegen IS: Archäologen wollen Torbogen von Palmyra aufbauen. <<http://www.spiegel.de/politik/ausland/islamischer-staat-torbogen-aus-palmyra-fuer-london-und-new-york-a-1069755.html>> (02. 08. 2016).

12 C. Voon: What's the Value of Recreating the Palmyra Arch with Digital Technology? <<http://hyperallergic.com/292006/whats-the-value-of-recreating-the-palmyra-arch-with-digital-technology/>> (08. 07. 2016).

13 So zum Beispiel Hermann Parzinger in seinem Aufruf »Baut die Tempel wieder auf« in der FAZ am 17. September 2015. <<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/terror-des-is-kulturgueter-in-damaskus-schuetzen-13806750.html>> (08. 07. 2016).

von Palmyra in ihr Gegenteil. Die Entscheidung, die zerstörten Stätten wiederzuerrichten, hätte »keinesfalls den Charakter einer rückschauenden Heilung, sondern den einer vorausblickenden Markierung von Geschichte«, und »hierin läge ein eigener, unverwechselbarer kulturpolitischer Wert«. ¹⁴

Es geht Bredekamp demnach nicht um den Wunsch, eine schmerzlich empfundene Lücke zu heilen, obwohl dieser gut nachvollziehbar wäre. Wer hätte es etwa der Kommune von Venedig nach dem Einsturz des Campanile von San Marco am 14. Juli 1902 verwehren wollen, das markante Wahrzeichen der Stadt »dov'era e com'era« (wo es war und wie es war) – so das vom Bürgermeister Filippo Grimani mehrfach bei der Grundsteinlegung am 25. April 1903 geäußerte Leitmotiv – sofort wieder herzustellen. ¹⁵ Oder wer will es den Nepalesen verübeln, wenn sie möglichst schnell ihre Tempel und anderen Kulturschätze nach dem verheerenden Erdbeben im Frühjahr 2015 wiederaufgebaut haben wollen? ¹⁶ Denn, um Georg Mörsch zu zitieren, »eine Kopie, eine Rekonstruktion, ein Wiederaufbau können im begründeten Einzelfall an das Denkmal erinnern« oder auch »psychologische Hilfe für Verluste in Katastrophen sein«. ¹⁷ Die wiederhergestellte osmanische Brücke von Mostar im heutigen Bosnien-Herzegowina, die im November 1993 im Feuer kroatischer Verbände zerstört worden war, wurde nicht nur wegen ihrer architektonischen Einmaligkeit, sondern auch aufgrund der großen Symbolkraft für das Zusammenleben von verschiedenen religiösen, kulturellen und ethnischen Gemeinden nur ein Jahr nach ihrer Wiederherstellung 2005 sogar zum Weltkulturerbe ernannt. ¹⁸ Die Architekturgeschichte ist »auch eine Geschichte der Reparaturen,

Wiederherstellungen und Rekonstruktionen, denn zu allen Zeiten wurden Bauten durch Kriege, Naturkatastrophen beschädigt, zerstört, repariert und wiederhergestellt«, ¹⁹ hat schon 2010 Winfried Nerdinger festgestellt. Die lange Liste des Kataloges der Ausstellung »Geschichte der Rekonstruktion. Konstruktion der Geschichte« des Architekturmuseums der Technischen Universität München in der Pinakothek der Moderne (vom 22. Juni bis 31. Oktober 2010) sollte dies eindrucksvoll belegen. ²⁰

Ist es also nur folgerichtig, dass die Wiederherstellung zerstörter Symbole, die Bewahrung und Rettung von Kulturgut heute zeitgemäß durch 3D-Drucke erfolgt? Sind diese Hightech-Lösungen wirklich die Rettung unseres bedrohten Kulturguts, ihre zweite Chance – wie es Aleila Asman in ihrem Beitrag zum oben zitierten Münchner Ausstellungskatalog nennt? ²¹

Nein und da folge ich ganz dem schweizer Archäologen Rolf Stucky: »Syrien im Allgemeinen und Palmyra im Speziellen benötigen kein Disneyland à la Berliner Schloss.« ²² Befremdlich ist nicht so sehr der Wunsch nach Wiederaufbau als Wiederherstellung eines zerstörten Gebäudes aus seinen Resten, befremdlich, wenn nicht sogar zynisch, ist die prognostizierte »Rettung« von Baudenkmalen durch eine industrielle Reproduktion mit 3D-Druckern. Am besten noch, indem man das zerstörte Denkmal abräumt, es also wirklich unwiederbringlich zerstört, um so Platz für die Replik zu schaffen und womöglich ist es dann sogar egal, ob sie die originale Größe hat.

Das Denkmal und nicht die eindrucksvolle Kulisse als eine »Erinnerungsarchitektur« ²³ ist und bleibt das Original, ist und bleibt das Kunst- und Geschichtsdokument! ²⁴ Keine fotogrammetrische Aufnahme, kein noch

14 Bredekamp 2016, 9.

15 Nerdinger 2010, 342–344 (Beitrag Fischer).

16 Siehe z. B. T. Fähnders: Erst das Beben, dann die Bulldozer. <<http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/ungluecke/ein-jahr-nach-dem-erdbeben-in-nepal-beginnt-wiederaufbau-14196773.html>> (02. 08. 2016).

17 Mörsch 2010, 108.

18 Nerdinger 2010, 328–329 (Beitrag Eisen). Seng 2010, 78.

19 Nerdinger 2010b, 13.

20 Nerdinger 2010, 191–475. Zur Kritik an dem sehr weit und undifferenziert gefassten Begriff der Rekonstruktion in dieser Ausstellung siehe Falser 2010, 208.

21 Assmann 2010, 16.

22 R. Stucky: Wie zerstört ist Palmyra tatsächlich? <<http://www.nzz.ch/feuilleton/die-antike-stadt-palmyra-und-ihre-antiken-nach-der-befreiung-vom-is-alles-ist-nur-halb-so-schlimm-tatsaechlich-ld.12018>> (08. 07. 2016).

23 von Buttler 2010b, 166.

24 von Buttler 2010b, 167.

so guter Scan, kein noch so gutes 3D-Modell kann dieses Original ersetzen! Vergangene Größe und Schönheit in der Baukunst wiederherzustellen, schrieb John Ruskin schon 1849, sei ebenso unmöglich, wie Tote wieder zu erwecken.²⁵ Kopien oder Rekonstruktionen können »nie eine Alternative der Denkmalpflege zur Erhaltung vorhandener Substanz sein.«²⁶ Und dass der mit Hilfe von 3D-Technik reproduzierte palmyrenische Bogen eben nicht »precise to the original form its ornamentation to its weathering«²⁷ ist, wie uns die Befürworter weismachen wollen, enthüllt schon ein flüchtiger erster Blick auf die im Internet veröffentlichten Bilder. Rekonstruktion wird hier zu einem »oberflächlichen Zitat, inhaltlich zu einer Karikatur eines historischen Bauwerkes«, bei dem Versuch, »Geschichte zu beschwören, wird die Historie desavouiert«, wie dies Ernst Bacher genannt hat.²⁸

Architektonische Kulturdenkmale sind keine Fassadenkulissen und sie dürfen auch keine medienwirksame, vermarktete Massenware werden, beliebig oft aufbaubar, tausendfach reproduzierbar und überall auf der Welt aufstellbar – schon gar nicht für ideologische Zwecke. Sie dürfen eben nicht als Mittel des »Triumphes über den Terror«²⁹ marginalisiert und auf ihr äußeres Abbild reduziert werden.

Wie will man denn die so dringend nötige weltweite Wertschätzung unseres Kulturgutes erreichen, wenn einem suggeriert wird, dass es nur einer guten Fotodokumentation, ausreichender Rechnerkapazitäten und leistungsfähiger 3D-Drucker bedarf, um das Original zu ersetzen und es so gerettet zu haben? Und dies, wenn es sein muss, wieder und wieder. Wenn dem Brandenburger Tor Gewalt

angetan wird: Macht nichts, wir stellen es einfach wieder hin – wie es uns CyArc, eine gemeinnützige Organisation, die 500 Kulturdenkmale digital erfassen will, verspricht.³⁰ Solche Auffassungen sind – wie es Adrian von Buttlar bereits 2000 betont hat – denkmalfeindlich, »weil sie durch eine entsprechend verkürzte Wahrnehmungsperspektive das komplexe Verständnis echter historischer Monumente behinder[n]«. ³¹ Es kann und darf uns nicht reichen, in Zukunft in einer Kulissenwelt aus »Denkmal-Simulationen«³² zu leben. Bauforscher und Denkmalpfleger sollten es nicht hinnehmen, dass Kopien von bedeutenden Bauwerken munter miteinander kombiniert, vollkommen aus ihrem Kontext gerissen und in den unterschiedlichsten Größen auf der ganzen Welt errichtet werden, um so angeblich unser kulturelles Gedächtnis zu bewahren. Der oberflächliche Erinnerungswert dieser Attrappen ersetzt eben nicht den verlorenen, vielschichtigen Denkmalwert!³³ Von einem Denkmal lässt sich kein zweites Exemplar herstellen, sei es als Verdoppelung oder Ersatz.³⁴ »Rekonstruktionen sind in jedem Fall Fälschungen.«³⁵

Genauso befremdlich wie die Technikgläubigkeit und der Kulissenkult ist aber auch, dass sich der Westen in schon fast postkolonialer Weise anmaßt, durch Hightech-Lösungen zu bestimmen, was in den betroffenen Ländern notwendig ist, um gegen die Auslöschung der Erinnerung an ihre Vergangenheit zu kämpfen und so, in einer hoffentlich nahen Zukunft, die Gräueltaten des Islamischen Staates oder die Zerstörungskraft von Naturgewalten zu verarbeiten. Die Syrerin Moreshin Allahyari spricht angesichts des Medienrummels um die Replik auf dem Trafalgar Square zu Recht von »visual colonialism«³⁶.

25 Zitiert nach Ruskin 1904, 364.

26 Mörsch 2010, 109.

27 C. Voon: What's the Value of Recreating the Palmyra Arch with Digital Technology? <<http://hyperallergic.com/292006/whats-the-value-of-recreating-the-palmyra-arch-with-digital-technology/>> (08. 07. 2016).

28 Bacher 2010, 124.

29 Bredekamp 2016, 9f.

30 R. Scholdt: CyArc: Digitalisierung rettet Weltkulturerbe. <<http://www.computerbild.de/artikel/cb-News-Internet-CyArk-Digitalisierung-rettet-Weltkulturerbe-13937511.html>> (02. 08. 2016).

31 Von Buttlar 2010b, 170.

32 Habich 2010, 16.

33 Habich 2010, 16.

34 Mörsch 2010, 109.

35 Krufit 2010, 129.

36 C. Voon: What's the Value of Recreating the Palmyra Arch with Digital Technology? <<http://hyperallergic.com/292006/whats-the-value-of-recreating-the-palmyra-arch-with-digital-technology/>> (08. 07. 2016).

Gewiss müssen Wege gefunden werden, wichtige Erinnerungsorte zu sichern oder sogar wiederaufzubauen bzw. wiederherzustellen. Aber, können wir die Baudenkmale nicht bewahren – was immer die höchste Priorität haben muss –, dann darf der Ersatz kein ortsunabhängiges Industrieprodukt sein, das beliebig wiederholbar hergestellt werden kann. Ein Wiederaufbau bedarf der tragenden, aktiven Rolle der Menschen und Institutionen vor Ort. Dabei muss gerettet werden, was gerettet werden kann. Dazu gehört ebenso das zerstörte Kulturdenkmal wertzuschätzen und es nicht einfach sofort für einen Neubau abzuräumen. Die Zerstörungen müssen dokumentiert werden, Teile müssen geborgen und gesichert werden.³⁷ Die Einbeziehung von so viel Originalsubstanz wie möglich bei einem Wiederaufbau ist dabei ebenso essenziell wie eine durch wissenschaftliche Forschung gesicherte Kenntnis der Materialien und Bautechniken des Originals. Die Dokumentationen – sei es diejenigen Meydenbauers, anderer Archive, wie zum Beispiel des Syrian Heritage Archivs³⁸ oder gar der 3D-Protagonisten – werden gebraucht werden, um zerstörte Städte wieder zu dem werden zu lassen, was sie für die Menschen sind: ihre Heimat, an die sehr vielfältige und sehr unterschiedliche Erinnerungen geknüpft sind. Und dass beim Wiederaufbau viele Fehler gemacht werden können, unserem architektonischen Erbe in weit größerem Ausmaß als durch Kriege Gewalt zugefügt werden kann, haben unzählige Beispiele der letzten 100 Jahre gezeigt. Aus diesen Fehlern kann gemeinsam gelernt werden. »Als Deutsche können und wollen wir aufgrund unserer eigenen Geschichte wichtige Erfahrungen beisteuern. Gemeinsam wollen wir klügere Konzepte entwickeln helfen, als das Ausdrucken und Aufstellen von Repliken«,³⁹ hat der damalige deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier in seiner Rede anlässlich der

feierlichen Gründung des Archaeological Heritage Networks⁴⁰ mit seinem ersten großen Projekt der »Stunde Null – Eine Zukunft für die Zeit nach der Krise«⁴¹ am 27. April 2016 in Berlin so richtig betont. Unsere derzeitige Technikgläubigkeit sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es solcher angemahnter kluger Konzepte bedarf, um die richtige Balance zwischen Wiederaufbau und Neuanfang zu finden, und keinen Hyperaktionismus. Dabei darf die Rolle des Westens nicht darin bestehen, den betroffenen Ländern den Umgang mit ihrem Kulturerbe vorzuschreiben. Wir sind vielmehr aufgefordert, die Länder auf ihrem schwierigen Weg mit allen unseren Kräften zu unterstützen und nachhaltig zu begleiten, und das nicht nur so lange, bis die schrecklichen Zerstörungsbilder verblasen und die erstaunliche weltweite Kampfeslust verblet bzw. sich neuen medienträchtigen Projekten zuwendet. Capacity Building muss daher eine zentrale Komponente des nachhaltigen Kulturerhalts sein. Hohe Standards bei der fachgerechten Dokumentation und Interpretation von Kulturdenkmalen müssen ebenso gemeinsam auf- und ausgebaut werden, wie handwerkliche und künstlerische Techniken und Traditionen.⁴² Diese – und nicht in Shanghai ausgedruckte und in Italien weiterverarbeitete 3D-Repliken – versetzen die lokale Bevölkerung in die Lage, mit dem Status quo umzugehen und diesen im Sinne ihrer eigenen Bedürfnisse zu entwickeln. Dies ist ebenfalls ein nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Faktor, der in den krisengebeutelten Ländern dringend benötigt wird und nicht die Kassen westlicher Investoren füllt. Authentizität, lokaler Kontext und Einzigartigkeit zu erhalten, im Gegensatz zu beliebiger Reproduzierbarkeit, ist der einzig gangbare Weg, damit sich die Menschen mit ihrer Kultur identifizieren. Hierin liegt die eigentliche kulturpolitische Aufgabe und ihr Wert und nicht in »kämpferischen

37 So galt es zum Beispiel auch bei Wiederaufbaumaßnahmen in Nepal zu verhindern, dass mit Bulldozern zerstörte Kulturbauten abgeräumt wurden und so wertvolle Artefakte verloren gingen. T. Fähnders: Erst das Beben, dann die Bulldozer. <<http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/ungluecke/ein-jahr-nach-dem-erdbeben-in-nepal-beginnt-wiederaufbau-14196773.html>> (08.07.2016).

38 <<https://www.dainst.org/projekt/-/project-display/199951>> (02.08.2016).

39 Rede von Außenminister Frank-Walter Steinmeier anlässlich des Jahresempfangs des Deutschen Archäologischen Instituts. <http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Infoservice/Presse/Reden/2016/160427_DAI.html> (02.08.2016). Abgedruckt in: Deutsches Archäologisches Institut 2016, 6–9.

40 <<http://www.dainst.org/projekt/-/project-display/1869165>> (02.08.2016).

41 <<http://www.dainst.org/projekt/-/project-display/1869856>> (02.08.2016).

42 Zu den unterschiedlichen Ansätzen siehe z. B. C. Brockschmidt: Bereit für den Wiederaufbau in Syrien <<http://www.tagesspiegel.de/kultur/stunde-null-bereit-fuer-den-wiederaufbau-in-syrien/13423980.html>> (02.08.2016); Deutsches Archäologisches Institut 2016; Fless – Wulf-Rheidt 2016, 19–25.

Rekonstruktionen«. Die wirklich gemeinsame Arbeit an der Dokumentation, der wissenschaftlichen Erschließung, der Sicherung und Bewahrung und – wenn unumgänglich – auch am Wiederaufbau oder gar an der Rekonstruktion bei Substanzverlusten oder notwendigen Reparaturen⁴³ ist die eigentliche kulturpolitische Herausforderung. Nur sie wird zu einem besseren Verständnis für den Wert des eigenen Kulturgutes führen. Und nur dies wird nachhaltig Erfolg haben und ein Garant für eine wirkliche, langfristige Rettung der Denkmale sein. Das Gebot der Stunde

ist nicht, mit High Tech nach Kriegsende Kulissen zu bauen, aus der Altstadt von Aleppo oder aus Palmyra ein Disneyland zu machen. Denn, wie Hanno Rauterberg in seinem bereits zitierten Zeit-Artikel pointiert bemerkt hat, »die solchermaßen neu errichtete Ruine verliert, was sie kostbar macht: ihre Verletzbarkeit. Dann öffnet sie nicht länger den Hallraum der Imagination, sondern erweist sich als Tat unserer Zeit. Dann wird sie, man kann es nicht anders sagen, ein zweites Mal zerstört.«⁴⁴

Anschrift der Verfasserin:

*Deutsches Archäologisches Institut, Architekturreferat,
Podbielskiallee 69–71, 14195 Berlin*

43 Dass »auch die strengste konservatorische Denkmalpflege nicht darum herum kommt, mitunter im Rahmen von Wiederherstellungen bei Substanzverlusten oder notwendigen Reparaturen rekonstruierend zu ergänzen«, hat bereits Johannes Habich in seiner Einführung zu der Anthologie »Denkmalpflege statt Attrappenkult« betont. Habich 2010, 15.

44 Rauterberg 2016. Von einer »zweiten Denkmalzerstörung« haben schon John Ruskin und darauf aufbauend Georg Mörsch gesprochen. Siehe: von Buttlar 2010b, 169.

Literatur

- Albertz 2001: J. Albertz: Albrecht Meydenbauer – Pionier der photogrammetrischen Dokumentation des Kulturerbes. Proceedings 18th International Symposium CIPA 2001 Potsdam (Germany), September 18–21, 2001. online: <<http://www.theulegium.de/index.php?id=46>> (02. 08. 2016)
- Bacher 2010: E. Bacher: Original und Rekonstruktion (1989), in: von Buttlar u. a. 2010a, 121–125
- Bredenkamp 2016: H. Bredenkamp: Vom Untergang Palmyras zur kämpferischen Reproduktion, Beilage zu Th. Ketelsen (Hg.): Palmyra: Was bleibt? Louis-François Cassas und seine Reise in den Orient (2016)
- Deutsches Archäologisches Institut 2016: Deutsches Archäologisches Institut (Hg.): Rekonstruktionen (Sonderausgabe Archäologie Weltweit 1) 2016
- Falser 2010: M. S. Falser: Die Erfindung einer Tradition namens Rekonstruktion oder Die Polemik der Zwischenzeilen, in: von Buttlar u. a. 2010a, 206–219
- Fless – Wulf-Rheidt 2016: F. Fless – U. Wulf-Rheidt: Vom Ende her denken! Ziele und Konzepte des Deutschen Archäologischen Instituts im Umgang mit archäologischen Denkmälern, in: S. Winghart – J. Haspel (Hg.): Vom Ende her denken?! Archäologie, Denkmalpflege, Planen und Bauen (Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 46) (2016) 12–29
- Habich 2010: J. Habich: Zur Einführung: Worum es geht, in: von Buttlar u. a. 2010a, 9–18
- Koppe 1997: R. Koppe, Zur Geschichte und zum gegenwärtigen Stand des Meßbildarchivs, in: J. Albertz – A. Wiedemann (Hrsg.), Architekturphotogrammetrie gestern – heute – morgen (1997) 41–58
- Kruft 2010: H.- W. Kruft, Rekonstruktion als Restauration? Zum Wiederaufbau zerstörter Architektur (1993), in von Buttlar 2010a, 127–133
- Mörsch 2010: G. Mörsch, Kopieren in der Denkmalpflege? (1986), in: von Buttlar 2010a, 108–110
- Nerdinger 2010a: W. Nerdinger (Hrsg.), Geschichte der Rekonstruktion. Konstruktion der Geschichte, Publikation zur Ausstellung des Architekturmuseums der TU München in der Pinakothek der Moderne 22. Juli bis 31. Oktober 2010 (2010)
- Nerdinger 2010b: W. Nerdinger, Zur Einführung – Konstruktion und Rekonstruktion historischer Kontinuität, in: Nerdinger 2010a, 10–23
- Ruskin 1904: J. Ruskin, Die sieben Leuchter der Baukunst (1904)
- Seng 2010: E.-M. Seng, Rekonstruktionen von Kontinuität zwischen 1600 und 1800: Überbrückung der durch Politik, Religion und Krieg verursachten Zäsuren, in Nerdinger 2010a, 78–95
- von Buttlar 2010a: A. von Buttlar u.a. (Hrsg.) Denkmalpflege statt Attrappenkult. Gegen die Rekonstruktion von Baudenkmalern – eine Anthologie (Bauwelt Fundamente 146) (2010)
- von Buttlar 2010b: A. von Buttlar, Auf der Suche nach der Differenz: Minima Moralia reproduktiver Erinnerungsarchitektur, in: von Buttlar 2010a, 166–193

Stellungnahme der Koldewey-Gesellschaft angesichts aktueller Vorstöße für die Rekonstruktion kriegszerstörter Monumente im Nahen Osten

Die Verwüstungen ganzer Altstadtquartiere und die intentionalen Zerstörungen bedeutender Baudenkmäler in Syrien und im Irak führen derzeit zu einer breiten öffentlichen Diskussion um deren Rettung oder Rückgewinnung. Vertreter unterschiedlicher Disziplinen fordern den offensiven Einsatz modernster Technik für die Dokumentation bestehender und die Rekonstruktion verloreener Denkmäler. Dabei wird suggeriert, man könne mittels digital erzeugter Reproduktionen, wie etwa 3D-Plots, alles wiedererstehen lassen, was irgendwann einmal von irgendwem zerstört wurde, und die digital erzeugte Kopie sei ein vollwertiger Ersatz für das verlorene Original. Gegen eine solche Auffassung wendet sich die Koldewey-Gesellschaft als Vereinigung für baugeschichtliche Forschung in aller Entschiedenheit.

Durch die beliebige, maßstabs- und ortsunabhängige Reproduktion wird das Baudenkmal in größtmöglicher Weise marginalisiert und auf sein äußeres Abbild reduziert. Bei den zerstörten Objekten handelt es sich aber um einzigartige, in Form und Konstruktion nicht reproduzierbare kulturelle Zeugnisse. Digital oder auf anderem Wege erzeugte Kopien entwerten das Original und kaschieren dessen unwiederbringlichen Verlust als historisches Dokument und als Forschungsgegenstand.

Der baugeschichtlichen Forschung wie der Denkmalpflege geht es nicht primär um Steine und totes Material. Es geht vielmehr um die authentischen Objekte, Orte und Monumente als Medien menschlicher Kommunikation und Geschichte. Der Umgang mit den Verlusten bedarf einer nachhaltigen und umfassenden Diskussion, die von den betroffenen Gesellschaften ausgehen muss und ihre spezifischen Bedürfnisse und Gegebenheiten berücksichtigt.

Die Koldewey-Gesellschaft beteiligt sich als Gründungsmitglied des *Archaeological Heritage Network* an dieser Diskussion mit dem ausdrücklichen Ziel, die authentische Substanz der betroffenen Denkmäler in ihrer vielschichtigen Wirkung und historischen Bedeutung in größtmöglichem Umfang zu erhalten. Nicht Reproduktionen und Simulationen sind gefragt, sondern die Rettung der authentischen Monumente – auch in ihrer Fragmentierung – als Mittel der Kommunikation und Geschichtsbewältigung. Die Mitglieder der Koldewey-Gesellschaft, von denen viele durch jahrelange Forschungstätigkeit mit den zerstörten Stätten und den dort lebenden Menschen intensiv verbunden sind, sehen ihre Aufgabe darin, die betroffenen Länder auf diesem schwierigen Weg nachhaltig zu unterstützen und zu begleiten.

Die Mitglieder der Koldewey-Gesellschaft auf der Hauptversammlung in Innsbruck, 5. Mai 2016

INNSBRUCK

Elias Flatscher

Die Forschung hinter der Lehre. Die feldarchäologischen Tätigkeiten des Institutes für Archäologien der Universität Innsbruck. Tendenzen und methodischer Stellenwert

Einleitung

Das Institut für Archäologien der Universität Innsbruck umfasst derzeit 228 inskribierte Studierende und 63 – zum Teil ehrenamtliche – Mitarbeiter, aufgeteilt auf die beiden Fachrichtungen ›Ur- und Frühgeschichte sowie Mittelalter- und Neuzeitarchäologie‹ und ›Klassische und provinzialrömische Archäologie‹.¹ Somit deckt das Institut als einziges in Österreich den archäologischen Aspekt der gesamten Menschheitsgeschichte von der Steinzeit bis zum Zweiten Weltkrieg ab, wobei der derzeit noch allgemein als zeitliche Obergrenze archäologischer Tätigkeiten akzeptierte Zeitpunkt 1945 inzwischen weniger strikt gesehen wird.²

Aufgrund der sehr praktischen Ausrichtung des Institutes stellen die Lehrgrabungen und feldarchäologischen Praktika einen wichtigen Teil der Ausbildung dar, bei der die Studierenden in wichtige Aspekte der Arbeitsrealität eingeführt werden, nämlich die Gewinnung neuer Daten und Quellen, an welche die Fragestellungen der Archäologie gestellt und gegengeprüft werden. Im aktuellen Curriculum des Bachelorstudiums³ ist eine Teilnahme an einer feldarchäologischen Forschung zu jedem Fachbereich verpflichtend, was gewährleisten soll, dass den Studierenden vor

ihrer Spezialisierung auch auf dem praktischen Gebiet ein möglichst breiter Überblick über das Fach geboten wird. Als nicht unwichtiger Aspekt ist auch zu bemerken, dass in den Lehrgrabungen häufig die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Fachrichtungen und Epochen klarer zu Tage treten, da fast immer in einer Grabungskampagne mehrere Epochen angetroffen werden (siehe unten).

Grabungstätigkeiten und Ausrichtung

Bei den Lehrgrabungen des Institutes handelt es sich in erster Linie um Forschungsgrabungen, da die für Notgrabungen erforderliche Logistik nur selten mit dem regulären Lehrbetrieb vereinbart werden kann. Jedoch werden vom Institut gelegentlich Studierende als Personal an Grabungsfirmen für derartige Grabungen vermittelt oder aber die Aufarbeitung von Notgrabungen oder Teilergebnissen im Rahmen von akademischen Qualifikationsarbeiten übernommen (siehe Abschnitt Kooperationen). Als Beispiel seien hier die Grabungen und feldarchäologischen Praktika der Kalenderjahre 2015 und 2016 aufgelistet.

2015 fanden feldarchäologische Forschungen des

1 Es besteht des Weiteren eine inhaltliche und räumliche Nähe zum Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik, das auch Lehrgrabungen im Nahen Osten im Rahmen der gemeinsamen Tätigkeit anbietet (siehe unten).

2 Das heißt, auch rezentere Artefakte und Strukturen können archäologisch relevant sein und dokumentiert werden. Siehe dazu Flatscher u. a. 2015, D4029.

3 Datiert 15. 06. 2015, einsehbar auf der Homepage des Institutes, Rubrik Studium und Lehre.

Institutes in Aguntum, Ainet/ Potschepol sowie im Umbaltal (Osttirol), in Mösern, Thaur/ Kiechlberg (beide Nordtirol), Hallstatt (Oberösterreich), am Monte Iato (Sizilien), in Val Marecchia (Emilia Romagna), in Aramus (Armenien) und Khovle Gora (Georgien) statt, 2016 in Aguntum, Ainet/ Alkuser See, in Rotholz, Stams, und Thaur (Nordtirol), Irschen (Kärnten), am Monte Iato, in Aramus, Khovle Gora sowie Chors (Iran).

Ergraben wurden dabei ein spätbronzezeitlicher Kupferschmelzplatz (Rotholz), ein Opferplatz mit spätbronzezeitlicher bis kaiserzeitlicher Nutzung (Ainet/ Alkuser See), drei eisenzeitliche Siedlungen (Mösern, Stams und Khovle Gora), eine eisenzeitliche Hirtenhütte (Alkus/ Potschepol), eine spätarchaische Siedlung (Monte Iato), eine eisenzeitliche Befestigungsanlage (Aramus), eine römische Siedlung (Hallstatt) und ein römisches Municipium (Aguntum), eine spätantike Siedlung mit Kirche (Irschen), eine hochmittelalterliche Burgwüstung (Kiechlberg) und eine vorwiegend muslimisch belegte hochmittelalterliche Siedlungswüstung (Monte Iato).

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse aller Lehrgrabungen würde an dieser Stelle den Rahmen bei Weitem sprengen. Für diesen Zweck wurden die Jahresberichte des Institutes für Archäologien bzw. des Zentrums für alte Kulturen eingerichtet,⁴ auch findet zu Beginn jedes Kalenderjahres seit 2008 eine öffentliche Veranstaltung (2008–2012 als ›Feldforschungsbilanz‹, seit 2013 als ›Tag des Institutes‹) statt, wo die einzelnen Ergebnisse vorgestellt werden.

In beiden Jahren wurden jeweils acht derartige Lehrveranstaltungen durchgeführt: 2015 acht Lehrgrabungen und zwei feldarchäologische Praktika in Form von Prospektionen, 2016 neun Lehrgrabungen und zwei Prospektionspraktika. Das Angebot wurde 2015 von 106 Studierenden, 2016 von 130 Studierenden angenommen; die durchschnittliche Beteiligung lag somit 2015 bei zehn bis elf, 2016 bei elf bis zwölf Studierenden. Zur Betreuung wurden 2015 insgesamt 28, 2016 sogar 36 bezahlte Arbeitskräfte eingesetzt, wobei die Lehrgrabung Aguntum aufgrund der großzügigen Unterstützung seitens des Vereins ›Curatorium pro Agunto‹ die größte Mannschaftsstärke und Kampagnendauer aufwies (sechs Wochen gegenüber den übrigen Kampagnen

mit zwei bis vier Wochen Dauer). Ergänzt wurden die Mannschaften 2015 von zehn, 2016 von 19 freiwilligen Helfern – wobei die Lehrgrabung Ainet/ Alkuser See mit 15 Freiwilligen das Feld anführt. Auch hier war somit eine deutlich steigende Tendenz zu verzeichnen.

Kooperationen

Im Rahmen der Kooperationen wird nach Erachten des Verfassers die Rolle des Institutes für Archäologien in seiner Funktion als Landesuniversität besonders deutlich, da hier eine der direktesten Schnittstellen zur Aufsichtsbehörde, privaten Dienstleistern und der interessierten Zivilbevölkerung besteht.

An erster Stelle ist die Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Denkmalpflege (BDA) – insbesondere den Gebietsreferenten für das Bundesland Tirol – zu erwähnen, da die Lehrgrabungen in Österreich wie alle Lehr- und Forschungsgrabungen dem BDA unterstehen. Dies bringt für die universitären Forschungsgrabungen einige Auflagen mit sich, insbesondere das Verfassen eines jährlichen Berichtes zu jeder einzelnen Lehrgrabung gemäß den aktuellen Richtlinien des Bundesdenkmalamtes.⁵ Jedoch wird dies seitens des Institutes als Chance verstanden, die Studierenden direkt in diesem für Österreich gültigen System zu schulen, was neben den Lehrgrabungen in alljährlichen Lehrveranstaltungen des Typs ›Vorlesung mit Übung‹ unter direkter Mitwirkung von Landesdenkmalpflegern erfolgt.

Daneben ist auch die Zusammenarbeit des Bundesdenkmalamtes mit dem Institut in Hinblick auf die Erhaltung und gegebenenfalls öffentlichkeitswirksame Erschließung der Ausgrabungsstätten zu erwähnen. Dieser Aspekt der archäologisch-denkmalpflegerischen Tätigkeit erhält in der Regel zu wenig Beachtung, da jede Ausgrabungstätigkeit an sich bereits zerstörend wirkt, die Freilegung eines Bodendenkmals selbiges weiterem Verfall preisgibt, welcher durch Öffnung gegenüber dem Publikumsverkehr in der Regel noch beschleunigt wird, sofern nicht adäquate Maßnahmen ergriffen werden. Was allerdings eine solche adäquate – und zudem nach Möglichkeit kosteneffiziente

⁴ Abrufbar auf der Homepage des Institutes unter der Rubrik »Publikationen«.

⁵ Siehe Bundesdenkmalamt 2016.

– Maßnahme darstellt, wird in der Forschung nach wie vor heiß diskutiert. In Aguntum werden etwa seit 2015 eine Reihe von verbesserten Verfahren der Mauerkonservierung⁶ und (für Tirol) von neuen Verfahren des Sichtbarmachens von wieder zugeschütteten Mauerzügen erprobt,⁷ umfassende Daten über die Wirksamkeit und Publikumsakzeptanz dieser Maßnahmen sind aber noch abzuwarten.

Als Kooperationspartner, Auftraggeber und Förderer treten auch eine Reihe von historischen Vereinen auf, die oft genug das Bindeglied zwischen dem Institut und den Gemeinde- bzw. Stadtverwaltungen darstellen. Zu nennen sind hier etwa das ›Curatorium pro Agunto‹ in Lienz/ Dölsach, der Verein ›Chronos‹ in Thaur, die ›Stadtarchäologie Hall‹ und die ›Archäologische Gesellschaft Innsbruck‹. Diesen Vereinen ist es auch maßgeblich mit zu verdanken, dass die entsprechenden Projekte eine größere Öffentlichkeitswirksamkeit erzielen.

In diesem Zusammenhang sind natürlich auch die Museen zu erwähnen, welche in einer beidseitig vorteilhaften Wechselbeziehung mit dem Institut kooperieren. So geht etwa das kleine, privat geführte Museum ›REFUGIUM St. Zeno‹ in Serfaus – welches dankenswerterweise von dem Grundeigentümer, Herrn Michael Tschuggmall, eingerichtet wurde – auf die dort erfolgten Grabungen des Institutes zurück,⁸ und die Einrichtung erfolgte großteils im Rahmen einer Lehrveranstaltung vom Typ ›Arbeitsgemeinschaft‹ im Sommersemester 2010. Auch die Museen von Aguntum sowie das Landesmuseum Schloss Tirol konnten in beträchtlichem Umfang durch die Grabungen des Institutes mit Exponaten und Ergebnissen ausgestattet werden.

Auch wenn es sich um eine andere Studienrichtung mit abweichender Methodik handelt, so ist inzwischen die Zusammenarbeit mit der Bauforschung aus dem archäologischen Alltag kaum noch wegzudenken.⁹ Insbesondere im

Fachbereich Mittelalter- und Neuzeitarchäologie wird derzeit versucht, eine entsprechende interdisziplinäre Methodik zu erarbeiten und durchzusetzen,¹⁰ wobei das Steigerungspotenzial auch für die antiken Welten beträchtlich erscheint. Daher wird angestrebt, bei jeder Grabungskampagne, bei der neben archäologischer Stratigrafie auch datierbares Mauerwerk zu Tage tritt, ein Team von Bauforschern¹¹ zu Rate zu ziehen, um das Vorgehen, die Aufnahme des Mauerwerks und die Präsentation der Ergebnisse zu koordinieren. Es bleibt zu hoffen, dass durch die Integration dieser Methode in den Lehrbetrieb das gegenseitige Verständnis noch weiter wächst.

In der Praxis häufig recht eng mit der Bauforschung verbunden ist die Dendrochronologie, an der Universität Innsbruck im Institut für Geographie angesiedelt. Sie liefert die Möglichkeit, Holzteile und somit Baumaßnahmen oder Holzartefakte im Idealfall jahrgenau datieren zu können. Im Projekt ›Forschungspuls Schloss Tirol‹, welches zu einem maßgeblichen Teil vom Institut für Archäologien mitgetragen wird, existiert beispielsweise seit längerem eine enge Zusammenarbeit mit der Dendrochronologie,¹² welche gegenwärtig in diesem und anderen feldarchäologischen Projekten noch weiter ausgebaut wird.¹³ Ähnliches gilt für das Institut für Mineralogie und Petrografie, mit dem sich insbesondere durch den Sonderschwerpunkt Bergbau im ›FZ HiMAT‹ eine enge Zusammenarbeit ergeben hat.

Etwas mehr ›im Hintergrund‹ findet die Zusammenarbeit mit Grabungsfirmen statt. Dennoch sind hier gleich mehrere Aspekte zu nennen. Zum einen ist es so möglich, gewisse Arbeiten ›outsourcen‹, etwa wenn das Institut nicht über bestimmtes technisches Equipment verfügt oder die notwendigen Zeit- und Personalressourcen im Interesse der Aufrechterhaltung des Lehrbetriebs nicht aufbringen kann;¹⁴ des Weiteren bieten die Grabungsfirmen den Studierenden

6 Siehe Hebert – Hofer 2014, 25; Mitterer – Pöll 2016, 39–41.

7 Siehe Mitterer – Pöll 2016, 42–43.

8 Siehe dazu B. Walterskirchen: Der Zienerbichl und das archäologische Erbe der Herren von Serfaus (2017, in Vorbereitung).

9 Siehe dazu Bitschnau 2008, 4–6; Stadler 2015, 4–5; Landesmuseum Schloss Tirol 2016, 17–29; Flatscher 2016, 373–376.

10 Siehe H. Stadler – W. Hauser u.a. (Hg.): Archäologie und Bauforschung auf Schloss Tirol. Band 1–3 (2017, in Vorbereitung); Flatscher 2016.

11 Aufgrund wiederholter Zusammenarbeit und zum Teil auch Einbindung in den Lehrbetrieb zu nennen sind hier Martin Bitschnau, Jürg Goll, Walter Hauser, Martin Mitterer und Sonja Mitterer.

12 Siehe Bitschnau 2006, 6–8; Nicolussi 2006.

13 Siehe H. Stadler – W. Hauser u.a. (Hg.): Archäologie und Bauforschung auf Schloss Tirol. Band 1–3 (2017, in Vorbereitung).

14 Es ist zu erwähnen, dass dieses ›Outsourcing‹ ausschließlich über Drittmittel und Sponsoren erfolgen kann, nicht über das Institutsbudget.

und Absolventen die Möglichkeit eines Zuverdienstes oder eine berufliche Perspektive.¹⁵ Schließlich ist es auf diese Weise auch möglich, Teilergebnisse und/oder Artefakte aus diesen Grabungen in akademischen Qualifikationsarbeiten eingehend zu bearbeiten (siehe unten).

Als wertvolle Sonderform der Kooperation ist auch die Zusammenarbeit mit der Bergrettung, der Alpinpolizei, dem Bundesheer und der Wasserrettung zu nennen. Beide Stellen sind unerlässlich, wenn es um die frühzeitige Ortung (Monitoring) und Erschließung von archäologischem Fundgut im Hochgebirge und in Gewässern geht. Während entsprechende Pilotprojekte schon seit längerem angelaufen sind, ist die Einbindung dieser häufig ehrenamtlich arbeitenden Fachkräfte in den Lehrgrabungsbetrieb noch eine relativ junge Entwicklung.

Bedeutungsevaluation

Auch wenn die theoretische bzw. rein akademische Archäologie einen wesentlichen Stellenwert einnimmt – der in Mitteleuropa vielleicht noch zu wenig geschätzt wird –, bildet die Feldarchäologie dennoch nach wie vor einen wichtigen Pfeiler dieser Forschungsdisziplin, nicht nur methodisch sondern auch auf dem Stellenmarkt: 2013 waren nach qualifizierten Schätzungen 900–1.000 bezahlte Archäologenstellen in Österreich besetzt,¹⁶ von denen 35 Prozent großteils auf Feldforschung, 30 Prozent auf das Arbeitsfeld Museum und 35 Prozent auf den universitären Betrieb¹⁷ entfielen, wobei erfahrungsgemäß auch in der letztgenannten Kategorie fortgeschrittene Grabungserfahrungen für eine Reihe von Aufgaben von Vorteil sind. Dabei ist anzumerken, dass zumindest die längerfristig besetzten Stellen in der Regel mit einer akademischen Qualifikation einhergehen.¹⁸ Zudem gibt es eine Reihe von saisonalen Grabungsjobs, die in der Statistik nicht aufscheinen,¹⁹ sodass konstatiert werden kann, dass in

Österreich die Feldarchäologie insgesamt den Sektor mit den meisten Anstellungen unter den archäologischen Tätigkeiten darstellt.

Somit bilden die Lehrgrabungen für die Studierenden die Möglichkeit der direkten Konfrontation mit elementaren Bestandteilen der zukünftigen Tätigkeitsbereiche: Neben der reinen Ausgrabungsarbeit sind auch Grabungstechnik (namentlich Dokumentation und Vermessung gemäß den aktuellen Richtlinien des Bundesdenkmalamtes), Stratigrafie und Konservierung/Restaurierung zu nennen, nicht zuletzt aber auch organisatorische Tätigkeiten und »soft skills«, wobei hier durch den hohen Prozentsatz an Seniorenstudierenden auch der Austausch zwischen den Generationen verstärkt wird. Durch die Grabungstätigkeit wird das eigenständige Arbeiten gefördert und persönliches Engagement über das geforderte Maß hinaus kann durch Aufnahme in das Betreuersteam sowie Empfehlungen an Grabungsfirmen oder an andere Arbeitgeber honoriert werden.

Indirekt bilden die Lehrgrabungen auch die Basis für eine Reihe von akademischen Qualifikationsarbeiten in Form der Aufarbeitung von Grabungen und Fundkomplexen.²⁰ Auch für diesen Bereich darf direkte Grabungserfahrung als Vorteil gewertet werden, denn die Auswertung von Daten ohne profunde Kenntnis des Erhebungsmodus verfügt von vornherein über einen höheren Ungenauigkeitsfaktor.

Über die Grabungen ist wie oben angesprochen auch eine Schnittstelle für die Zusammenarbeit mit Gemeinden, Vereinen und Privatpersonen gegeben, was sowohl für das Institut als auch für den einzelnen Studierenden vorteilhaft sein kann. Durch die Kontakte mit der Zivilbevölkerung können neue Akzente in der Öffentlichkeitsarbeit gesetzt werden, die bei der zum Teil beachtlichen Anzahl der freiwilligen Helfer bzw. Praktikanten besonders einprägsam ausfallen können.

Für das Institut sind die Grabungstätigkeiten aufgrund

15 Als häufige Kooperationspartner – ohne Anspruch auf Vollständigkeit und in alphabetischer Reihenfolge – sind hier die Grabungsfirmen Alexander Zanesco, ARDIS, ConText und TALPA zu nennen.

16 Karl – Möller 2014, 12–13.

17 Karl – Möller 2014, 13–14.

18 Nach Karl – Möller 2014, 14 verfügen 3 Prozent der Beschäftigten über einen Bachelor, 33 Prozent über einen Magister, 38 Prozent über ein Doktorat und 20 Prozent über eine Habilitation. Eine Ausnahme bildet dabei der administrative Bereich.

19 Karl – Möller 2014, 12–13.

20 Siehe Homepage des Institutes, Rubrik »Abschlussarbeiten«.

der aktuellen Dekanatsbestimmungen praktisch ausschließlich durch das Einwerben von Drittmitteln realisierbar.²¹ Gleichzeitig bilden die Grabungstätigkeiten neben den Forschungsprojekten auch die vermutlich größte Quelle von Drittmitteln und somit die Möglichkeit, Arbeitsplätze zu schaffen. In fortgeschrittenen Studienabschnitten kann das Einwerben von Drittmitteln für bestimmte Projekte auch von den Studierenden übernommen werden, sodass diese im Lebenslauf bereits beim Abgang von der Universität entsprechende Erfahrungen aufweisen können.

Nicht zuletzt ist auch zu erwähnen, dass die Lehrgrabungen die vermutlich unkomplizierteste Form der Zusammenarbeit mit anderen Universitäten bzw. einzelnen Angehörigen derselben darstellen. So waren beispielsweise allein auf der Lehrgrabung Alkuser See/ Potschepol in zehn Jahren Projektdauer auch Teilnehmer der Universitäten Wien, Graz, Bamberg, Tübingen, Trient, Laibach, Kairo und sogar New York vertreten.²²

Abschließende Bemerkungen und Ausblick

Die größten Veränderungen hat das Lehrgrabungswesen am Institut für Archäologien der Universität Innsbruck

im letzten Jahrzehnt wohl durch die Änderung der Studienpläne erhalten: So war es bis etwa 2010 noch möglich, Anstellungen bei Grabungsfirmen als Lehrgrabung anrechnen zu lassen – mit dem Resultat, dass der Verfasser sein ganzes Studium hindurch bis hin zur laufenden Promotion nie unbezahlt an einer Grabung teilnehmen musste. Der Vergleich der Grabungstätigkeit von universitären Einrichtungen mit jener von privaten Grabungsfirmen soll an dieser Stelle nicht Thema sein. Subjektiv ist der Autor jedoch der Ansicht, dass ihm seine Tätigkeit auf Notgrabungen im privaten Sektor auch für die universitäre Lehrtätigkeit viel gebracht hat, sodass zusätzliche Grabungsanstellungen über die Lehrtätigkeit hinaus in jedem Fall von Vorteil sind, auch für den Lebenslauf.

Unter der Leitung von Univ. Prof. Harald Stadler wurde seit 2013 im Rahmen der Lehrgrabungstätigkeit unter Berufung auf die Funktion als Landesuniversität vor allem die Zahl der Grabungen und feldarchäologischen Forschungen des Institutes im Raum Tirol erhöht, die kostspieligeren internationalen Grabungsprojekte wurden dagegen reduziert. Ob dieser Kurs in Zukunft weitergeführt wird, muss sich noch zeigen; fest steht aber, dass die Lehrgrabungen weiterhin einen berechtigten Grundstein des praktisch orientierten Lehrprogramms darstellen werden.

Anschrift des Verfassers:

Langer Weg 11, A-6020 Innsbruck

21 Die Lehrgrabungen werden vom Dekanat zwar finanziell unterstützt, aber nur beim Vorhandensein von Drittmitteln und im Verhältnis zu der aufgebrauchten Summe, sodass ein zusätzlicher Anreiz zum Einwerben von Geldmitteln gegeben ist. Freundlicher Hinweis Gerald Grabherr, Institut für Archäologien der Universität Innsbruck.

22 C. Klocker: Hochgebirgsforschung in Osttirol. Die Metallfunde vom Potschepol II (2017, in Vorbereitung).

Literatur

- Bitschnau 2008: M. Bitschnau: Bauforschung und Archäologie auf Schloss Tirol, in: Landesmuseum Schloss Tirol (Hg.): Bauforschung auf Schloss Tirol (Heft 5) (2008) 4–6
- Bundesdenkmalamt 2016: Bundesdenkmalamt Österreich (Hg.): Richtlinien für archäologische Maßnahmen. 4. Fassung vom 1. Januar 2016 (2016)
- Flatscher u. a. 2014: E. Flatscher – C. Klocker – H. Stadler – M. Staudt: Prähistorische bis mittelalterliche Strukturen beim Alkuser See bzw. Pitschedboden (Potschepol), in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Fundberichte aus Österreich (Band 52) (2014) D4011–D4031
- Flatscher 2016: E. Flatscher: (Selbst-) Versorgung einer Burg. Dargestellt anhand der Ausgrabungen im Wirtschaftstrakt von Schloss Tirol (2016)
- Hebert – Hofer 2014: B. Hebert – N. Hofer: Archäologie im Bundesdenkmalamt 2013, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Fundberichte aus Österreich (Band 52) (2014) 11–42
- Karl – Möller 2014: R. Karl – K. Möller: Discovering the Archaeologists of Austria 2012–14 (2014)
- Landesmuseum Schloss Tirol 2016: Landesmuseum Schloss Tirol: Mauerschau. Bauwerk und Denkmal Schloss Tirol (2016)
- Mitterer – Pöll 2016: S. Mitterer – H. Pöll: Der archäologische Park Aguntum. Konservierungsgeschichte und aktuelle Vorhaben zur konservatorischen und gestalterischen Weiterentwicklung, in: B. Hebert – N. Hofer (Hg.): Fundberichte aus Österreich. Tagungsband 3 (2016) 27–46
- Nicolussi 2006: K. Nicolussi: Schloss Tirol – Hölzer als Zeugen von 900 Jahren Bauentwicklung, in: Landesmuseum Schloss Tirol (Hg.): Bauforschung auf Schloss Tirol (Heft 4) (2006) 9–50

Der Landhausplatz in Innsbruck – symbolbefrachtet und skateboardgerecht



1. Landhausplatz (offiziell: Eduard-Wallnöfer-Platz) in Innsbruck mit Landhaus (Walther und Ewald Guth, 1938–39) und Befreiungsdenkmal (Jean Pascaud, 1946–48), Aufnahme 2016

Der Landhausplatz ist der größte unter den wenigen Plätzen der Innsbrucker Innenstadt und er ist in mehrfacher Hinsicht auch der problematischste – sowohl hinsichtlich seiner formalen Gestalt als auch hinsichtlich seiner Symbolträchtigkeit.

Thema der 49. Tagung der Koldewey-Gesellschaft war schwerpunktmäßig die Zerstörung von baulichen Symbolen. Beim Innsbrucker Landhausplatz geht es nicht um unmittelbare physische Gewalt gegen Baudenkmale, sondern um Missverständnis und Umwertung ihres Symbolgehaltes.

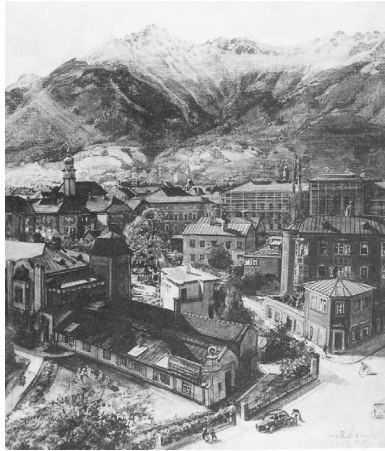
Entstanden ist der Landhausplatz (Abb. 1) sukzessive in den ersten Jahren der Nachkriegszeit; geplant war er als »politischer Mittelpunkt des Gau« schon in der Zeit des Nationalsozialismus.¹ Ausgangspunkt des Landhausplatzes war das unmittelbar nach dem »Anschluss« Österreichs an das

Deutsche Reich von den Innsbrucker Architekten Walther und Ewald Guth geplante »Gauhaus« als Sitz der nationalsozialistischen Regierung des Gau«s Tirol und Vorarlberg. Als »Landhauserweiterungsbau« an die Rückseite des alten Landhauses und des Taxis-Palais angefügt, sollte es der wichtigste öffentliche Bau während der nationalsozialistischen Ära in Innsbruck bleiben.² Die nach Süden gewandte, 85,5 m lange und leicht nach innen geschwungene Schauseite des repräsentativen, für den enormen NS-Verwaltungsaufwand mit mehr als 200 Büroräumen und mehreren Sälen ausgestatteten fünfstöckigen Gebäudes wird durch einen monumentalen Mittelrisalit akzentuiert, der deutlich am monströsen Klassizismus der zur gleichen Zeit erbauten Berliner Reichskanzlei orientiert ist (Abb. 5).³ Vor der Front des 1939 nach nur einjähriger Bauzeit fertiggestellten Gauhauses sollte ein

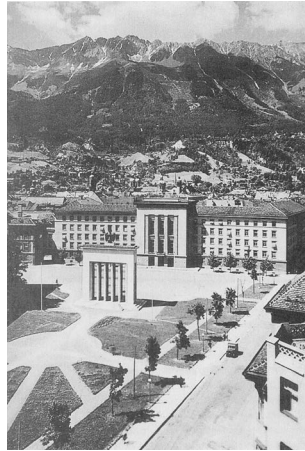
1 Dekassian 2004.

2 Felmayer 1981, 151; Egger 1995, 119–136; Natter 2000, 80 f.; Stepanek 2004.

3 Schönberger 1981.



2. *Bebauung auf dem Gelände des heutigen Landhausplatzes; im Hintergrund das noch eingerüstete Gauhaus, Aquarell von Hans Zötsch, 1939*



3. *Landhausplatz, Aufnahme um 1950*



4. *Landhausplatz nach der Neugestaltung durch LAAC Architekten/Stiefel Kramer Architecture/C. Grüner; links im Vordergrund, von einer runden Sitzbank umgeben, das Pogrom-Denkmal, Aufnahme 2011*

›Ehrenmal für die Tiroler Blutzeugen‹, die vor 1938 im Kampf gegen Republik und Ständestaat gefallenen Nationalsozialisten,⁴ errichtet und vor allem ein großer, lang gezogener Aufmarschplatz angelegt werden, an dessen Ende ein ›Haus der Bergsteiger‹ als formales Gegenstück zum Gauhaus geplant war.⁵ Zur Realisierung all dieser Pläne hätte die vielfältige Bebauung südlich des Gauhauses, wie sie ein Aquarell aus dem Jahr 1939 zeigt (Abb. 2),⁶ entfernt werden müssen. Die Kriegsereignisse haben dies verhindert. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden dort die teilweise durch Bomben beschädigten Häuser abgetragen. Das so entstandene Areal diente den französischen Besatzungstruppen als Paradeplatz. Das unzerstört gebliebene nunmehrige Neue Landhaus entfaltete erst jetzt seine ursprünglich geplante monumentale Wirkung,⁷ in der sich ›Biederkeit und latente Brutalität‹⁸ miteinander verbinden.

Auf Initiative der französischen Militärregierung sollte auf dem Platz vor dem Neuen Landhaus ein Denkmal für

die Opfer des österreichischen Widerstands gegen die Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus und die gefallenen alliierten Soldaten errichtet werden.⁹ General Marie Émile Antoine Béthouart, der Oberkommandierende der französischen Besatzungstruppen und Hochkommissar für Tirol und Vorarlberg, wollte damit auch das Neue Landhaus, das als ehemaliges Gauhaus ›irgendwie ein Symbol der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft‹ darstelle, von der Erinnerung an seine ›ehemaligen Erbauer und Bewohner befreien‹.¹⁰ Major Jean Pascaud, der französische Militärarchitekt, entwarf ein scharfkantiges, auf einem gestuften Sockel stehendes Tor, dessen Öffnung durch vier schmale, wandartige Stützen eine gut proportionierte Binnengliederung erhielt und dessen schmales Kranzgesims durch einen mächtigen, aus Kupferblech getriebenen Tiroler Adler bekrönt wurde (Abb. 1; 6). Dieser Adler wurde ebenso wie die schmiedeeisernen Gitter mit den kreuzförmig angeordneten Wappen der neun österreichischen Bundesländer von Tiroler Künstlern

4 Egger 1995, 132 f.; Schreiber 2006a, 77.

5 AchRAINER 2008.

6 Natter 2000, 80.

7 Wenk 1980, 257 f.

8 C. Kühn: Schützen an der Halbpfeife, in: Die Presse vom 08.10.2011, Spectrum XIII.

9 Egger 1995, 137 ff.; Hye 1985; Mautner – Rousseau 2004; Schreiber 2006a.

10 Béthouart 1967, 60 f.



5. Landhaus und Menardi-Haus, dessen asymmetrisch geteilte Fassade die Fluchtlinie des Landhauses aufgreift, Aufnahme 2016



6. Befreiungsdenkmal und Scooter fahrende Kinder, Aufnahme 2016

gestaltet. Auf der Attika der dem Landhaus zugewandten Seite erweist die in römischer Kapitale in Stein gemeißelte lateinische Inschrift »PRO LIBERTATE AUSTRIAE MORTUIS«, dass es sich hier nicht – wie etwa beim Russischen Heldendenkmal am Wiener Schwarzenbergplatz¹¹ – um das Triumphdenkmal einer Besatzungsmacht handelt, sondern um ein Befreiungsdenkmal. Die zunächst in deutscher Sprache vorgesehene Inschrift »Zum Gedenken an alle, die für Österreichs Freiheit gefallen sind«, die auf Betreiben des Tiroler Landeskonservators Oswald Trapp durch die auf universellere Geltung zielende lateinische ersetzt wurde, umfasste sowohl die österreichische Widerstandsbewegung als auch die alliierten Soldaten.

Es lag sicherlich nicht nur am mangelnden Verständnis des lateinischen Textes, dass das Innsbrucker Befreiungsdenkmal, dessen Errichtung sich bis 1948 hingezogen hatte und auf dessen feierliche Einweihung schließlich verzichtet wurde, von der Mehrheit der Bevölkerung nicht den Intentionen seiner Erbauer entsprechend verstanden und

gewürdigt, als Kriegerdenkmal missverstanden,¹² vielfach auch abgelehnt oder einfach ignoriert wurde.¹³ Einer der Gründe dafür dürfte gewesen sein, dass sich in Nordtirol unweigerlich negative Assoziationen zum heute noch umstrittenen Siegesdenkmal in Bozen (Abb. 7)¹⁴ eingestellt haben, das zwei Jahrzehnte zuvor (1926–28) von Marcello Piacentini, dem führenden Architekten des italienischen Faschismus, als unmissverständliche Manifestation italienischer Hegemonie in Südtirol errichtet worden war und das »in seiner nackten römischen Kraft [...] ein Zeichen der Eroberung und Herrschaft« sein sollte.¹⁵ Obwohl sich die fein gezeichnete Innsbrucker Denkmalsarchitektur Jean Pascauds in ihrer etwas sterilen Linearität geradezu demonstrativ von der muskelprotzenden Plastizität des von gewaltigen Likorenbündeln geprägten Bozner Siegesdenkmals unterscheidet, verbindet beide der Typus des bogenlosen Siegestores; genau deshalb wurden in Innsbruck kaum Parallelen zwischen dem Befreiungsdenkmal und der fast in Sichtweite davon gelegenen dreibogigen barocken Triumphforte¹⁶ gezogen.

11 Marschik – Spitaler 2005.

12 Deshalb ließ die Stadt Innsbruck 1970 eine Tafel mit der Übersetzung der Inschrift und Erläuterungen zur Entstehungsgeschichte anbringen; Natter 2000, 82.

13 Schreiber 2011, 33 ff.; ein besonders eklatantes Beispiel engstirniger Ignoranz ist eine zeithistorische Dissertation zur französischen Besatzungspolitik in Tirol, in der das Befreiungsdenkmal nicht einmal erwähnt wird (Eisterer 1992).

14 Verdorfer 2000; Pardatscher 2002; Pinzger 2011.

15 Pardatscher 2002, 50.

16 Neuwirth 2007, 192 f.



7. Siegesdenkmal in Bozen (Marcello Piacentini, 1926–28), Aufnahme 2010



8. Landhausplatz nach Süden; links die Wilhelm-Greil-Straße, Aufnahme 2016

Die – meist abwertend gemeinte – ortsübliche Bezeichnung ›Franzosenkmal‹ trifft über die konkreten Entstehungsumstände hinaus insofern einen wahren Kern, als dessen urbanistische Konzeption den in Frankreich besonders geschätzten Prinzipien von Symmetrie und Axialität als Ausdruck herrschaftlicher Macht entspricht.¹⁷ Prominente Beispiele dafür sind etwa in Paris die kilometerlange Achse vom Louvre über den Arc de Triomphe du Carroussel bis zum Arc de Triomphe d’Etoile¹⁸ oder das unter Stanislas Leszcynski geschaffene Platzensemble in Nancy.¹⁹ Auch in Innsbruck ist das Befreiungsdenkmal, obwohl inhaltlich als Antithese zur nationalsozialistischen Architektur des ehemaligen Gauhauses konzipiert, in seiner Dimensionierung an dessen Mittelrisalit orientiert und in seiner Lage streng axial auf dessen symmetrische Gestalt bezogen (Abb. 1; 3). Das daraus resultierende Unbehagen führte Jahrzehnte später schließlich zu der – nach einem Architektenwettbewerb²⁰ – 2011 fertiggestellten Umgestaltung des Platzes durch die Innsbrucker Architekten Kathrin Aste und Frank Lugin (LAAC), Johannes Stiefel vom Wiener Büro Stiefel/Kramer und den Künstler Christopher Grüner (Abb. 4).²¹ Neben der Lösung zahlreicher praktischer Probleme (wie z. B. der

Unterbringung einer Tiefgarage) war eine entscheidende Intention dieser Neugestaltung das Brechen der strengen Axialsymmetrie – soweit dies die Unantastbarkeit des durch den Staatsvertrag von 1955 gesicherten Befreiungsdenkmals überhaupt erlaubt hat. Asymmetrie als eines der Grundprinzipien der Moderne des frühen 20. Jahrhunderts zeitigte so auch hier eine späte Wirkung.

Die Dominanz der Achse Landhaus – Befreiungsdenkmal und die Praktikabilität des dazwischenliegenden, meist freilich als Parkplatz missbrauchten nördlichen Platzabschnitts für ephemere Veranstaltungen mannigfacher Art (Schützenaufmärsche, Zapfenstriche, Staatsempfänge, diverse Märkte) führte dazu, dass der größere südliche Teil des trapezförmig sich verengenden und von Bäumen, Gebüsch, Rasenflächen und unstrukturierten Wegen durchzogenen Platzes allmählich verwahrloste. Das änderte sich auch nicht, als dort sukzessive drei weitere Denkmäler aufgestellt wurden, zumal deren Inhalte und Formen denkbar heterogen waren:²² 1963 ein Gedenkstein anlässlich der 600-Jahrfeier der Übergabe der Grafschaft Tyrol an die Herzöge von Österreich, 1999 ein Brunnen zur Erinnerung an die Eingemeindung mehrerer Innsbrucker Vororte, 1997 ein Denkmal für die

17 Bek 2005.

18 Braunfels 1976, 270 ff.

19 Bek 2005, 99 ff.

20 Marboe 2009.

21 LAAC – Stiefel Kramer 2010; Kühn 2011.

22 Natter 2000, 82 ff.

in der Novemberpogromnacht 1938 ermordeten Juden, das am ehesten in einem inhaltlichen Zusammenhang zur Achse ehemaliges Gauhaus – Befreiungsdenkmal steht und deshalb bei der Neugestaltung des Platzes entsprechend positioniert wurde (Abb. 4). Sicherlich nicht zur allgemeinen Akzeptanz des Landhausplatzes beigetragen hat seine Umbenennung in Eduard-Wallnöfer-Platz: Eduard Wallnöfer (1913–1989) war langjähriger, zweifellos verdienstvoller Landeshauptmann (Regierungschef) von Tirol,²³ in jungen Jahren auch NSDAP-Mitglied.²⁴ Vor allem aber war er als ›Landesfürst‹ Repräsentant der in Tirol seit Jahrzehnten regierenden Mehrheitspartei ÖVP, von der die – im übrigen bis heute nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch übernommene – 1994 erfolgte Umbenennung initiiert wurde und aus deren Umfeld auch die Idee einer überlebensgroßen Bronzebüste Wallnöfers stammte, die auf dem nach ihm benannten Platz aufgestellt werden sollte.²⁵ Nach Protesten gegen eine derart unangemessene oder zumindest unsensible weitere Vereinnahmung des denkmalbeladenen Platzes²⁶ wurde die – vom Tiroler Bildhauer Rudi Wach geschaffene, durchaus ausdrucksstarke – Büste 2016 andernorts aufgestellt.

Die eigentlichen Dilemmata des größten Innsbrucker Platzes aber sind seine Größe und die mangelnde Qualität seiner Bebauung. »Raumgefühl« sei – so der Kunsthistoriker A. E. Brinckmann schon vor einem Jahrhundert – »das Primäre allen architektonischen Gestaltens«, das seinen »Ursprung in der Empfindung des Menschen für seine bestimmte Körperlichkeit« habe, also »psychophysisch« sei.²⁷ Morphologisch betrachtet, vermittelt der nördliche Teil des Landhausplatzes mit seinem Antagonismus von Landhaus und Befreiungsdenkmal (Abb. 1) durchaus dieses angemessene Raumgefühl. Als einziger Bau der letzten Jahrzehnte berücksichtigt das von Peter Lorenz entworfene,

1988 fertiggestellte Menardi-Haus diesen städtebaulichen Zusammenhang und greift, obwohl in der am Landhausplatz vorbeiführenden Wilhelm-Greil-Straße gelegen, in seiner Fassadengestaltung die platzstrukturierende Fluchtlinie des Landhauses auf. Das so evozierte Bild einer urbanistisch befriedigenden Ecklösung (Abb. 5)²⁸ findet am Landhausplatz leider keine weitere Entsprechung. Vor allem der Südabschluss des Platzes bleibt völlig ungestaltet (Abb. 8). Ein von Lois Welzenbacher, dem wichtigsten Tiroler Architekten der Moderne, 1926/27 erbautes, in der Sichtachse des Landhausplatzes gelegenes Gebäude für die Innsbrucker Elektrizitätswerke wurde nach Kriegsbeschädigungen empfindlich entstellt wiederaufgebaut. Die später daneben errichteten Bauten miserabler Kommerz-Qualität verstellen heute den zuvor eindrucksvollen Blick auf die Stubai Berge. Zudem verhindert die östlich am Landhausplatz vorbeiführende, verkehrsreiche Wilhelm-Greil-Straße die Ausbildung eines geschlossenen Platz-Raumes. Aus dieser Not macht die 2011 fertiggestellte Neugestaltung des Landhausplatzes (Abb. 4; 8) eine Tugend, indem sie dessen Niveau gegenüber der Straße nicht nur etwas anhebt, sondern auch farblich absetzt: Wie ein leichtes Tuch legt sich eine gewellte Landschaft aus hellem Beton nun über den Platz, konterkariert mit ihren unregelmäßig angelegten Wellen und Tälern die axiale Strenge, umspült den Sockel des Befreiungsdenkmal und setzt so der gedankenschweren, missverständlichen Symbolbefrachtung eine spielerisch leichte Skateboardgerechtigkeit entgegen (Abb. 6). Das grundsätzliche Problem eines in jeder Hinsicht angemessenen Verhältnisses zwischen Platz und Monument konnte so zwar auch nicht gänzlich befriedigend gelöst, aber doch deutlicher als je zuvor an diesem Ort bewusst gemacht werden.

Anschrift des Verfassers:

*Universität Innsbruck, Institut für Kunstgeschichte
Innrain 52, A-6020 Innsbruck*

23 Horst u. a. 1993.

24 Schreiber 2006b.

25 Tiroler Tageszeitung vom 02.11.2016.

26 S. Arora: ÖVP brüskiert mit Wallnöfer-Denkmal, in: Der Standard vom 03.11.2016.

27 Brinckmann 1923, 113.

28 Naredi-Rainer 1989.

Literatur

- Achrainer 2008: M. Achrainer: Innsbruck als Sitz des Alpenvereins und das nie gebaute »Haus der Bergsteiger«, in: *Berg* 2008, 236–241
- Bek 2005: K. Bek: Achse und Monument. Zur Semantik von Sicht- und Blickbeziehungen in fürstlichen Platz-Konzeptionen der Frühen Neuzeit (2005)
- Béthouart 1967: G. Béthouart: Die Schlacht um Österreich (1967)
- Braunfels 1976: W. Braunfels: Abendländische Stadtbaukunst. Herrschaftsform und Baugestalt (1976)
- Brinckmann 1923: A. E. Brinckmann: Platz und Monument als künstlerisches Formproblem (1923)
- Dekassian 2004: J. Dekassian: Der Landhausplatz <<https://www.univie.ac.at/hypertextcreator/zeitgeschichte/site/browse.php?artiid=1050>> (17.02.2016)
- Egger 1995: U. Egger: Der Landhausplatz in Innsbruck (Diplomarbeit am Institut für Kunstgeschichte der Universität Innsbruck, 2 Bände) (1995)
- Eisterer 1992: K. Eisterer: Französische Besatzungspolitik. Tirol und Vorarlberg 1945/46 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 9) (1992)
- Felmayer 1981: J. Felmayer: Die profanen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck außerhalb der Altstadt (Österreichische Kunsttopographie XLV) (1981)
- Horst u. a. 1993: K. Horst – M. Marberger – M. Hatzler (Hg.): Wallnöfer. Bauer und Landesfürst (1993)
- Hye 1985: F.-H. Hye: Das Befreiungdenkmal in Innsbruck (1948) – ein Tiroler Monument österreichischer Nachkriegsgeschichte, in: Heeres-sportverein Innsbruck (Hg.): 8. Internationaler IVV-Fit-Wandertag Innsbruck 1.9.1985; wiederabgedruckt in: I. Greiter: 10 Jahre Französisches Honorarkonsulat in Innsbruck (2004) 119
- LAAC – Stiefel Kramer 2010: LAAC Architekten – Stiefel Kramer Architecture: Landhausplatz Innsbruck. Neugestaltung Eduard-Wallnöfer-Platz, in: *zement + beton* 3.2012, 36–39
- Marboe 2009: I. Marboe: Mut zur Avantgarde, in: *architektur.aktuell* 11.2009, 20–26
- Marschik – Spitaler 2005: M. Marschik – G. Spitaler (Hg.): Das Wiener Russendenkmal. Architektur, Geschichte, Konflikte (2005)
- Mautner – Rousseau 2004: C. Mautner – F. Rousseau: Das Befreiungdenkmal <<https://www.univie.ac.at/hypertextcreator/zeitgeschichte/site/browse.php?artiid=1049>> (17.02.2016)
- Naredi-Rainer 1989: P. Naredi-Rainer (Hg.): Bausteine. Interdisziplinäre Beiträge zum Entstehen eines Bauwerks (1989)
- Natter 2000: B. Natter: Herrschaftsbau und Platz für Denkmäler, in: G. Rath – A. Sommerauer – M. Verdorfer (Hg.): Bozen Innsbruck. zeitgeschichtliche stadtrundgänge (2000) 80–84
- Neuwirth 2007: M. Neuwirth: Architektur um 1800, in: P. Naredi-Rainer – L. Madersbacher: Kunst in Tirol (Vom Barock bis in die Gegenwart, Bd. 2) (2007) 187–199
- Pardatscher 2002: T. Pardatscher: Das Siegesdenkmal in Bozen: Entstehung – Symbolik – Rezeption (2002)
- Pinzger 2011: M. Pinzger: Steinernes Zeichen des Imperiums. Faschistische Denkmalsarchitektur in Südtirol am Beispiel des Siegesdenkmals in Bozen (Diplomarbeit am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien) (2011) <http://othes.univie.ac.at/16918/1/2011-08-19_0507935.pdf>
- Schönberger 1981: A. Schönberger: Die neue Reichskanzlei von Albert Speer. Zum Zusammenhang von nationalsozialistischer Ideologie und Architektur (1981)
- Schreiber 2006a: H. Schreiber: Das Befreiungdenkmal am Eduard-Wallnöfer-Platz in Innsbruck, in: *Zeit-Raum-Innsbruck* (Schriftenreihe des Innsbrucker Stadtarchivs 7) (2006) 77–106
- Schreiber 2006b: H. Schreiber: Anmerkungen zur NSDAP-Mitgliedschaft des Altlandeshauptmannes von Tirol, Eduard Wallnöfer, in: *Medikalisierung auf dem Lande – Medicalizzazione in area alpina* (Geschichte und Region-Storia e Regione 1) (2005) 167–198
- Schreiber 2011: H. Schreiber: Das Befreiungdenkmal am Eduard-Wallnöfer-Platz in Innsbruck, in: Amt der Tiroler Landesregierung (Hg.): *Den für die Freiheit Österreichs Gestorbenen. Das Befreiungdenkmal und die Erinnerung. Eine Intervention* (2011) 9–39
- Schreiber 2016: H. Schreiber: Eduard-Wallnöfer-Platz (2016) <<http://www.eduard-wallnoefer-platz.at/>> (05.01.2017)
- Schreiber – Grüner 2016: H. Schreiber – C. Grüner (Hg.): Den für die Freiheit Österreichs Gestorbenen. Das Befreiungdenkmal in Innsbruck. Prozesse des Erinnerns (2016)
- Stepanek 2004: F. Stepanek: Das Neue Landhaus <<https://www.univie.ac.at/hypertextcreator/zeitgeschichte/site/browse.php?artiid=1048>> (17.02.2016)
- Verdorfer 2000: M. Verdorfer: Das Siegesdenkmal, in: G. Rath – A. Sommerauer – M. Verdorfer (Hg.): Bozen Innsbruck. zeitgeschichtliche stadtrundgänge (2000) 22–26
- Wenk 1980: S. Wenk: Gebauter Nationalsozialismus, in: M. Behrend u. a. (Hg.): *Faschismus und Ideologie* 2.1980, 255–279
- Westfeling 1977: U. Westfeling: Triumphbogen im 19. und 20. Jahrhundert (1977)

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 5, 6, 8: Verfasser; Abb. 2, 3: Stadtarchiv Innsbruck; Abb. 4: Günter Richard Wett, Innsbruck; Abb. 7: Kunsthistorisches Institut der Universität Innsbruck

BERICHTE AUS LAUFENDER FORSCHUNG

Ingrid Adenstedt

Pharaonische Architektur in Nubien: Die befestigte Siedlung des Neuen Reiches auf Sai Island, Nordsudan



1. Überblick über die Siedlungsreste auf Sai Island
(Structure from Motion Modell)

Die Untersuchung der noch sichtbaren Reste der aus Lehmziegeln errichteten Strukturen der pharaonischen Siedlung auf der Insel Sai war Teil des Forschungsprojektes »AcrossBorders«.¹ Das Projekt zielt darauf ab, Sai als Fallbeispiel einer der bisher wenig erforschten sogenannten ägyptischen Tempelstädte in Obernubien zu untersuchen, um das fragmentarische Wissen über die Stadt- und Bevölkerungsstruktur sowie über die materielle Kultur dieses Gebietes während des Neuen Reiches zu vertiefen.²

Die Insel Sai ist eine 12 km lange und 5 km breite

Nilinsel im heutigen Nordsudan, zwischen dem zweiten und dem dritten Katarakt des Nils gelegen. Die Gründung einer ägyptischen Siedlung an der Nordostseite der Insel erfolgte im Zusammenhang mit militärischen Vorstößen der Könige der frühen 18. Dynastie nach Süden. Von dieser ersten Siedlung, die wohl als einfacher Landeplatz, Brückenkopf und Versorgungsbasis zu verstehen ist, sind nur noch spärliche Reste vorhanden. Der Ausbau der befestigten Siedlung, deren Reste im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen, erfolgte schließlich unter Thutmosis

¹ Das ERC Projekt AcrossBorders (ERC Starting grant no. 313668 »AcrossBorders – Settlement patterns in Egypt and Nubia in the 2nd Millennium BC« und FWF START Preis Y-615) unter der Leitung von Julia Budka ist an der LMU München und dem ÖAW Wien angesiedelt. An dieser Stelle sei Julia Budka herzlich gedankt, die mir die Durchführung der Arbeiten ermöglicht hat. Die vollständige Publikation zu den Ergebnissen der Bauuntersuchungen ist in Contributions to the Archaeology of Egypt, Nubia and the Levant (CAENL) 3 erschienen, hier sind auch ausführlichere Literaturhinweise zu finden. Vgl. Adenstedt 2016.

² Vgl. Budka 2014; Budka 2015a.



2. Bestandsaufnahme der pharaonischen Siedlung auf Sai Island

III. als administratives Zentrum. Siedlungsaktivitäten konnten bis in die 19. Dynastie nachgewiesen werden.³

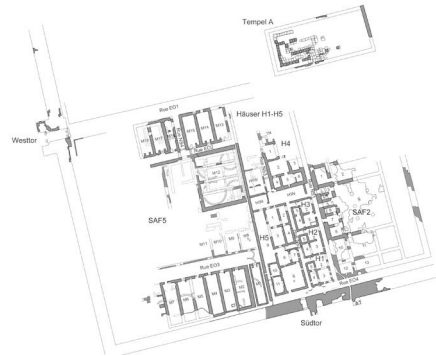
Die orthogonal angelegte Stadt auf der Insel Sai wurde in Ausschnitten in den 1950er und 1970er Jahren durch eine französische Mission freigelegt, wobei sich die Arbeiten auf das südliche Siedlungsgebiet konzentrierten (Abb. 1).⁴ Dabei zeichneten sich innerhalb einer Befestigungsmauer verschiedene Viertel ab, die als klassische Struktur der ägyptischen Festungsstädte des Neuen Reiches in Nubien gelten.⁵ Während zweier Feldkampagnen in den Jahren 2013 und 2014 konnte dieser südliche Stadtteil einer Neubewertung unterzogen werden, die auch eine genaue Baudokumentation, zunächst mit einem skizzenhaften Handaufmaß und in weiterer Folge mittels

3 Näheres zur Geschichte der pharaonischen Siedlung siehe Budka 2014, 60–63; Budka 2015a, 43–46. 51.

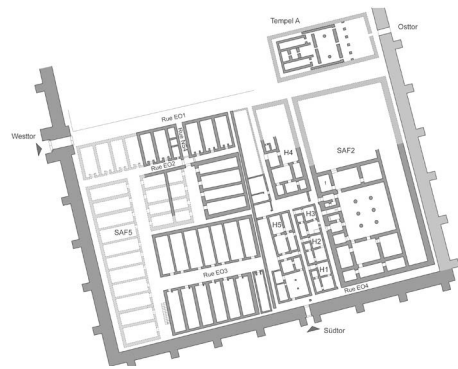
4 Zu den Ergebnissen dieser Grabungen siehe Azim 1975; Geus 2004.

5 Vgl. Kemp 1972, 651–656.

6 Der 3D-Laserscan wurde in Kooperation mit Robert Kalasek vom Department für Raumentwicklung, Infrastruktur- und Umweltpaltung der TU Wien durchgeführt.



3. Der südliche Stadtteil – Istzustand



4. Der südliche Stadtteil – Rekonstruktion

3D-Laserscan, beinhaltete.⁶ Die Laserscandaten bildeten schließlich die Grundlage für die Erstellung von genauen, georeferenzierten Plänen, die bislang für die Siedlung noch nicht vorhanden waren (Abb. 2–3, 5).

Die Stadtmauer

Neben der Untersuchung der internen Struktur war auch das Ermitteln der Größe der ehemaligen Siedlung sowie der Lage der Stadtmauer von Interesse (Abb. 2). Durch den Baubefund lassen sich die Nord-, Süd- und Westseite der Befestigungsmauer und somit auch die Nord-Süd-Ausdehnung der Mauer mit etwa 240 m gut festlegen, die Situation

für den Osten gestaltet sich allerdings etwas schwieriger. Bislang wurde angenommen, dass die Klippen entlang des Nils früher weiter nach Osten gereicht hätten und mitsamt der ursprünglichen Ostmauer eingestürzt seien. Die Forschungen der letzten Jahre ergaben allerdings, dass sich der Lauf des Nils und die Sandsteinklippen seit der Antike nicht wesentlich geändert hatten⁷ und die Mauer daher weiter westlich als bisher angenommen zu suchen sei. Ihre Lage wird nun knapp östlich der vorhandenen Gebäudereste vorgeschlagen, woraus sich nun eine Ost-West-Ausdehnung der Siedlung von etwa 120 m ergibt. Diese vermutete Lage konnte durch die neuesten Ausgrabungen im Nordosten des Areals bestätigt werden, wo sich vereinzelt Ziegelscharen fanden, die zur Befestigungsmauer gehört haben könnten.⁸

Die aus Lehmziegeln errichtete Stadtmauer hatte eine Breite von etwa 4,40 m. Sowohl im Norden als auch im Süden sind an der Außenseite die Reste kleiner Türmchen bzw. Stützpfiler von 2,50 x 2,50 m vorhanden.⁹ Auch zwei ehemalige Stadttore konnten ermittelt werden, zum einen ein eher einfach gestaltetes Tor im Süden, zum anderen das vermutliche Haupttor der Siedlung im Westen, von dessen spärlichen Resten in Bodenhöhe folgende Rekonstruktion abgeleitet werden konnte: Zwei noch in situ liegende Sandsteinschwellen befanden sich innerhalb zweier massiver Mauern mit einer inneren Breite des Tores von circa 3 m. Das Tor wurde von zwei Türmen an der Westseite flankiert.

In der Rekonstruktion der gesamten Befestigungsmauer wurde die Existenz eines weiteren, einfachen Tores an der Ostseite angenommen (Abb. 4), das als sogenanntes Wassertor¹⁰ einen leichteren Zugang zum Nil und einem dort denkbaren Hafen oder Landeplatz für Schiffe ermöglicht hätte.¹¹

Die innere Struktur

Im Inneren der Stadtmauer sind folgende Strukturen und Gebäude bekannt (Abb. 2–3): Das südlichste Drittel der Anlage besteht aus orthogonal angelegten Straßen und Gebäuden. Die nördliche Begrenzung dieses Stadtteils ist durch die ostwestlich orientierte Straße EO1 gegeben, die vom westlichen Stadttor ihren Ausgang nimmt und bis an die Südseite des Tempels A führt. Südlich der Straße konnten drei verschiedene Sektoren identifiziert werden: Im Westen das Viertel SAF5 mit etlichen langgestreckten Speicherräumen, in der Mitte ein Wohnviertel mit fünf Häusern und im Osten der sogenannte Gouverneurspalast SAF2.

Nördlich des Gouverneurspalastes befindet sich der aus Sandsteinblöcken errichtete Tempel A,¹² der dem Raster des südlichen Stadtteils folgt. Wiederum nördlich davon hat auch das in den letzten Jahren neu ausgegrabene Building A¹³ dieselbe orthogonale Ausrichtung, während sich in den nördlichen und westlichen Bereichen der Siedlung unregelmäßige Strukturen fanden, die als einfache Häuser und Werkstätten gedeutet werden können.¹⁴

Bautechnik

Der Fokus der Bauuntersuchungen lag auf den aus Lehmziegeln errichteten Bauten des südlichen Stadtteils. Es fielen dabei zwei verschiedene Ziegelformate auf: kleinere mit Abmessungen von 33 x 15 cm und größere, 40 x 19 cm messende. Die größeren waren vorrangig im sogenannten Gouverneurspalast sowie in der Stadtmauer zu finden, während die kleineren in den einfacheren Wohngebäuden

7 Budka 2014, 60; Budka 2015b, 67; Budka 2016, 428.

8 Persönliche Auskunft J. Budka.

9 Zur Diskussion, ob die Mauervorsprünge an der Außenseite von Festungsmauern kleine Türmchen oder vielmehr Strebepfeiler darstellten, siehe Vogel, 2004, 121–122. Aufgrund ihrer Ausführungen wird auch bei der Rekonstruktion der Umfassungsmauer von Sai die Variante der Strebepfeiler präferiert.

10 Vgl. Vogel 2004, 125. Siehe auch Budka (im Druck).

11 J. Budka und S. Neogi schlagen als mögliche Stelle für einen Landeplatz für Schiffe ein Areal knapp nördlich des Tempels vor (persönliche Auskunft J. Budka).

12 Zur Bauuntersuchung und der chronologischen Einordnung von Tempel A siehe Azim – Carlotti 2011/12.

13 Zu den Ergebnissen der Grabungen von Building A siehe Budka 2014, 61–63; Budka 2015a, 43–45; Budka 2016, 429–433.

14 Zu den Grabungen im Norden der Siedlung siehe Budka – Doyen 2013, 167–208; für diejenigen im Westen siehe Budka 2014, 63–65; Budka 2015a, 45–46.



5. Beispiele für die Mauerwerkstechnik
links: Ansicht einer Mauer
rechts: Querschnitt

vorherrschten. In der Regel kamen in einer Mauer nicht beide Ziegelformate vor. Die Mauerstärken der Gebäude bewegten sich zwischen 0,55 m (in den Wohngebäuden) und 1,50 m (in den Außenmauern des sogenannten Gouverneurspalastes).

Die Mauerwerkstechnik folgte immer einem ähnlichen Schema, in dem eine Ziegellage aus einer Reihe von Läufern und je nach Mauerstärke einer oder mehreren Reihen aus Bindern bestand. In der alternierenden Lage befanden sich die Läufer auf der anderen Seite der Mauer (Abb. 5). Die vertikalen Fugen wiesen oft einen Spalt von bis zu 10 cm auf und sollten wahrscheinlich unregelmäßige Ziegellängen ausgleichen.

SAF5 – Speichereinrichtungen

Im südwestlichsten Teil der Siedlung befanden sich mehrere Reihen mit nebeneinanderliegenden langgestreckten Speicherräumen. Das Areal war vom östlich gelegenen Wohnquartier durch eine nordsüdlich verlaufende Mauer vollständig abgetrennt und der einzige bekannte Zugang erfolgte von Norden über die Stichstraße NS4.

Im Gegensatz zu den östlich angrenzenden Gebieten, deren Gebäude kaum Umbauten aufweisen, sind hier mehrere Nutzungsphasen erkennbar. Vor allem im südlichen Teil von SAF5 fanden sich unterhalb der noch sichtbaren Mauerzüge der langgestreckten Lagerhallen die Reste von Silos, die offensichtlich vor der Errichtung der rechteckigen Speicher in Funktion waren. Einer weiteren, späteren Nutzungsphase

sind wiederum die Reste von vier Silos zuzuordnen, die in den mittleren Teil (M12) der Anlage gesetzt wurden. Zusätzlich konnten Renovierungstätigkeiten an den Wänden der Lagerhallen beobachtet werden.

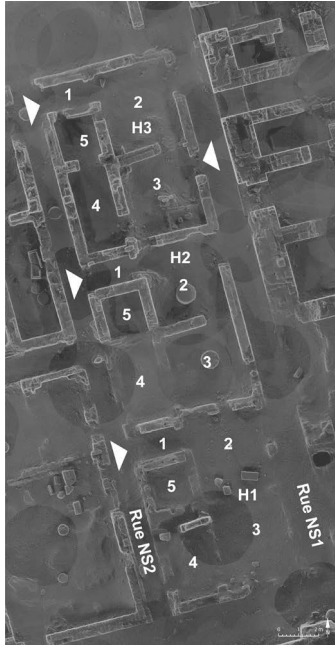
Anhand des Baubefundes lassen sich nördlich und südlich der Straße EO3 zwei Reihen mit je sieben Lagerhallen sowie nördlich der Straße EO2 eine Reihe mit sechs Lagerhallen sicher rekonstruieren (Abb. 4). Südlich der Straße EO2 gab es zudem vier weitere, ostwestlich gerichtete Hallen. In zwei Räumen der südlichsten Reihe fand sich ein Versturz aus leicht abgeschrägten Ziegeln, die auf ein ehemaliges Tonnengewölbe hinweisen. An der westlichen Seite dieser Hallenreihe könnten drei an die Außenmauer angeetzte Quermauern die Substruktion einer Treppe darstellen, die auf das Dach führte, um ein Befüllen der Speicher von oben zu ermöglichen.¹⁵

Unklar bleibt der westlichste Bereich von SAF5, der durch Strukturen aus späteren Besiedlungsphasen komplett überbaut wurde. Für die Rekonstruktion wird zunächst ein »Auffüllen« des westlichsten Bereichs mit weiteren Hallen vorgeschlagen (Abb. 4). Als Alternative könnte sich aber beispielsweise ein zweiter Tempel hier befunden haben, da es zum einen üblich war, dass sich Speicherräume um einen Tempel gruppieren,¹⁶ zum anderen befanden sich in diesem Bereich eine hohe Anzahl Architekturblöcke einer Tempelarchitektur, die nicht eindeutig Tempel A zugeordnet werden konnten.¹⁷

¹⁵ Für Parallelen zu vergleichbaren Lagerhallen, z. B. beim Ramesseum, siehe Kemp 2006, 259 Abb. 94.

¹⁶ So auch beim Ramesseum oder in Amara West, vgl. Spencer 1997, 53–74.

¹⁷ Zusätzlich berichteten Forschungsreisende des 19. Jahrhunderts von zwei Tempeln auf Sai: einen inmitten der »Festung« und einen weiter im Norden. Vgl. Budka (im Druck).



6. Die Häuser H1 bis H3 (generiert vom 3D-Laserscan)



7. Orthofoto von SAF2/ Raum 9

Das zentrale Wohnquartier

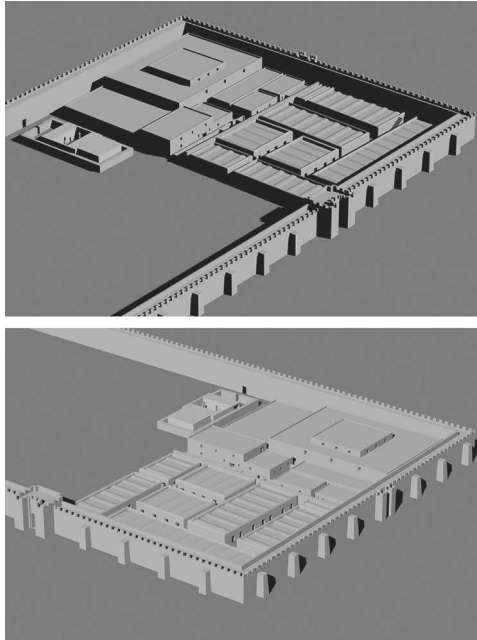
Im zentralen Wohnviertel des südlichen Teils der Siedlung befinden sich insgesamt fünf Wohnhäuser, die sich von der Straße EO4, die entlang der südlichen Umfassungsmauer verlief, bis vermutlich zur Straße EO1 im Norden erstreckt haben (Abb. 3). Der nördlichste Teil des Areals ist allerdings durch spätere Strukturen überbaut und kann nur hypothetisch ergänzt werden. Von den Wänden der Häuser sind teilweise nur noch ein bis zwei Ziegellagen vorhanden, trotzdem lassen sich die Grundrisse der Wohnbauten gut nachvollziehen. Einzig die genaue Lage von Türöffnungen kann oftmals nicht geklärt werden, da nicht immer beurteilt werden kann, ob ein fehlendes Mauerstück tatsächlich eine ursprüngliche Öffnung darstellte.

Exemplarisch sei eine Hausgruppe herausgegriffen, nämlich die Reihenhäuser H1 bis H3 (Abb. 6), die etwa identische Grundrisse aufweisen. Sie haben jeweils eine Grundfläche von circa 55 m² und besitzen fünf Räume, die spiralförmig angeordnet sind. Der Haupteingang

befand sich im Westen. Zwei größere Räume im Osten waren wohl die Haupträume, während die zwei kleineren Kammern im Westen vermutlich Nebenräume darstellten. Als Detail sei die jeweilige Zwischenmauer zwischen den Räumen 2 und 3 hervorgehoben, die in einem leicht abweichenden Winkel zu den übrigen Wänden steht und daher aus dem streng vorherrschenden orthogonalen Raster herausfällt. Obwohl die Häuser von ihrer Größe her mit kleineren, meist als Arbeiterhäuser definierten Gebäuden aus Ägypten zu vergleichen sind – genannt seien hier allen voran die Arbeitersiedlungen Kahun, Amarna und Deir el-Medina – ist der spezifische, spiralförmige Grundriss bis dato nicht bekannt und entspricht keiner der für ägyptische Häuser aufgestellten Typologien.¹⁸

Die 3D-Rekonstruktion (Abb. 8) der Wohngebäude folgt dem für ägyptische Wohnhäuser üblichen Schema mit einem Flachdach und relativ wenigen und kleinen, meist hoch in der Wand gelegenen Fensteröffnungen. Ein immer wiederkehrendes Problem in der Erforschung der ägyptischen Siedlungsarchitektur ist die Frage nach der Mehrgeschossigkeit der Gebäude. Generell wird sie für

18 Für eine Zusammenfassung ägyptischer Siedlungen mit detaillierten Hausbeschreibungen siehe Kemp 2006, 195–244.



8. 3D-Rekonstruktionsvorschlag für den südlichen Stadtteil auf Sai oben: Blick von Nordwesten unten: Blick von Südwesten

eine Vielzahl an Häusern, selbst für kleinere Wohnbauten angenommen.¹⁹ Da allerdings bei den Häusern auf Sai Island keinerlei Ansätze für Treppen gefunden wurden, werden die kleineren Häuser als ebenerdige Gebäude rekonstruiert. Lediglich bei dem etwas größeren Bau H4 im Norden wird aufgrund seiner Größe und der beträchtlichen Wandstärke von 1,10 m ein zweites Geschöß auf einem Teil des Gebäudes angenommen, obwohl auch hier keine Evidenz für Treppen vorhanden war.

Der sogenannte Gouverneurspalast SAF2

Im Osten des südlichen Siedlungsgebietes befand sich der sogenannte Gouverneurspalast SAF2 (Abb. 3). Von diesem Bau sind nur noch der westlichste Teil mit mehreren kleinen Räumlichkeiten, unter denen sich auch drei Eingangsräume befinden, sowie Teile des Ziegelplattenbodens

der zentralen Halle (Raum 9) erhalten. Wie bei Haus H4 wird angenommen, dass sich der Bau ursprünglich bis zur Straße EO1 im Norden erstreckte. Im Osten stellen die Reste einer massiven Mauer wahrscheinlich die Ostbegrenzung des Gebäudes dar. Somit lässt sich eine ursprüngliche Größe von circa 2.000 m² rekonstruieren.

Abgesehen von seiner beträchtlichen Größe hebt sich der Bau auch in Bezug auf die Bautechnik und die verwendeten Materialien von den restlichen Wohnbauten ab. Die Mauern sind mit 1,50 m für die Außenmauern bzw. 1,06 m für die Innenmauern wesentlich stärker und es wurde nur das größere Ziegelmaß verwendet. Eine Vielzahl von sehr sorgfältig gearbeiteten Türschwellen aus hochwertigem Sandstein sind noch in situ erhalten. Generell kann konstatiert werden, dass hier ein höherer Qualitätsstandard als in den anderen Gebäuden vorherrschte.

Besonders hervorzuheben ist in SAF2 die zentrale Halle, Raum 9, in der neben zwei in situ gelegenen Säulenbasen die Reste eines Ziegelbodens ausgemacht werden konnten (Abb. 7). Auch in weiteren angrenzenden Haupträumen waren Ziegelböden verlegt; im Vergleich dazu wiesen die anderen Wohnbauten lediglich einen einfachen Lehmestrich auf. Der Boden in Raum 9 war zudem in einem speziellen Muster verlegt, in dem sich kleinere und größere Ziegel sowie die Orientierung der Ziegelreihen abwechselten.

In der Rekonstruktion des Gebäudes wird die zentrale Halle zu einem sechssäuligen Saal ergänzt, von dem aus weitere Haupträume im Norden und Süden erschlossen werden. Im Osten könnten – in Symmetrie zum Westteil – kleinere, sekundäre Räume vorhanden gewesen sein (Abb. 4). Wie bei den anderen Wohnbauten wurden hier keinerlei Anzeichen eines Treppenhauses entdeckt. In Anbetracht der Größe, der mächtigen Mauern und auch der angenommenen gehobenen Stellung des Gebäudes ist es allerdings durchaus vorstellbar, dass zumindest ein Obergeschoss, wenn nicht sogar zwei vorhanden waren (Abb. 8). Vergleiche für diesen Bautyp können im eigentlichen Ägypten gefunden werden, allen voran seien hier die großen Villen von Kahun und Amarna genannt.²⁰ Aber auch zu den Kommandantengebäuden in den nubischen

¹⁹ Vgl. Spence 2004, 123–152.

²⁰ Vgl. Budka (im Druck).

Festungen des Mittleren Reiches lassen sich Parallelen ziehen.²¹

Zusammenfassung

Neben der Erstellung von neuem, georeferenziertem Planmaterial erbrachte die Neuuntersuchung eine Vielzahl an neuen Erkenntnissen zur internen Struktur der Siedlung auf Sai Island. Die hier untersuchten Strukturen des

südlichen Stadtviertels illustrieren die Blütezeit von Sai während der mittleren 18. Dynastie, als die Siedlung ein administratives Zentrum für die Region darstellte. Die großen Speicherhallen, der Gouverneurspalast und die kleineren Wohnbauten repräsentieren gemeinsam mit dem Sandsteintempel die wichtigsten Elemente einer typischen »Tempelstadt« des Neuen Reiches in Nubien, für die sich durchweg Parallelen aus dem eigentlichen Ägypten finden lassen.

*Anschrift der Verfasserin:
Lindgrabengasse 19b, A-1230 Wien*

²¹ Vogel 2004, 129. 137; Budka (im Druck).

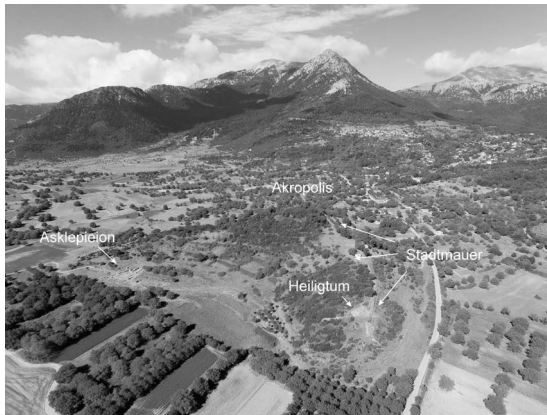
Literatur

- Adenstedt 2016: I. Adenstedt: Reconstructing Pharaonic Architecture in Nubia: The Case Study of SAV₁, Sai Island (Contributions to the Archaeology of Egypt, Nubia and the Levant 3, hg. von M. Bietak - B. Horejs) (2016)
- Azim 1975: M. Azim: Quatre campagnes de fouilles sur la Forteresse de Saï, 1970–1973. 1ère partie: l’installation pharaonique, in: CahPEg 3.1975, 91–125
- Azim – Carlotti 2011/12: M. Azim – J.-F. Carlotti: Le temple A de l’île de Saï et ses abords, in: CahPEg 29.2011/12, 11–63
- Budka 2014: J. Budka: The New Kingdom in Nubia: New results from current excavations on Sai Island, in: EgVicOr 37.2014, 55–87
- Budka 2015a: J. Budka: The Pharaonic town on Sai Island and its role in the urban landscape of New Kingdom Kush, in: Sudan & Nubia 19.2015, 40–53
- Budka 2015b: J. Budka: The Egyptian »Re-conquest of Nubia« in the New Kingdom – Some Thoughts on the Legitimization of Pharaonic Power in the South, in: F. Coppens – J. Janák – H. Vymazalová (Hg.): Royal versus Divine Authority. Acquisition, Legitimization and Renewal of Power. 7th Symposium on Egyptian Royal Ideology, Prague, June 26–28, 2013 (2015) 63–82
- Budka 2016: J. Budka: Life in the New Kingdom Town of Sai Island: some new perspectives, in: N. Spencer – M. Binder – A. Stevens (Hg.): Nubia in the New Kingdom: Lived experience, Pharaonic control and indigenous traditions (British Museum Publications on Egypt and Sudan 3) (2016) 427–445
- Budka (im Druck): J. Budka: Palaces in so-called Nubian temple towns: A reassessment, in: M. Bietak - S. Prell (Hg.): Palaces in Ancient Egypt and the Ancient Near East, vol. 1. Proceedings of the Conference on Palaces in Ancient Egypt, London 12th–14th June 2013 (Contributions to the Archaeology of Egypt, Nubia and the Levant) (im Druck)
- Budka – Doyen 2013: J. Budka – F. Doyen: Living in New Kingdom towns in Upper Nubia – New evidence from recent excavations on Sai Island, in: ÄgLev 22.2013, 167–208
- Geus 2004: F. Geus: Sai, in: D. A. Welsby – J. R. Anderson (Hg.): Sudan: ancient treasures. An exhibition of recent discoveries from the Sudan National Museum (2004) 114–117
- Kemp 1972: B. J. Kemp: Fortified towns in Nubia, in: P. J. Ucko – R. Tringham – G. W. Dimbleby (Hg.): Man, settlement and urbanism (1972) 651–656
- Kemp 2006: B. J. Kemp: Ancient Egypt. Anatomy of a civilization (2006)
- Spence 2004: K. Spence: The three-dimensional form of the Amarna house, in: JEA 90.2004, 123–152
- Spencer 1997: P. Spencer: Amara West I: The Architectural Report (Excavation Memoir 63) (1997)
- Vogel 2004: C. Vogel: Ägyptische Festungen und Garnisonen bis zum Ende des Mittleren Reiches (Hildesheimer ägyptologische Beiträge 46) (2004)

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 7: Martin Fera; Abb. 2–4, 6, 8: Verf.; Abb. 5: Meg Gundlach – Kenneth Griffin (AcrossBorders)

Das Asklepieion von Pheneos



1. Stadthügel von Pheneos (von Nordosten)



2. Asklepieion von Pheneos (Westen oben)

Die Stadt

Pheneos (Abb. 1) liegt auf einem kleinen Hügel in einem Hochtal auf der nördlichen Peloponnes, das von hohen Gebirgen umgeben und von dem schmalen Fluss Olbios durchflossen wird. Eine Entwässerung erfolgte nur über ›Katavothren‹, waren diese jedoch verschlossen, dann bildete sich noch bis ins 19. Jahrhundert periodisch ein See.

Die antiken Quellen liefern nur wenige Informationen über den kleinen Ort, dessen Geschichte deswegen bis heute kaum umrissen werden kann. Wichtige Informationen über den Ort verdanken wir jedoch Pausanias, der Tal und Stadt Pheneos ausführlich behandelte.¹ Offenbar bot der Ort dem Vertreter der Zweiten Sophistik genügend interessante, das heißt ungewöhnliche und alte Kulte und Monumente. So erwähnte er eine Statue des Odysseus, der hier seine Pferde weiden ließ, ein Stadion, die

Heroengräber des Iphikles und Myrtilos sowie den Kult des und Spiele für Hermes (›Hermaia‹). Hinzu kommen ein Heiligtum der Demeter Eleusinia mit einem Steinmal (›Petroma‹) sowie die extramuralen Tempel des Apollon Pytheos und des Apollon Chalkodon. Ein Heiligtum des Asklepios wird aber weder von dem Periegeten noch einer anderen antiken Quelle erwähnt.

Die archäologische Erforschung von Pheneos geht auf die Feldforschungen von Elisabeth Protonotariou-Deilaki in den 1950/60er Jahren zurück.² Angeregt durch Funde auf dem Feld eines Bauern begann sie die Ausgrabungen, welche zur Freilegung der westlichen Räume des Asklepiosheiligtums sowie einiger Abschnitte des Hofes führten. Die bedeutendsten Funde waren die Skulpturen der Kultbildgruppe und die Kultbildbasis.³ Zwischen 1993 und 1996 führte Klaus Tausend Geländebegehungen durch,⁴ aber erst seit 2007 wurde die archäologische Erforschung

1 Paus. 8,14,1–15,9.

2 Protonotariou-Deilaki 1961–62; Protonotariou-Deilaki 1965.

3 Z. B. Damaskos 1999, 24–30; Faulstich 1997, 125–128; Kansteiner u. a. 2014, Bd. V Nr. 3718; Riethmüller 2005, Kat. Nr. 97.

von Pheneos durch ein Projekt der Ephorie Korinth intensiv betrieben. In Kooperationen⁵ sind die Universität Graz (Akropolis, Stadtmauer) und die Universität Trier (Asklepieion) beteiligt.⁶

Das Asklepiosheiligtum

Das Asklepiosheiligtum (Abb. 2) liegt an dem östlichen Abhang des südlichen Stadthügels von Pheneos, wahrscheinlich intramural. Es erstreckt sich über drei Terrassen, die sich im Gelände noch abzeichnen. Der Erhaltungszustand des Befundes variiert, ist aber im Westen und Süden besser und wird nach Osten und Norden deutlich schlechter.

Die Vorgängerphasen des Asklepieions

Mittelhelladische Siedlungsspuren sind in Pheneos häufig, so auch auf dem Plateau unterhalb der Akropolis, wo sie bei der Untersuchung der spätklassischen Stadtmauer freigelegt wurden. Deilaki-Protonotariou fand bei der Ausgrabung des Asklepieions ebenfalls mittelhelladische Schichten. Im Asklepieion konnten durch die laufenden Grabungen mittelhelladische Schichten in einer Grube in Raum C gefunden werden, die in das anstehende Verwitterungsgestein eingetieft worden war. Weitere mittelhelladische Befunde wurden in der Nordwestecke von Raum A in Höhe der Fundamentierung der kleinen Statuenbasis aufgedeckt. Es handelte sich um eine Feuerstelle aus verziegeltem Lehm, die auf dem Verwitterungsgestein aufsaß.

Geometrische und archaische Schichten konnten nur in dem Raum C gefunden werden. Möglicherweise datieren sie eine kleine Mauer, die nur noch auf einem kurzen Abschnitt erhalten ist. Funktion und Bautypus sind unbekannt, sie besitzt jedoch eine leichte Krümmung und hat möglicherweise zu einem gekrümmten Bautypus gehört. Die Mauer liegt hoch, weswegen damit zu rechnen ist, dass sie während der Nutzung des Raumes C sichtbar gewesen ist.

Überprüfbar ist dies allerdings nicht, da durch die Altgrabung die Fußbodenschichten unterschritten worden sind.

In der Spätklassik hat es an der Stelle des Asklepieions größere Aktivitäten gegeben. Durch Ausgrabungen wurden 2016 drei Strukturen bekannt, die, ähnlich den Räumen in den hellenistischen Phasen, mit ihrer Westwand an den Hang gebaut worden waren, der zu dieser Zeit jedoch weiter im Osten verlief. Eine der drei Strukturen hebt sich durch ihre Größe ab, zudem wurden hier zahlreiche Miniaturskyphoi gefunden, die auf eine kultische Funktion dieser Struktur hindeuten. Die spätklassischen Strukturen wurden bei der Errichtung des Asklepieions abgerissen und mit Schutt verfüllt.

Asklepieion – Phase I (Frühhellenistische Vorgängerphase)

Die erste Phase des Asklepiosheiligtums kann in Absetzung von der Hauptausbauphase (Phase II) des Heiligtums (Abb. 3) und den spätklassischen Strukturen in frühhellenistische Zeit datiert werden.

Ausgangspunkt für die Rekonstruktion dieser Phase ist die Beobachtung von Spolien in der Südmauer von Raum B. Diese bezeugen, dass der Raum wenigstens bis zu diesem Niveau wiederaufgebaut worden sein muss. Weil die Kultbildbasis, die Kultbilder und ein Bodenmosaik vor der Kultbildbasis in die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. datieren, muss die erste Phase von Raum B zeitlich früher eingeordnet werden, da die Ausstattung eine derartige Zerstörung sicher nicht überstanden hätte. Die frühere Datierung von Raum B wird auch durch die Beobachtung gestützt, dass die Westmauern von Raum A und Raum C nicht in die Westmauer von Raum B einbinden. Mit der Phase I können auch Abschnitte der Rückwand der späteren Westhalle verbunden werden. Ein Wechsel der Mauerwerkstechnik nördlich der späteren Tür zu Raum A zeigt, dass es zweiphasig ist, wobei der nördliche Abschnitt der Mauer mit der Ostmauer von Raum B gleichzeitig ist. Weil der Raum A in spätere Zeit als die Phase I datiert, ist das Areal des Raumes zwar schon teilweise durch die

4 Tausend 1999.

5 Kissas 2011; Giannakopoulos u. a. 2012; Kissas 2013, 437–444; Kissas 2014, 85–88; Kissas u. a. 2014.

6 Kissas – Mattern 2016.

spätere, als Hallenrückwand genutzte Mauer von dem Areal östlich vor den Räumen abgetrennt worden, der Raum als solcher existierte aber noch nicht.

Auch der Raum C existierte wegen seiner nicht einbindenden Süd- und Westmauer offenbar noch nicht. Doch auch hier wurde das Areal des späteren Raumes durch die gleiche Mauer wie Raum A vom Hof abgetrennt, wobei die Entwässerung des Areals durch einen kleinen Kanal sichergestellt wurde, der später, in der Phase II, durch die Südmauer des Raums C zugesetzt wurde. Mit großer Sicherheit existierte bereits ein Fenster zu dem Areal (siehe unten).

Eine bauliche Ausgestaltung der oberen Terrasse existierte in der Phase I wohl noch nicht, obgleich bereits eine Straße von Norden dorthin führte.

Bei der Rekonstruktion der Gesamtanlage (Abb. 4) fällt auf, dass der Raum B mittig in einer Mauer positioniert war, welche den Abschluß eines Hofes oder Vorplatzes bildete und im Norden und Süden die Areale der späteren Räume A und C freihielt. Seine Gestaltung ist unbekannt, ebenso, ob es sich zu dieser Zeit bereits um ein Terrassenheiligtum handelte. Auch für den Kult finden wir keine Belege, nur die spätere Tradition macht es wahrscheinlich, dass es sich schon um ein Asklepiosheiligtum handelte.

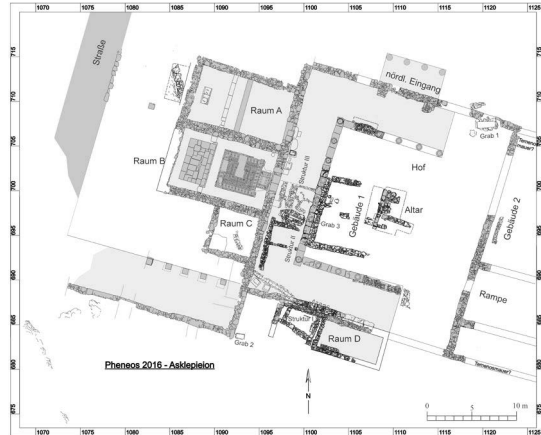
Asklepieion – Phase II (Hochhellenistische Hauptphase)

Der Zeitpunkt der Zerstörung des Asklepieions ist unbekannt; sicher ist nur, dass in den letzten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts v. Chr. ein Wiederaufbau und eine Erweiterung erfolgten (Abb. 3). Als Ausgangspunkt für die Datierung dient der Hauptraum (B) mit der Kultbildbasis und den Resten der Kultbildgruppe, die bereits 1958 von Deilaki-Protonotariou gefunden worden sind. Von der Kultbildbasis sind die untersten beiden Schichten erhalten, die oberste Schicht mit dem Abschlussprofil fehlt. Zwei Inschriften nennen Kultinhaber, amtierenden Priester und Bildhauer:

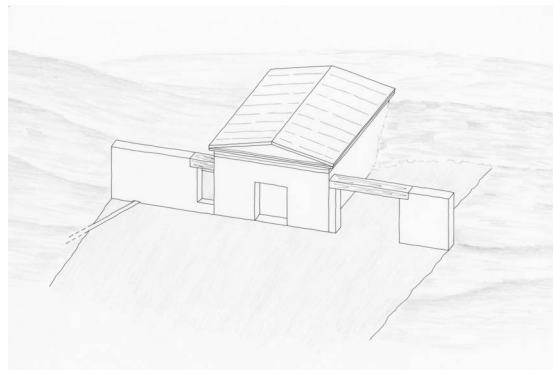
»Unter dem Asklepios-Priester Therilaos, dem Sohn des Herodas, sind die Kultbilder hergestellt worden«

»Attalos, Sohn des Lachares, aus Athen hat [sie] gefertigt«

Von der Kultbildgruppe sind der Kopf der Hygieia



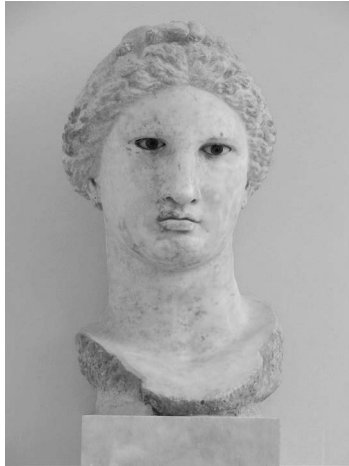
3. Hochhellenistische Hauptausbauphase des Asklepieions



4. Rekonstruktion der frühhellenistischen Phase

(Abb. 5) und ihre Füße sowie Sandalen und Füße des Asklepios und Fragmente von Händen und Fingern erhalten. Es handelte sich um eine Akrolithgruppe, Hygieia war etwa zweifach und Asklepios dreifach lebensgroß. Der Gott dürfte gesessen haben, während seine Tochter neben ihm stand. Der Kopf der Hygieia kann wohl in die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. datiert werden. Vor dem Kultbild lag ein polychromes Bodenmosaik.

Zusammen mit Raum B wurde auch die mittlere, 23 x 25 m große Terrasse angelegt und auf dieser Hallen errichtet. Von den Hallen sind Teile des Stylobats und fünf ionische Basen erhalten, von denen vier noch in situ liegen. Die fünfte Basis an der Nordwestecke der Westhalle wurde erst in der Phase III hierher versetzt. Die Hallen waren 4 m tief. Sie besaßen im Norden und Süden sechs und im



5. Kopf der Hygieia

Westen acht Säulen. Nach Osten war der Hof offen. Schon während der Altgrabungen wurden ionische Kapitelle und Säulentrommeln gefunden, die jedoch keine Rekonstruktion der Säulenhöhe mehr zulassen. Da während der gesamten Ausgrabungen kein einziges Gebälkfragment gefunden wurde, ist davon auszugehen, dass es aus Holz bestand. Die Sima kann dagegen zuverlässig rekonstruiert werden, weil zahlreiche Fragmente einer Rankensima mit Löwenkopf-Wasserspeiern und ein zugehöriges Antefix in einer kaiserzeitlichen Planierungsschicht in Raum A gefunden wurden.

2016 konnten, der Tür von Raum B gegenüber, im Hof auch die Fundamente eines Π -förmigen Altars gefunden werden, der durch seine Größe und Lage bedingte, die Rampe (siehe unten) nicht mittig zum Hof, sondern nach Süden versetzt anzulegen.

Leider ist der Erhaltungszustand der Hallen im Norden deutlich schlechter als im Süden. Zwei rechteckige Fundamente vor der Rückwand der nördlichen Portikus zeigen aber, dass es hier einen von Wandvorlagen flankierten Durchgang gab, dessen Gestaltung auf der Außenseite unbekannt ist.

Farbiger Wandputz hat sich bei den Altgrabungen an mehreren Stellen noch bis zu 1,5 m hoch erhalten. Demnach war die Rückwand der Westhalle mit roten und schwarzen Feldern über einer hellen Sockelleiste dekoriert. Aus Raum A stammen rote, grüne und schwarze Wandputzfragmente und im Raum B war die Westwand blaugrau, bot also einen dunklen Hintergrund, vor dem

sich die Akrolithgruppe deutlich abhob. Kapitelle und Basen der Hofordnung waren weiß stuckiert und die teilkannelierten Säulen beige.

Im Osten des Hofes ist eine 90 cm starke, in Nord-Südrichtung verlaufende Terrassenmauer erhalten. Ihr Fundamentalsockel sichert das antike Niveau östlich der Terrassenmauer 1,9 m unterhalb des Hofniveaus. Von der Terrassenmauer gehen zwei starke Mauern in einem Abstand von 6 m nach Osten ab. Wahrscheinlich handelte es sich bei ihnen um die Stützmauern einer Rampe, deren Länge unbekannt ist. Die Rampe liegt aus der Achse des Peristylhofes nach Süden versetzt, offenbar weil Rücksicht auf den Altar genommen werden sollte. Eine schmalere Mauer, die im Süden in die Terrassenmauer einbindet und nach Osten verläuft, ist möglicherweise eine Temenosmauer. Der Befund offenbart, dass dieses östliche, unterhalb des Peristylhofes befindliche Areal ein vorgelagerter Platz war, auch wenn seine Erstreckung nach Osten hin noch unbekannt ist. Ein weiter im Osten von Protonotariou-Deilaki aufgedecktes spätantikes Tor zeigt zudem, dass das Niveau dort nochmals um circa 2,4 m niedriger war – auch der östliche Vorplatz vor dem Peristylhof war also terrassiert.

Nördlich des Hauptraumes B befindet sich der Raum A. Während der Ausgrabung fand Protonotariou-Deilaki hier einen Kulttisch und eine Schranke vor einer kleinen Statuenbasis, die keine Inschrift besitzt. Die Tür war aus der Achse des Raumes nach Süden versetzt. Die Datierung des Raumes in die Hauptphase (Phase II) ist wegen der nicht in Raum B einbindenden Maueranschlüsse gesichert. Die eigentliche Überraschung konnte im Westen, nördlich der Statuenbasis, freigelegt werden. Unmittelbar unterhalb der Oberfläche befanden sich hier die oben genannten mittelhelladischen Schichten. Durch die unterschiedlichen Gründungstiefen der Nordmauer und erhaltene Kanten des Wandputzes ist außerdem nachweisbar, dass sich das ursprüngliche Niveau des Fußbodens etwa in der Mitte des Raumes um circa 90 cm veränderte. Hier befand sich ursprünglich eine etwa 1,2 m hohe Mauer, deren obere Decksteine teilweise noch erhalten sind. In einer Veränderung des Raumes (Phase III) wurde sie etwas nach Westen versetzt. Diese Mauer diente offenbar dazu, das höhere Fußbodenniveau im Westen zu sichern. Schon vor der Existenz des Raumes A war dieser Bereich in der

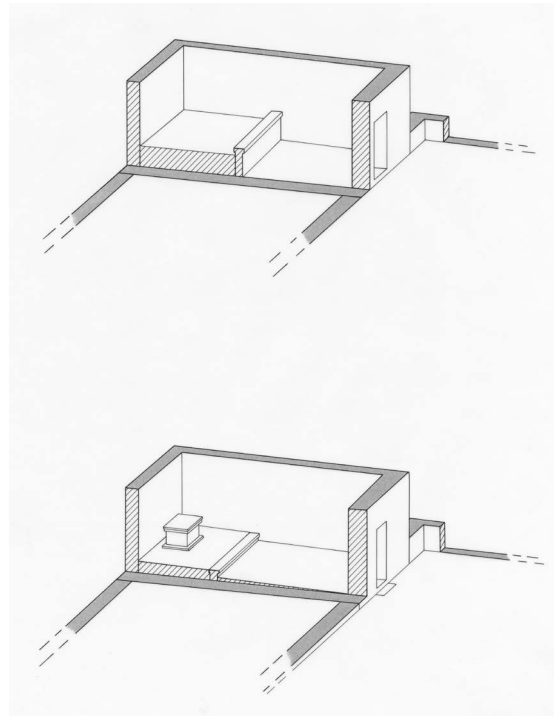
Phase I durch eine Mauer geschützt und über einen breiten Zugang betretbar. Jetzt wurden die mittelhelladischen Schichten also besser bewahrt und zugleich durch die kleine Trennmauer geschützt und präsentiert, während der östliche Teil des Raumes vielleicht für Klinen diente, wie die Lage der Tür vermuten lässt (Abb. 6).

Es ist offenbar, dass die mittelhelladischen Schichten im Kontext des Asklepioskultes von besonderer Bedeutung gewesen sind. Der Grund mag darin liegen, dass mit den mittelhelladischen Schichten ein ursprünglicher Heilkult, vielleicht eines Heros, initiiert wurde, zu dem dann spätestens in der Phase II, vielleicht aber auch schon früher, der Asklepioskult trat.

Diese Annahme wird auch durch eine Besonderheit des Raums C unterstützt, in dem ebenfalls mittelhelladische Schichten und eine geometrische oder archaische Mauer gefunden wurden: Der Raum verfügte über keine Tür. Stattdessen beweisen Putzkanten in der Portikuswand, die auf einem Altgrabungsfoto zu sehen sind, dass es nur ein Fenster gab, durch das der Raum von der Portikus aus eingesehen werden konnte. Auch hier war das Areal schon vor der Anlage des Raumes von Bedeutung gewesen, wie die Verlängerung der Ostmauer von Raum B nach Süden in der Phase I zeigt. Zudem hatte man einen kleinen Kanal gebaut, um das Wasser von hier abzuleiten. In der Hauptphase wurden nun Terrassenmauern angelegt, welche das Areal von Raum C gegen die Erde der oberen Terrasse frei hielten. Eine Überdachung des Raumes ist nicht bekannt. Die Interpretation der Funktion von Raum C ist nicht eindeutig, denn es wurden keine Altgrabungsfunde dokumentiert. Doch wird man bei einem unbetretbaren Raum vielleicht an ein Heroon denken.

Im Süden des Peristylhofs befand sich Raum D. Von der Wanddekoration seiner Nordwand konnten 2016 bedeutende Reste in Sturzlage geborgen werden. Nach ersten Auswertungen handelte es sich um horizontale Quaderimitationen in Stuck. An seiner Südwand befand sich eine kleine gemauerte Bank, wohl zur Aufstellung von Objekten.

Die Gestalt der oberen Terrasse ist nur noch in Grundzügen feststellbar. Die südliche Begrenzungsmauer gehört zur Hauptphase, Setzungen deuten auf in regelmäßigen Abständen gesetzte Punktfundamente hin. Durch diese Setzungen ist das Niveau der oberen Terrasse im Süden



6. *Rekonstruktion von Raum A (oben: hochhellenistische Phase, unten: spätantike Phase)*

bekannt, sie lag 3,1 m höher als der Hof. Man wird bei den Befunden vielleicht an eine leichte Halle, möglicherweise aus Holz, denken.

Asklepieion – Phasen IIIa/b (spätantiker Wiederaufbau)

Das Asklepiosheiligtum wurde durch ein Erdbeben zerstört, wie die gegeneinander verschobenen und teilweise stark gesplitterten Stylobatplatten sowie deutliche Niveauunterschiede innerhalb der Altarfundamente zeigen. Der Zeitpunkt ist unbekannt, er dürfte aufgrund des derzeitigen Auswertungsstands des Keramikspektrums aber wohl im 2. Jahrhundert n. Chr. gelegen haben. Der Wiederaufbau betraf mehrere Areale, ungeklärt ist noch, ob die Arbeiten zeitgleich erfolgten.

Auch der Raum A, dessen Nordwand teilweise zerstört gewesen war, wurde wieder aufgebaut und dabei Spolien der Hofordnung verwendet (Abb. 6). Der Fußboden

wurde aufplaniert und dadurch um etwa 30–40 cm angehoben. In der Planierungsschicht im Inneren des Raumes A fanden sich zahlreiche Reste der Rankensima der Hofordnung. Die Schranke wurde jetzt nach Westen verlegt und niedriger gehalten. Im Westen wurde außerdem eine Statuenbasis aus den Resten mehrerer, nicht zusammengehörender Basen, wohl von Ehrenmonumenten, errichtet und auf der Deckplatte jetzt auch eine andere Statue als die ursprünglich hier stehende Gruppe mit ausgeprägter Ponderation aufgestellt. Vor der Schranke wurde ein Kultisch angeordnet, der sich nun im Museum von Kalyvia befindet.

Ebenso wie der Fußboden in Raum A wurde auch die Nordwestecke der Portikus vor dem Raum unter Verwendung von Dachziegeln der Hallen planiert. Vor der Tür von Raum A wurden drei Säulen für ein Vordach wieder errichtet und dafür mindestens ein ionisches Kapitell neu angefertigt. Außerdem wurde eine Säule von einem anderen Standort an die ursprüngliche Nordwestecke des Stylobats versetzt. Welchem Kult der Raum A jetzt diene, ist nicht überliefert.

Die Zerstörungen von Raum B können nicht so tiefgreifend gewesen sein, dass der Raum nicht mehr nutzbar war, denn hier fanden sich bei der Ausgrabung durch Protonotariou-Deilaki spätantike Gefäße und zweitverwendete Kapitelle sowie die Reste der Kultbildbasis, der Kultbildgruppe und das erhaltene Mosaik. Der sehr gute Erhaltungszustand der Reste der Kultbildgruppe zeigt, dass sie nicht im Freien gestanden haben können – wahrscheinlich war der Raum also überdacht.

Über den Zustand von Raum C ist wenig bekannt; es scheint aber, als ob er in der späten Phase nicht mehr in Benutzung war, denn in den Tagebüchern der Altgrabung wird erwähnt, dass hier nur sehr wenig Keramik gefunden worden sei, und die Durchsicht erbrachte bislang tatsächlich keine, die über das 2. Jahrhundert n. Chr. hinausgeht. Die südliche Hallenrückwand wurde neu errichtet, obwohl die Hallen, mit Ausnahme des Vordachs vor Raum A, nicht mehr existierten.

Es gibt keinen Hinweis auf die Nutzung der oberen Terrasse, möglicherweise war sie ruinös und wurde aufgegeben.

Dass Asklepios und Hygieia weiterhin die Kultinhaber waren, ist durch einen Befund in der Südwestecke

der Portikus gesichert. Dort wurden Basen von Statuen sekundär wiederverwendet und mit Deckplatten anderer Monumente versehen, die hier in situ bei der Ausgrabung gefunden wurden. Eine dieser Deckplatten trägt die schwer lesbare Weihinschrift »Der Tochter des Asklepios«.

Nach dem Heiligtum

Etwa auf der Höhe der Planierungsschicht vor Raum A wurde das neue Gebäude I errichtet. Seine Türöffnung lag genau der Tür von Raum B gegenüber. Die Datierung von Gebäude I ist aufgrund der Gründungstiefe seiner Fundamente etwas später anzusetzen als die Instandsetzung von Raum A. Es war aufgrund der jüngsten Keramik bis ins 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. in Nutzung. Wegen der hier gefundenen Keramik und des Fragments eines Mühlsteins handelte es sich wohl um ein Gehöft im Hof des ehemaligen Heiligtums.

Die Bedeutung des Asklepieions von Pheneos

Das Asklepieion ist in mehrfacher Hinsicht von wissenschaftlichem Interesse. Zunächst erstaunt die Vollständigkeit der Überlieferung, die eine Rekonstruktion aller Phasen und der Architektur inklusive der Farbfassung und der Ausstattung ermöglicht. An erster Stelle sind das Kultbild und die Basis zu nennen, durch die wir über den Kultinhaber und den Bildhauer informiert werden. Erstaunlicherweise gibt es im Fundmaterial kein einziges Fragment eines Körpervotivs, wodurch der Asklepioskult von Pheneos sich vollkommen von zum Beispiel demjenigen in Korinth unterscheidet. Religionsgeschichtlich ist von Interesse, dass die Aufdeckung mittelhelladischer Schichten Anlass zur Vermutung einer frühen Initiierung des Kultes eines Heilheros gegeben haben, der dann mit einem Asklepioskult verbunden wurde. Dies fügt sich gut in das vielgestaltige Bild des historisch sehr jungen Gottes ein, unter dessen Namen regional unterschiedliche Heilskulte zusammengefasst wurden. In Pheneos weisen der Befund und der ambitionierte Ausbau des Heiligtums auf einen arkadisch-azanischen Kreis des Asklepios hin, der regional mit weiteren Orten verbunden war und seinen

Ursprung möglicherweise am in der Nähe fließenden Fluss Ladon hatte.

Aber auch die historische Bedeutung des Heiligtums ist groß, obgleich die Stadtgeschichte von Pheneos bislang kaum bekannt ist. Offenbar wurde am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. angestrebt, in Pheneos ein regionales Zentrum des Asklepioskultes zu etablieren. Dass dies möglich war, lässt Schlüsse auf die wirtschaftliche

und politische Situation Griechenlands unter römischer Herrschaft zu.

Hinzu kommt die architekturgeschichtliche Bedeutung des Terrassenheiligtums, welches die Strahlkraft und den Vorbildcharakter der großen hellenistischen Zentren bis in die arkadischen Berge illustriert, die offenbar Vorbild für Form und Aufwand auch in den kleinen Orten Griechenlands gewesen sind!

Anschriften der Verfasser:

Konstantinos Kissas, Ephoreia of Antiquities in Korinthia, Archeological Museum of Corinth, GR-20007 Ancient Corinth

Torsten Mattern, Universität Trier, Fachbereich III, Klassische Archäologie, Universitätsring 15, 54286 Trier

Literatur

- Damaskos 1999: D. Damaskos: Untersuchungen zu hellenistischen Kultbildern (1999)
- Faulstich 1997: E. I. Faulstich: Hellenistische Kultstauen und ihre Vorbilder (1997)
- Giannakopoulos u. a. 2012: G. Giannakopoulos – K. Kissas – M. Lehner – P. Scherrer – Z. Spyralanti – K. Tausend: Pheneos 2011. Bericht zur ersten Grabungs- und Surveykampagne, in: *ÖJH* 81.2012, 51–65
- Kansteiner u. a. 2014: S. Kansteiner – K. Hallof – L. Lehmann – B. Seidensticker – K. Stemmer: Der Neue Overbeck (2014)
- Kissas 2011: K. Kissas: Neue Forschungen in der antiken Stadt Pheneos/Peloponnes, in: *ÖJH* 80.2011, 155–166
- Kissas 2013: K. Kissas: Η Φενεατική πεδιάδα. Τά αποτελέσματα των πρόσφατων ερευνών της Αρχαιολογικής Υπηρεσίας, in: K. Kissas – W.-D. Niemeier (Hg.): *The Corinthia and the Northeast Peloponnese. Topography and History from Prehistoric Times until the End of Antiquity* (Athenaia 4) (2013) 437–444
- Kissas 2014: K. Kissas: Achaia Pheneos – Achaia Korinthos. Berichte aus laufender Forschung, in: Koldewey-Gesellschaft (Hg.): Bericht über die 47. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung vom 16. bis 20. Mai 2012 in Trier (2014) 85–92
- Kissas u. a. 2014: K. Kissas – M. Lehner – P. Scherrer: Pheneos 2012 und 2013. Bericht über die zweite und dritte Grabungs- und Surveykampagne, in: *ÖJH* 83.2014, 133–156
- Kissas – Mattern 2016: K. Kissas – T. Mattern: Das Asklepieion von Pheneos, in: *AW* 2016, 55–62
- Protonotariou-Deilaki 1961–62: E. Protonotariou-Deilaki: Ανασκαφή Φενεοῦ 1958, 1959, 1961, in: *ADelt* 17.1961–62, 57–61
- Protonotariou-Deilaki 1965: E. Protonotariou-Deilaki: Ανασκαφή Φενεοῦ, in: *ADelt* 20.1965, 158–159
- Riethmüller 2005: J. W. Riethmüller: Asklepios. Heiligtümer und Kulte (Studien zu antiken Heiligtümern 2) (2005)
- Tausend 1999: K. Tausend (Hg.): Pheneos und Lousoi. Untersuchungen zu Geschichte und Topographie Nordostarkadiens (Grazer altertumskundliche Studien Bd. 5) (1999)

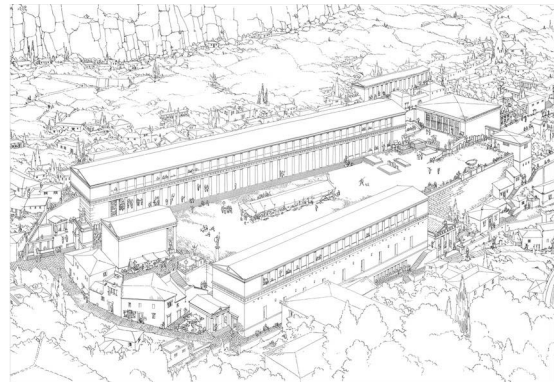
Abbildungsnachweise

Abb. 1–2: Foto S. Schmitz; Abb. 3: Plan T. Mattern, S. Schmitz; Abb. 4, 6: Zeichnung U. Denis, T. Mattern; Abb. 5: Foto Ephorie für Altertümer Korinth

Die Südhalle der Agora in Assos – Neue Forschungsergebnisse zum südlichen Abschluss der Agora

Die antike Stadt Assos, im Westen der heutigen Türkei am Golf von Edremit gelegen, ist vor allem durch die sehr detaillierte perspektivische Rekonstruktionszeichnung von Francis Henry Bacon bekannt (Abb. 1). Die auf Grundlage der Grabungstätigkeiten in den Jahren 1881 bis 1883 unter der Leitung von F. Bacon, J. T. Clarke und R. Koldewey entstandene Darstellung zeigt das Stadtzentrum von Assos auf einer künstlich angelegten Terrasse. Die auf der Agora angeordneten Repräsentationsbauten, das Bouleuterion im Osten, der sog. Tempel im Westen, die dazwischen liegende Nordhalle und die markante, dreistöckige Südhalle im Vordergrund bilden eine trapezförmige Platzanlage, die sich von West nach Ost verjüngt. Schon von den ersten Ausgräbern wurde diese Komposition als bedeutendes Beispiel einer hellenistischen Platzanlage angeführt¹ und in den nachfolgenden Jahrzehnten immer wieder zitiert. Allerdings implizieren sowohl die zeichnerischen als auch die schriftlichen Darstellungen ein homogenes Bauprogramm, obwohl die Ende des 19. Jahrhunderts erfolgten Arbeiten keine bauchronologischen Zusammenhänge untersuchten.

Mit dem Beginn neuer Grabungstätigkeiten im Jahr 2006 unter der Leitung von Prof. Dr. Nurettin Arslan von der Onsekiz Mart Üniversitesi Çanakkale und des seit 2010 laufenden, DFG geförderten Stadtforschungsprojekts unter der Leitung von Prof. Dr.-Ing. Klaus Rheidt an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg ergab sich ein wesentlich differenzierteres Bild der Baugeschichte von Assos und damit auch des Stadtzentrums.



1. Rekonstruktion der Agora von Assos (F.H. Bacon)

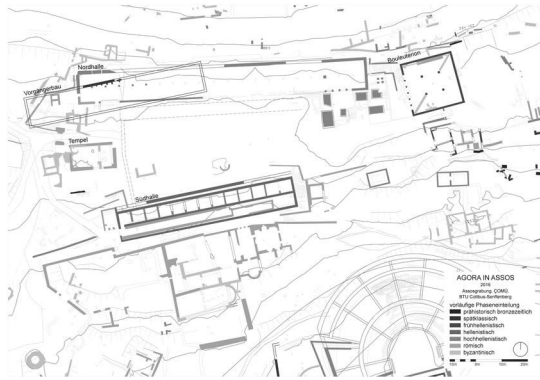
Der Stand der Forschung

Die bisherigen Untersuchungen lassen den Schluss zu, dass es sich bei der Entwicklung der hellenistischen Agora und der Bauten in ihrer direkten Umgebung um eine Abfolge und Überlagerung mehrerer, diachroner Bauprogramme handelt. Die früheste Phase innerhalb des Agorakomplexes stellte nach jetzigem Kenntnisstand das Bouleuterion und die von N. Arslan freigelegte Vorgängerbebauung der Nordhalle dar. Die entsprechenden Sondagen wurden zwischen 2007 und 2012 angelegt. Im Bouleuterion wurde hinter der Südwand und in der Nordhalle in Teilbereichen des westlichen Innenraums gegraben.² Die Keramikauswertung der jeweiligen Schnitte in Zusammenhang mit den Inschriften des Bouleuterions ergaben für beide Bauten einen terminus post quem im späten 4. Jahrhundert v. Chr.³ Die zugrunde liegende Idee für die Gestaltung

1 Clarke u. a. 1902/1921, 9.

2 Siehe hierzu auch: Arslan 2016, Taf. 46, 2.

3 Arslan 2016, 88, 91.



2. Die Agora von Assos mit der vorläufigen Phaseinteilung, Stand 2016



3. Terrassenmauer aus Konglomerat

der Agora entstand damit schon in frühhellenistischer Zeit. Anschließend, oder möglicherweise sogar parallel, entwickelte sich die Planung für ein Bauprogramm mit leicht verdrehter Ausrichtung, dem die südliche Terrassenmauer sowie die Südhalle zugeordnet werden können. Der abschließende Datierungsvorschlag steht zwar noch aus, allerdings ergab die vorläufige Einschätzung der Keramik der Hinterfüllung der Terrassenmauer einen terminus post quem in spätklassischer Zeit.⁴ Des Weiteren legen die bisherigen Arbeitsergebnisse die Einordnung einer ersten Halle in frühhellenistische Zeit nahe. Das dritte und letzte hellenistische Planungskonzept, zu welchem die zweigeschossige Nordhalle zu rechnen ist, datiert aufgrund von Keramikauswertungen in das 2. Jahrhundert v. Chr.⁵ Die Zugehörigkeiten zum jeweiligen Bauprogramm spiegeln sich in der von den Vorgängerbauten abweichenden, parallelen Ausrichtung der Gebäude wider (Abb. 2).⁶ Die folgenden Bauphasen römischer (sogenannter Agoratemplel) und byzantinischer Zeit sind durch Reparatur-, Umbau- und Neubaumaßnahmen geprägt, welche aber keinem einheitlichen, übergeordneten Planungsprinzip auf der Grundlage paralleler Achsen folgen.

Die Ergebnisse der Kampagnen 2014, 2015 und 2016

Bereits während der Säuberungsarbeiten an der Südhalle im Jahr 2014 fielen aufgrund des abrutschenden Hanges vier Lagen mörtelloses Quadermauerwerk aus rötlichem Konglomerat auf, die sich östlich der Terrassenmauer in Ost-West-Richtung im Plateau befinden (Abb. 3). 2015 wurden weitere Säuberungsarbeiten oberhalb dieser Quader sowie im östlichen Verlauf bis auf Höhe des Bouleuterions vorgenommen.

Insgesamt wurden folgende Befunde beobachtet und dokumentiert: Die oben genannte Mauer treppt sich zum darüber liegenden Plateau nach Norden hin ab und lässt sich in maximal sieben Lagen auf einer Länge von 11,10 m verfolgen. Danach sind nur noch einzelne Quader sichtbar. Im weiteren Verlauf der Geländekante verspringt die Flucht der Konglomeratbefunde um 4 m nach Süden, verschwindet auf der Länge der östlichen Terrassenmauer hinter dieser, um daran anschließend wieder deutlicher in Erscheinung zu treten. Die Quader bilden dort allerdings kein ostwestlich verlaufendes Mauerwerk mehr, sondern drei nordsüdlich verlaufende Quermauern mit einer jeweiligen Stärke von 1,30 m. Sie schließen an ältere, kleinteilige Quadermauern aus Andesit an. Der

4 Weitere Informationen im folgenden Text.

5 Arslan 2016, 91.

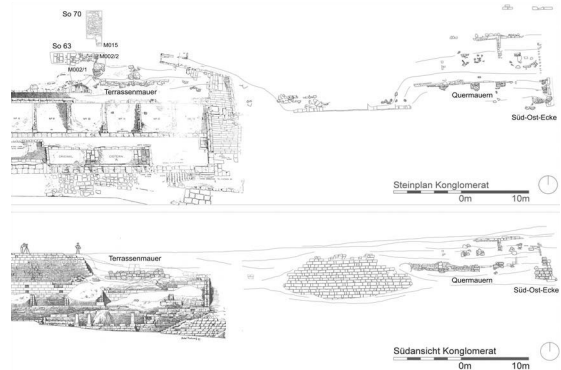
6 Vgl. hierzu: Rheidt 2015.



4. Südostecke aus Konglomerat mit Andesitverblendung

östliche Abschluss in Form der Südostecke besteht im Kern wiederum aus Konglomeratquadern. Im Unterschied zu den bisher beschriebenen Mauern besitzt das Konglomerat hier eine mit Bindern verzahnte Verkleidung aus Andesitquadern, die sich sowohl im Osten als auch im Süden um das Konglomeratmauerwerk legt (Abb. 4). Der westliche Abschluss des Konglomeratmauerwerks konnte in der Sondage 63 ebenfalls sicher festgestellt werden. Er befindet sich direkt westlich anschließend an die Konglomeratmauer und besteht aus mindestens drei Lagen Quadermauerwerk⁷ aus Konglomerat (Moo2/1) mit übereinanderliegenden Kanten im Westen (Abb. 5). Die Konglomeratquader nordwestlich von Moo2/1 bildeten eine Statuenbasis (Moo2/2) und wurden wiederverwendet. Die zentrale Fragestellung von Sondage 63 betraf ursprünglich den baulichen Zusammenhang zwischen den Terrassenmauern sowie deren Datierung. Während der Arbeiten stellte sich allerdings heraus, dass Erkenntnisse über das Konglomeratmauerwerk aufgrund späterer Störungen nicht gewonnen werden können.

Der gesamte Befund gliedert sich demnach in eine ostwestlich verlaufende Terrassenmauer mit nordsüdlich verlaufenden Stützmauern sowie eine abschließende Westmauer und eine Südostecke aus aufgehendem Mauerwerk mit Andesitverblendung. Dazwischen befinden sich vereinzelte Quader, die nicht eindeutig zugeordnet werden können oder verstürzt sind. Auf dieser Grundlage

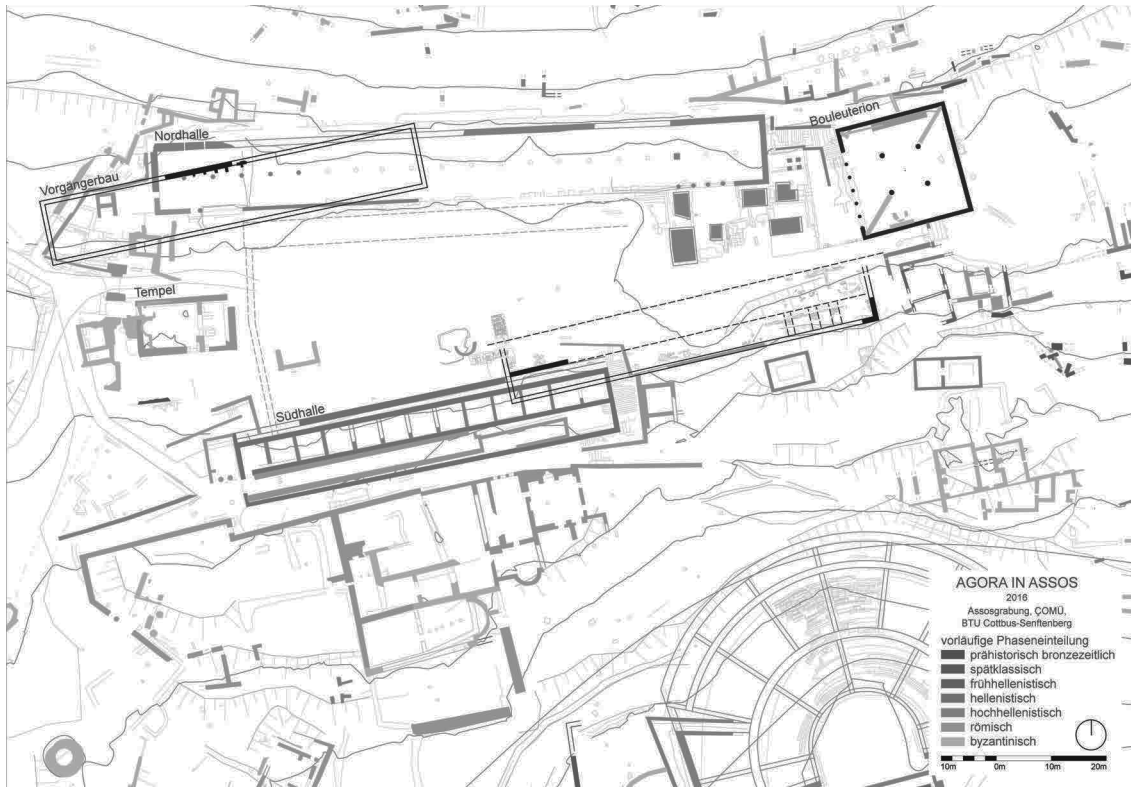


5. Steinplan und Südansicht der südöstlichen Agora

lassen sich als Ergebnis die Ost-West-Ausdehnung sowie der südliche Abschluss bestimmen. Darüber hinaus ist die Ausrichtung durch die Terrassenmauer eindeutig. Lediglich die nördliche Ausdehnung ist nicht geklärt. Die Ergebnisse der geophysikalischen Prospektionen aus dem Jahr 2011⁸, im Bereich der unbebauten Mitte der Agora, zeigen mehrere lineare, ostwestlich verlaufende Befunde, von denen der Südlichste als Nordabschluss der Konglomeratmauern in Frage kommt. Um an dieser Stelle Klarheit zu gewinnen, wurde während der Kampagne 2016 die Sondage 70 nördlich der Sondage 63 angelegt, die die durch die Geophysik sichtbaren Auffälligkeiten schneiden sollte. Die erwarteten Mauern zeigten sich in etwa 2 m Tiefe und Mo15 passt von ihrer Lage zu der angenommenen Nordmauer. Allerdings besteht dieses Mauerwerk ausschließlich aus Andesitquadern und nicht aus Konglomerat. Stratigrafisch wäre es durchaus möglich, dass Mo15 bereits existierte und das Konglomeratmauerwerk hier angesetzt wurde. Baulich lässt sich dies allerdings aufgrund der oberhalb liegenden Störungen nicht fassen. Die noch ausstehenden Datierungen der Keramik könnten hier weitere Hinweise liefern. Gleichwohl ist aus diesem Befund zu schließen, dass es sich bei den Konglomeratmauern um eine U-förmige Substruktion und nicht um ein Gebäude handelte (Abb. 6). Diese Annahme wird durch die unregelmäßig angeordneten, unverkleideten Quermauern und die Einbeziehung der Vorgängerbebauung unterstützt. Es

7 Sondage 63 wurde auf einer Höhe von 142,22 m über Meereshöhe beendet. Es ist aber zu vermuten, dass Moo2/1 weitere Lagen darunter besitzt.

8 Die geophysikalischen Prospektionen wurden von Christian Hübner im Jahr 2011 durchgeführt und in einem internen Bericht (Projekt 353) festgehalten. Die hier beschriebenen linearen Befunde wurden in diesem Bericht als Steinfundamente interpretiert.



6. Rekonstruktionsvorschlag der Substruktion im Kontext der Agora

ist schwer vorstellbar, dass bei einer Baumaßnahme, die in ihren Fluchten so exakt abgestimmt war, direkt oder indirekt durch Öffnungen sichtbare Maßverschiebungen vorkamen. Die Zwischenräume waren wohl mit Erde verfüllt und bildeten in Form von Kammern die Unterkonstruktion des Agoraplateaus.

Der städtebauliche Kontext

Die Substruktion befindet sich am Südostrand der Agora und fasst diese dort baulich ein bzw. schließt diese ab. Gleichzeitig dehnt sie sich über den Rand des Plateaus hinaus aus, sodass die Situation einer Hangbebauung vorliegt. Die Ausrichtung geht mit der der Vorgängernordhalle und des Bouleuterions einher. Gleichzeitig fluchten dessen Westwand und der Ostabschluss des Konglomerats.

In Bezug auf die Südhalle ist interessant, dass die Konglomeratmauern durch die für diese errichtete Terrassenmauer gestört werden und somit zur Zeit der Entstehung der Südhalle schon nicht mehr genutzt wurden. Als vorläufige Datierung kann die Keramikauswertung der Hinterfüllung der Terrassenmauer aus Sondage 63 herangezogen werden. Es sind spätclassische Fragmente als jüngste Funde enthalten, die den terminus ante quem für das Konglomerat festlegen.⁹

Neben der vergleichsweise frühen Datierung ist auch die Bemessung der Substruktion äußerst aufschlussreich. Mit einer längsrechteckigen Grundfläche und einer Ost-West-Ausdehnung von 68,30m (zuzüglich etwa 0,90m Andesitverkleidung im Westen, analog zum Befund im Osten) nimmt die Terrasse annähernd die Maße der späteren Südhalle von 69,50m ein – lediglich die Ausrichtung ist leicht gegen den Uhrzeigersinn verdreht. Die

9 An dieser Stelle vielen Dank an Eva-Maria Mohr und Nurettin Arslan für eine erste Einschätzung der keramischen Funde.

großflächig angelegten Fundamente, abgestützt durch sehr stark bemessene Quermauern, erscheinen für eine reine Terrassennutzung überdimensioniert. Dies wirft die Frage nach einer Vorgängersüdhalle direkt auf dem Agoraplateau auf. Südwestlich des Bouleuterions könnte man sich durchaus einen die Straße flankierenden Hallenbau vorstellen, der die Agora nach Süden hin einfasste. Allerdings gibt es keinerlei Befunde, die auf aufgehendes Mauerwerk und damit auf ein Gebäude an dieser Stelle hindeuten. Es liegt nahe, dass ein Hallenbau im Planungsprozess vorgesehen war, aber nicht zur Ausführung kam. Als Gründe hierfür kommen die fehlende Stabilität des Konglomeratgesteins, aber auch Platzmangel oder ein Baustopp infolge wechselnder Machtverhältnisse in

Betracht. Die noch folgende archäologische Auswertung der Sondagen wird weiteren Aufschluss geben.

Diese neuen Erkenntnisse verändern unser bisheriges Bild der frühhellenistischen Agora grundlegend. Das Bouleuterion wurde offensichtlich schon während des Planungsprozesses nicht nur als Solitär betrachtet, sondern als Teil einer Gesamtanlage. In Verbindung mit der Vorgängernordhalle im Nordwesten des Plateaus und einer Erweiterung des Platzes durch die Konglomeratterrasse im Süden, möglicherweise mit einer ursprünglich vorgesehenen Halle, waren die Ausmaße der Agora schon früh festgelegt und baulich gefasst. Sie bildeten die Grundlage für alle späteren Um- und Ausbauphasen, die die Stadtmitte zu einem allseitig bebauten Zentrum werden ließen.

Anschrift der Verfasserin:

Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg, Lehrstuhl für Baugeschichte, Konrad-Wachsmann-Allee 8, 03046 Cottbus

Literatur

- Arslan 2016: N. Arslan: Neue Forschungsergebnisse zur Agora von Assos, in: N. Arslan – E.-M. Mohr – K. Rheidt (Hg.): Assos. Neue Forschungsergebnisse zur Baugeschichte und Archäologie der südlichen Troas (AMS 78) (2016)
- Clarke u. a. 1902/1921: J. T. Clarke – F. H. Bacon – R. Koldewey: Investigations at Assos. Expedition of the Archaeological Institute of America. Drawings and Photographs of the Buildings and Objects Discovered During Excavations of 1881, 1882, 1883 (1902/1921)
- Rheidt 2015: K. Rheidt: Polis und Stadtbild im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr., in: M. Zimmermann (Hg.): Urbane Strukturen und bürgerliche Identität im Hellenismus (Die hellenistische Polis als Lebensform Bd. 5) (2015)

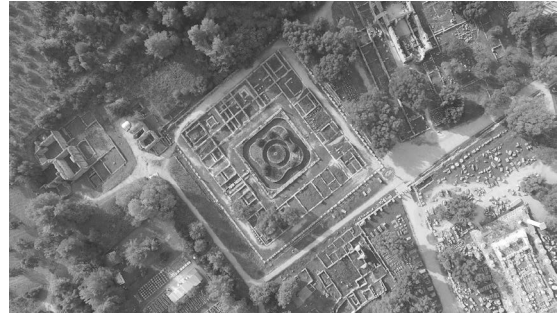
Abbildungsnachweise

Abb. 1: Clarke u. a. 1902/1921, 27; Abb. 2, 3, 6: Verf.; Abb. 4: M. Frank; Abb. 5: J. Engel, M. Dorn, M. Frank, P. Schmitz (angeschnittene Pläne der Südhalle aus: Clarke u. a. 1902/1921, 75)

Das Leonidaion in Olympia. Altbekanntes neu erforscht¹

Die Forschungsgeschichte des Leonidaion setzt mit der 1875–1881 vom Deutschen Kaiserreich veranstalteten Ausgrabung von Olympia ein. Diese dehnte ihr Untersuchungsgebiet im Laufe der vierten Kampagne auf den Südwesten Olympias aus, wo das Leonidaion entdeckt und dessen Nordhälfte zwischen 1879 und 1881 freigelegt wurde.² Seine Identifizierung gelang indes erst 1886 mit dem Fund der Bauinschrift³ »Α[Ε]Ω[Ν]ΙΔΗΣ ΛΕΩΤΟΥ [Ν]ΑΞΙΟΥ ΕΠΙΟΙ[ΗΣΕ], welche die bei Pausanias⁴ überlieferte Benennung des repräsentativen Baus als Leonidaion bestätigte.

Die vollständige Freilegung des Gebäudes erfolgte von 1954–1956⁵ (Abb. 1) und sollte zugleich auch Anlass für eine monografische Vorlage seiner Architektur sein. Diese Alfred Mallwitz übertragene Aufgabe konnte nach dessen Tod⁶ auch nicht durch Klaus Herrmann erfüllt werden, der sich bis zuletzt um die Erforschung und denkmalpflegerische Betreuung des Leonidaion verdient gemacht hatte.⁷



1. Das Leonidaion in Olympia (Luftbildaufnahme 2015)

Als Folge dieser dem Gebäude eigenen, wechselhaften Forschungsgeschichte liegt die umfassendste Darlegung des baugeschichtlichen Befundes bis heute in der 1892 durch Richard Borrmann publizierten Form vor.⁸ Denn die verschiedentlich seit den 1950er Jahren⁹ initiierten, stets nur Teilaspekten gewidmeten Forschungen mündeten nie in einer Gesamtdarstellung der Baugeschichte. Im Rahmen der bauforscherischen Neubearbeitung des

- 1 Dass die Verfasserin die bauforscherische Neubearbeitung des Leonidaion in Olympia durchführen darf, verdankt sie Klaus Herrmann als dem ehemaligen Grabungsarchitekten sowie PD Dr. Reinhard Senff als dem Leiter der Olympia-Grabung. Das Dissertationsvorhaben ist an der TU Berlin am Institut für Architektur im Fachgebiet Historische Bauforschung und Baudenkmalpflege bei Prof. Dr.-Ing. Thekla Schulz-Brize angesiedelt und wird durch das Architekturreferat des Deutschen Archäologischen Instituts unter der Leitung von Prof. Dr.-Ing. Ulrike Wulf-Rheidt sowie die Abteilung Athen unter der Leitung von Prof. Dr. Katja Sporn gefördert.
- 2 Man legte ferner einen Streifen in der Achse des Peristylhofes nach Süden sowie die südlichsten sechs Joche der ionischen Westhalle des Leonidaion frei. Vgl. Adler 1880, 49 f.; Adler 1881b, 43–45; Borrmann 1892, Taf. 63; Weil 1897, 142–145.
- 3 »Leonides, Sohn des Leotos, aus Naxos hat es errichtet«, zur Inschrift vgl. Treu 1888, 317–326; Dittenberger – Purgold 1896, Nr. 651; Weil 1897, 152; Borrmann 1892, 83, 86; Fuchs 2013, 279.
- 4 Paus. 5, 15, 2: »τὸ δὲ ἐκτὸς μὲν τοῦ περιβόλου τοῦ ἱεροῦ τὸ Λεωνίδαϊον, [...]. τοῦτο δὲ ἀνδρὸς μὲν τῶν ἐπιχωρίων ἐστὶν ἀνάθημα Λεωνίδου, [...].« Zum Ethnikon vgl. Treu 1888, 323–325; Dittenberger – Purgold 1896, 667 f.; Weil 1897, 152; Sinn 1996, 84.
- 5 Kunze 1955, 220–224; Kunze 1956, 317–320; Kunze 1958, 4–6; Kunze 1961, 1–4. II. 16 f. 24 f.; Mallwitz 1981, 10; Fuchs 1993, 28 f.; Herrmann 2003, 42.
- 6 Fuchs 2013, 278, 280; zu den Hintergründen vgl. Herrmann 2013, 339–341. Aus Mallwitz' Untersuchungen am Leonidaion ging ein Artikel über die Eckkapitelle der ionischen Halle hervor, vgl. Mallwitz 1988a, 124–128. Die Bearbeitung der Kleinfunde der Neuen Grabung erfolgte durch Werner Fuchs, vgl. Fuchs 2013, 278–338.
- 7 Herrmann 2013, 340.
- 8 Borrmann 1892, 83–93, Taf. 62, 63.
- 9 Mallwitz 1988a, 124–128; Mallwitz 1988b, 34 f.; Herrmann 2002, 120; Herrmann 2013, 339 f.

Leonidaion soll daher erstmals eine umfassende Baudokumentation erstellt werden, auf deren Grundlage in Synthese mit bereits geleisteten Arbeiten neue Fragen an das Gebäude gestellt und somit die wissenschaftliche Diskussion um baugeschichtliche Argumente erweitert werden kann. Was die Folgen des Fehlens einer solchen Grundlagenforschung sind, soll im Anschluss an eine knappe Baubeschreibung am Beispiel des südwestlichen Eckraumes exemplarisch aufgezeigt werden.

Baubeschreibung

Als Baugrund für das Leonidaion diente ein über 6.000 m² großes Areal südwestlich der Altis von Olympia (Abb. 2). Das Gebiet, über das sich in archaischer Zeit noch der Kladeos ergoss, war seit der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. bebaut, wie die Reste der vom Leonidaion überlagerten Vorgängerbebauung zeigen.¹⁰ Entlang der Südfront des Leonidaion führte die bei Pausanias als »Ἱερὰ Ὀδός«¹¹ bezeichnete Prozessionsstraße, die das Heiligtum mit der Stadt Elis verband,¹² und seine Ostfassade bildete den Prospekt für die sogenannte Jüngere Feststraße.¹³

An dieser topografischen Schlüsselstelle¹⁴ erhob sich das allseitig von einer ionischen Säulenhalle umfängene Gebäude auf einer Grundfläche von 81,08 x 74,80 m (Abb. 3a).¹⁵ Die ionischen Hallen zählten an der Nord- und Südseite jeweils 37, an der Ost- und Westseite jeweils 34 Säulen, die sich über fein profilierten Basen erhoben. Die schlichten Kapitelle trugen zweifach facettierte



2. Topografischer Gesamtplan des Heiligtums von Olympia

Architrave, an denen die Bauinschrift in mindestens zweifacher Ausführung zu lesen war.¹⁶ Die ionische Halle bildete keine Frieszone aus, sodass die Zahnschnittgeisa direkt auf den Architraven auflagern.¹⁷

Geschützt durch den Umgang ordneten sich um den Peristylhof herum vier Raumtrakte mit jeweils einem Zugang im Norden und Süden an. Die Erschließung der einzelnen quadratischen Räume, die das Grundmodul der Binnengliederung bildeten,¹⁸ erfolgte ausschließlich vom Hofumgang her über die verteilerartigen Vorräume. Durch seine drei Grundmodule tiefe Dimensionierung war der Westtrakt gegenüber den anderen Raumtrakten

10 Zu den Zeus-Tempel-Baugliedern in den Fundamenten der Vorgängerbebauung vgl. Hennemeyer 2013, 20. Zu ihrer Datierung und zum Verlauf des Kladeos vgl. Kunze 1955, 222; Kunze 1961, 3. 16 f.; Fuchs 2013, 285. 289. Zu dem als Arbeitsbühne gedeuteten Fundamentrest vgl. Fuchs 2013, 336. 337 Abb. 123.

11 Paus. 5, 25, 7: »[...] τὰ πρὸ τοῦτου δὲ ἔκειτο ἐπὶ τῆς ὁδοῦ τῶ πέρατι, ἣ ἄγει μὲν ἐξ Ἡλίδος ἐς Ὀλυμπίαν, καλεῖται δὲ Ἱερὰ.«

12 Für einen Rekonstruktionsversuch des Verlaufs der Straße vgl. Partsch 1897, 6–8 mit Mappe, Bl. 1. Strabon gibt ihre Länge mit 300 Stadien und somit etwa 58 Kilometern an, Strab. 8, 3, 30. Heute liegt das antike Elis rund 56 Autokilometer von Olympia entfernt.

13 Die sogenannte Jüngere Feststraße ist nach Ausweis der stratigrafischen Beobachtungen der Neuen Grabung zeitgleich mit dem Bau des Leonidaion angelegt worden, vgl. hierzu Kunze 1955, 221; Fuchs 2013, 289. 296, Abb. 32. 33.

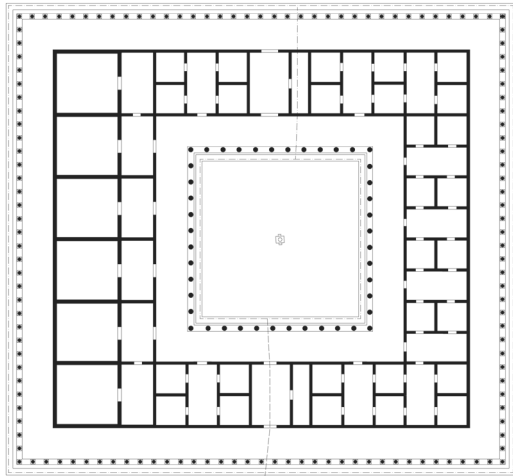
14 Vgl. Adler 1881a, 21 f.; Borrmann 1892, 87; Mallwitz 1977, 31; Sinn 1996, 84; Fuchs 2013, 279.

15 Die Maße beziehen sich auf die Stylobataußenkanten.

16 Die Existenz zweier identischer Inschriften ist durch die erhaltenen ionischen Architravblöcke belegt. Die von Treu vorgeschlagene Erweiterung der Inschrift um die Stifterformel »καὶ ἀνέθηκε Δίῳ Ὀλυμπίῳ« ist nicht gesichert, wird aber als Argument für die Anbringung der Inschriften über den Mitteljochen im Norden und Süden angeführt, vgl. hierzu Treu 1888, 320. 326.

17 Zum Dach des Leonidaion vgl. Borrmann 1892, 87. Taf. 91. 99.8–11; Heiden 1995, 132–140, Abb. 35.7. Taf. 96–103.

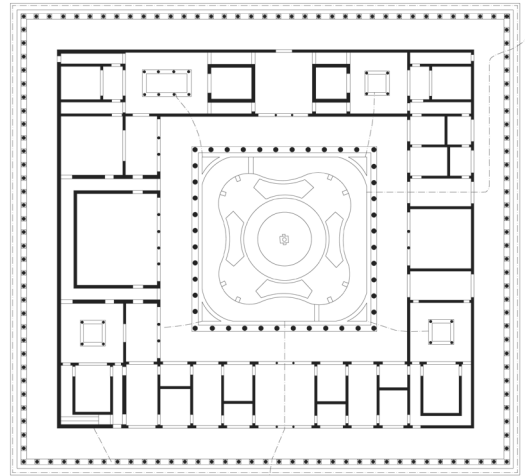
18 Vgl. hierzu auch Mallwitz 1972, 247 f.; Leybold 2008, 107 f. mit Anm. 543.



3. a) Grundrisschema des griechischen Baus

besonders hervorgehoben.¹⁹ Er untergliederte sich in sechs quadratische Säle mit Vorräumen.

Das dorische Innenperistyl mit zwölf mal zwölf Säulen wies einen quadratischen Grundriss von 29,67 m Seitenlänge auf.²⁰ Die Joche waren mit 2,70 m weit gestellt und auch das Gebälk war dank des ›Drei-Metopen-Triglyphon‹ niedrig gestaltet. In diesem Peristylhof wurde in der römischen Kaiserzeit (Abb. 3b) eine Gartenanlage mit zwei Wasserkreisen, Brücken und Inseln mit Pflanzbecken angelegt. Die römischen Umbaumaßnahmen beschränkten sich jedoch nicht nur auf den Innenhof des Leonidaion, sondern auch die modulare Raumstruktur des griechischen Baus wurde zugunsten eines differenzierteren Raumangebotes aufgehoben.²¹



b) Grundrisschema des ersten römischen Umbaus

Der südwestliche Eckraum

Ob mit der Umgestaltung der Binnenstruktur des Leonidaion im Zuge des kaiserzeitlichen Umbaus auch ein Funktionswechsel einherging, wurde vornehmlich auf der Grundlage von Pausanias²² diskutiert, der für seine Zeit eine Nutzung als Quartier für römische Verwaltungsbeamte überlieferte. Diese Zweckbestimmung wurde in der Forschungsliteratur meist undifferenziert auch auf den spätklassischen Bau übertragen.²³

Einen ersten Versuch, anhand des Baubefundes zu Funktionsbestimmungen zu gelangen, unternahm Vera Heermann in ihrem Artikel »Banketträume im Leonidaion«²⁴. Auf der Grundlage des südwestlichen Eckraumes, dessen Ostmauer eine zugesetzte Maueröffnung zeigt, charakterisiert Heermann den circa 9,65 x 9,95 m großen Raum als Andron und rekonstruiert für die griechische Phase eine Aufstellung von 15 großen Klinen (circa 2,15 m

19 Zur Rekonstruktion einer separaten Dachkonstruktion über den großen Sälen des Westtraktes vgl. Mallwitz 1964, 129–131; 130 Abb. 44; Mallwitz 1972, 247 Abb. 196, 251 Abb. 200; Heiden 1995, 133–135.

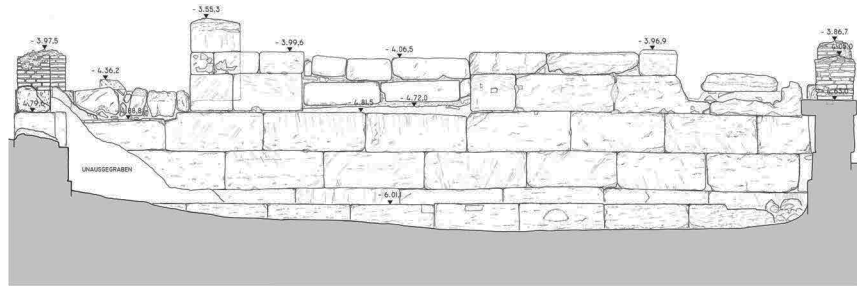
20 In den Säulenachsen gemessen.

21 Zum ersten römischen Umbau und seiner Datierung vgl. Borrmann 1892, 89–91; Mallwitz 1972, 252–254; Mallwitz 1988b, 34; Rogge – Specht 1996, 203–224; Specht 2001, 33–37; Fuchs 2013, 295–305.

22 Paus. 5, 15, 2: »[...] κατ' ἐμὲ δὲ ἐξ αὐτῶ Πωμαίων ἐσωκίζοντο οἱ τὴν Ἑλλάδα ἐπιτροπεύοντες.«

23 Adler 1881a, 21; Curtius 1897, 61; Mallwitz 1972, 246; Fuchs 1993, 27; Sinn 1996, 83; Specht 2001, 37; Hitzl – Kropp 2013, 55, 58; Fuchs 2013, 288 f. Kritisch äußerte sich erstmals Hoepfner, vgl. Hoepfner 1996, 40. Eine Differenzierung auch bei Sinn 2004, 122 Abb. 41; Leybold 2008, 110; Emme 2013, 350. Davon abweichend versuchte Konrad Lange, das Leonidaion als Amtlokal bzw. Wohnsitz der Hellanodiken (Hellanodikeion) auszuweisen, vgl. Lange 1885, 336–338.

4. Schnittansicht östlich
der Trennmauer der
südwestlichen Raumeinheit



x 1 m).²⁵ Eine Nahansicht der Mauer zeigt jedoch, dass die bei Heermann angegebenen Maße zur Position der Tür nicht mit dem Baubefund übereinstimmen.²⁶ Nach Ausweis der Bauaufnahme liegt die nördliche Laibung 4,419 m, die südliche hingegen 3,143 m von der jeweiligen Innenkante entfernt. Daraus ergibt sich bei einer Raumbreite von 9,788 m eine lichte Weite der Türöffnung von 2,226 m.²⁷ Von dem bei Heermann angegebenen Wert von 1,75 m weicht die am Befund überprüfte lichte Weite somit um 47,6 cm ab, was direkte Konsequenzen auf die rekonstruierte Klinenaufstellung hat. Das Fußende der letzten Kline südlich des Türdurchgangs würde demnach rund 22 cm in die Türöffnung hineinragen.²⁸

Einen alternativen Vorschlag zur Aufstellung der Klinen gibt Wolfram Hoepfner, der in den Westsälen jeweils

Andrones mit 19 Klinen pro Raum rekonstruiert.²⁹ Hoepfner beruft sich dabei wie Heermann auf die Schemapläne, die Alfred Mallwitz nach Beendigung der Neuen Grabung angefertigt hatte.³⁰ Derjenige der griechischen Phase wurde jedoch zugunsten seiner These zur Klinenaufstellung mehrfach verändert und angepasst.³¹ So wurden die bei Mallwitz mittig eingetragenen Türöffnungen der Westsäle nach Norden versetzt, um die 19 Klinen zeichnerisch im Raum unterbringen zu können.³² Der Rekonstruktionsvorschlag hält daher einer Gegenüberstellung mit dem architektonischen Befund allein schon deswegen nicht stand, weil er die tatsächliche Position der Türöffnung nicht berücksichtigt.³³

Auf den Umstand, dass eine bauhistorische Untersuchung des Leonidaion noch aussteht, was unter anderem

24 Heermann 1984, 243–250.

25 Heermann 1984, 243–245. Prämisse des Rekonstruktionsvorschlags von Heermann ist somit, dass die Maueröffnung dem ursprünglichen Bau des Leonidaion zuzuordnen ist. Bisher wurde diese Annahme nicht falsifiziert.

26 Entfernung der Tür-laibung von der nördlichen Rauminnenkante circa 4,50 m, von der südlichen circa 3,40 m, resultierende lichte Weite der Türöffnung circa 1,75 m, vgl. Heermann 1984, 244.

27 Die in Abb. 4 angegebenen Raummaße beziehen sich auf die in der Bauaufnahme wiedergegebene östliche Ansicht der Mauer. Westlich der Mauer verspringt die Euthynterie im Norden und Süden um durchschnittlich 7 cm zum Rauminnern. Hieraus ergibt sich die oben genannte Länge des Raumes von circa 9,65 m.

28 Berechnungsgrundlage: Heermann 1984, 244. Das Raummaß von 9,60 m ergibt sich aus der Addition der dort aufgeführten Werte (3,4 m + 1,75 m + 4,45 m = 9,60 m). Zu den Maßen der Westsäle vgl. Borrmann 1982, Taf. 62. Über die ostwestliche Ausdehnung des Raumes finden sich bei Heermann keine Angaben. Aus Heermann 1984, 245 Abb. 2 geht eine ostwestliche Ausdehnung von circa 10,00 m hervor (Skizze ohne Maßstabsangabe, gemessener Maßstab: circa 1:10). Unkommentiert bleibt, dass wegen der Raumproportionen die Klinen an der Nord- und Süd-wand mit einer konstanten Breite von 1,0 m und unterschiedlichen Längen von 2,15 m, 2,20 m sowie in der nordwestlichen bzw. südöstlichen Ecke von 2,50 m rekonstruiert wurden.

29 Hoepfner 1996, 36. 37 Abb. 32.

30 Hoepfner 1996, I. 36 mit Anm. 138; Mallwitz 1972, 253 Abb. 201; Mallwitz 1988, Taf. 43.1.

31 Hoepfner 1996, 37, Abb. 32 (Zeichnung: I. Arvanitis). Kritisch hierzu auch Leybold 2008, 545. Der Schemaplan der römischen Phase ist der alten Olympiapublikation entnommen, in der die Süd-hälfte des Leonidaion durch Spiegelung der Nord-hälfte rekonstruiert wurde, vgl. Borrmann 1892, Taf. 63. Ein aktualisierter Schemaplan wurde von Mallwitz bereits 1972 vorgelegt, vgl. Mallwitz 1972, 253 Abb. 201 (= Mallwitz 1988a, Taf. 43.2).

32 Weswegen Mallwitz in seinem Schemaplan der griechischen Phase die tatsächliche Türposition nicht berücksichtigte, muss offen bleiben.

33 Dies wurde bereits von Christina Leybold angemerkt, vgl. Leybold 2008, 108. Der Plan von Hoepfner wird dennoch in der Forschungsliteratur reproduziert, vgl. z. B. Emme 2013, Taf. 83b.

den hypothetischen Charakter der oben diskutierten Aussagen begründet, wies allein Christina Leypold hin.³⁴ Die knappen Ausführungen zum südwestlichen Eckraum des Leonidaion dürften jedoch gezeigt haben: Überlegungen zu Raumfunktionen und insbesondere zu Klinenaufstellungen sollten auf einer eingehenden Bauaufnahme

basieren. Viel wichtiger als dieses Zwischenresultat scheint aber die Aussicht, dass das genaue Hinsehen und Studieren des Baubefundes neue und interessante Perspektiven für die wissenschaftliche Diskussion über diesen einzigartigen und wichtigen Bau eröffnen können.

Anschrift der Verfasserin:

*Deutsches Archäologisches Institut, Architekturreferat,
Podbielskiallee 69–71, 14195 Berlin*

34 Leypold 2008, 105 mit Anm. 53f. 107.

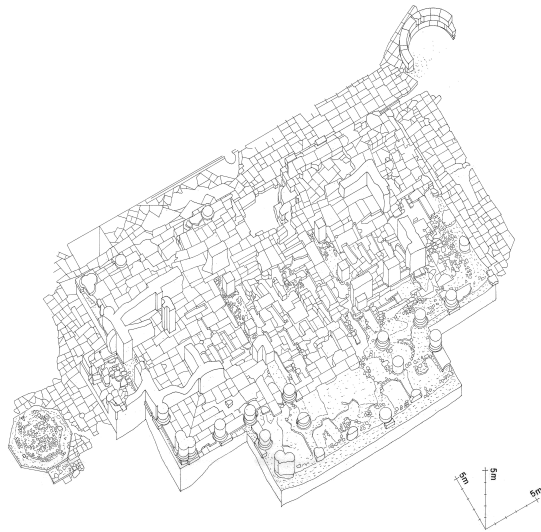
Literatur

- Adler 1880: F. Adler: Architektonisches, in: E. Curtius – F. Adler – G. Treu (Hg.): Die Ausgrabungen zu Olympia. IV. Übersicht der Arbeiten und Funde vom Winter und Frühjahr 1878–1879 (1880) 33–51
- Adler 1881a: F. Adler: Situationsplan, in: E. Curtius – F. Adler – G. Treu – W. Dörpfeld (Hg.): Die Ausgrabungen zu Olympia. IV. Übersicht der Arbeiten und Funde vom Winter und Frühjahr 1879–1880 und 1880–1881 (1881) 20–30
- Adler 1881b: F. Adler: Architektonisches, in: E. Curtius – F. Adler – G. Treu – W. Dörpfeld (Hg.): Die Ausgrabungen zu Olympia. IV. Übersicht der Arbeiten und Funde vom Winter und Frühjahr 1879–1880 und 1880–1881 (1881) 30–48
- Borrmann 1892: R. Borrmann: Das Leonidaion, in: E. Curtius – F. Adler (Hg.): Olympia II (1892) 83–93; Taf. 62, 63
- Curtius 1897: E. Curtius: Entwurf einer Geschichte von Olympia, in: E. Curtius – F. Adler (Hg.): Olympia I (1897) 16–65
- Emme 2013: B. Emme: Peristyl und Polis. Entwicklung und Funktionen öffentlicher griechischer Hofanlagen (Urban Spaces 1) (2013)
- Fuchs 1994: W. Fuchs: Zur Geschichte von Olympia, in: Dem Gedenken an Lothar Zeltz (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster 74) (1994) 21–34
- Fuchs 2013: W. Fuchs: Untersuchungen zur Geschichte des Leonidaion in Olympia auf Grund des Ausgrabungsbefundes 1954–1956 (OLBer 13) (2013) 278–338
- Heermann 1984: V. Heermann: Banketträume im Leonidaion, in: AM 99.1984, 243–250
- Heiden 1995: J. Heiden: Die Tondächer von Olympia (OF 24) (1995) 132–140
- Hennemeyer 2013: A. Hennemeyer: Kontinuität und Wandel – Beobachtungen am Zeustempel von Olympia, in: I. Gerlach – D. Raue (Hg.): Sanktuar und Ritual. Heilige Plätze im archäologischen Befund (Menschen – Kulturen – Traditionen 10) (2013) 19–26
- Herrmann 2002: K. Herrmann: Bauforscher und Bauforschung in Olympia, in: H. Kyrieleis (Hg.): 125 Jahre Deutsche Ausgrabungen. Internationales Symposium Berlin 9.–11. 11. 2000 (2002) 109–130
- Herrmann 2003: K. Herrmann: Bauforschung und Denkmalpflege 1982 bis 1999, in: H. Kyrieleis – K. Herrmann (Hg.): Bericht über die Arbeiten in Olympia in den Jahren 1982 bis 1999 (OLBer 12) (2003) 37–65
- Herrmann 2013: K. Herrmann: Untersuchungen zur Geschichte des Leonidaion in Olympia (OLBer 13) (2013) 339–341
- Hitzl – Kropp 2013: K. Hitzl – A. J. M. Kropp: Das Heiligtum von Olympia im 2. Jh. n. Chr. – Alte und neue Impressionen, in: H. Brandenburg – D. Korol – D. Salzmann – M. Söldner – K. Stähler (Hg.): Boreas 36 (Münsterische Beiträge zur Archäologie 36) (2013) 53–90
- Hoepfner 1996: W. Hoepfner: Zum Typus der Basileia und der königlichen Andrones, in: W. Hoepfner – G. Brands (Hg.): Basileia. Die Paläste der hellenistischen Könige. Kongress Berlin 1992 (1996) 1–43
- Kunze 1955: E. Kunze: Die Ausgrabungen in Olympia im Winter 1954/55, in: Gnomon 27.1955, 220–224
- Kunze 1956: E. Kunze: Die Ausgrabungen in Olympia im Frühjahr 1956, in: Gnomon 28.1956, 317–320
- Kunze 1958: E. Kunze: Die Ausgrabungen in den Wintern 1953/54 und 1954/55 (OLBer 6) (1958) 1–11
- Kunze 1961: E. Kunze: Die Ausgrabungen in den Frühjahren 1956 bis 1958 (OLBer 7) (1961) 1–28
- Lange 1885: K. Lange: Haus und Halle. Studien zur Geschichte des Wohnhauses und der Basilika (1885)
- Leybold 2008: Ch. Leybold: Bankettgebäude in griechischen Heiligtümern (2008)
- Mallwitz 1972: A. Mallwitz: Olympia und seine Bauten (1972)
- Mallwitz 1981: A. Mallwitz: Die Arbeiten vom Frühjahr 1966 bis zum Ende 1976 (OLBer 10) (1981) 1–58
- Mallwitz 1988a: A. Mallwitz: Eckprobleme der klassischen Architektur und das Leonidaion von Olympia, in: Πρακτικά του XII Διεθνούς Συνεδρίου Κλασσικής Αρχαιολογίας Αθήνα 4–10 Σεπτεμβρίου 1983 IV (1988) 124–128
- Mallwitz 1988b: A. Mallwitz: Olympia und Rom, in: AW 19.1988, 21–45
- Partsch 1897: J. Partsch: Erläuterungen zu der Übersichtskarte der Pistatis, in: E. Curtius – F. Adler (Hg.): Olympia I (1897) 1–15
- Rogge – Specht 1996: S. Rogge – S. Specht: Studien zum kaiserzeitlichen Umbau des Leonidaion, in: U. Sinn – G. Ladstätter – A. Martin – T. Völling: Bericht über das Forschungsprojekt »Olympia während der römischen Kaiserzeit und in der Spätantike« V. Die Arbeiten im Jahr 1995, Teil 2, in: Nikephoros 9.1996, 203–224
- Sinn 1996: U. Sinn: Olympia. Kult, Sport und Fest in der Antike (1996)
- Sinn 2004: U. Sinn: Das antike Olympia. Götter, Spiel und Kunst (2004)
- Specht 2001: S. Specht: Ein Stück Rom in Griechenland: Der kaiserzeitliche Umbau des Leonidaion in Olympia, in: Ch. Reusser (Hg.): Griechenland in der Kaiserzeit. Neue Funde und Forschungen zu Skulptur, Architektur und Topographie. Kolloquium Bern 1998 (4. Beih. HASB) (2001) 33–41
- Treu 1888: G. Treu: Die Bauinschrift des Leonidaions zu Olympia, in: AM 13.1888, 317–326
- Weil 1897: R. Weil: Geschichte der Ausgrabung von Olympia, in: E. Curtius – F. Adler (Hg.), Olympia I (1897) 101–154
- Dittenberger – Purgold 1896: W. Dittenberger – K. Purgold: Die Inschriften von Olympia, in: E. Curtius – F. Adler (Hg.): Olympia V (1896)

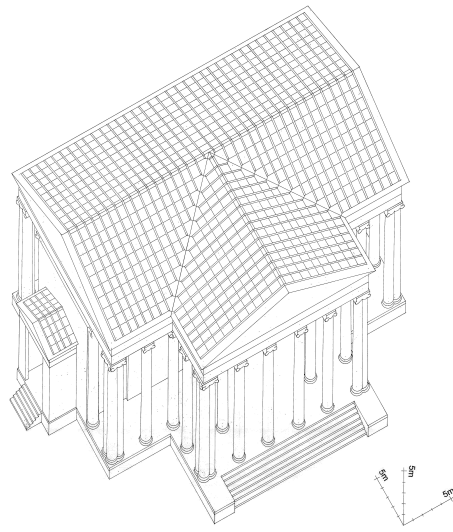
Abbildungsnachweise

Abb. 1: Luftbildaufnahme O. Lemaître; Abb. 2: H. Kyrieleis (Hg.): Olympia 1875–2000. 125 Jahre Deutsche Ausgrabungen, Internationales Symposium Berlin 9.–11. 11. 2000 (2002), Planbeilage (H. Birk – K. Herrmann – M.-L. Charalambis); Abb. 3: Verf. 2016 (unter Beibehaltung des Raumschemas mit angepasster Eintragung der Wasserleitungen), nach der Plangrundlage von K. Herrmann – M.-L. Charalambis (griechischer Schemaplan B2673; römischer Schemaplan B2674, basierend auf Plänen von A. Mallwitz); Abb. 4: Verf. 2016

Heiligtümer der hellenistisch-römischen Spätzeit in den großgriechischen Städten Cumae und Paestum



1. Cumae, Apollo-Tempel, Axonometrie des Bestandes



2. Cumae, Apollo-Tempel, Rekonstruktion der frühkaiserzeitlichen Hauptbauphase mit östlichem Pronaos, Axonometrie

Ausgangspunkt des Projektes zu hellenistischer Architektur in Kampanien waren zunächst hellenistische Altäre in Teanum in Nordkampanien und in Capua im Zentrum.¹ Es folgte die Ausweitung des Themas weiter nach Süden mit neuen umfangreichen Bauaufnahmen in Cumae und Paestum,² welche in diesem Bericht vorgestellt werden soll.

Meine Arbeiten in Cumae konzentrierten sich ganz auf

den Apollo-Tempel auf der unteren Terrasse der Akropolis oberhalb der Grotte der Sibylle, der in Grundriss, Schnitten und Ansichten sowie mit der Aufnahme aller erhaltenen Bauglieder neu erfasst wurde, um mir Klarheit über die in der bisherigen Forschung sehr kontrovers diskutierten Bauphasen zu verschaffen.³ Der erhaltene Bestand konnte in einer Axonometrie dargestellt werden (Abb. 1), in der der Tempel mit Cella und Ringhalle, einem östlich

1 Als ein Vorbericht erschien dazu bereits: Wolf 2015.

2 Die Arbeiten in Cumae und Paestum werden durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Sachbeihilfe/Eigene Stelle, GZ: WO 825/3-1) gefördert. Henner von Hesberg hat das Thema Hellenismus in Kampanien angeregt und mich bei der Einwerbung der erforderlichen Drittmittel stets unterstützt. Mein Dank gilt außerdem Dieter Mertens als dem besten Kenner Großgriechenlands für seine Diskussionsbereitschaft sowie unserem jetzigen Leiter der römischen Abteilung Ortwin Dally für seine Mithilfe und nicht zuletzt den örtlichen Antikenbehörden für die Genehmigungen.

3 Bisherige Forschungsmeinungen: Maiuri 1983, 128-132; Gallo 1985/86; Caputo u. a. 1996, 87-96; Jannelli 2002, 98-104; Carafa 2008, 26-33; zuletzt De Caro 2012, 222.



3. *Cumae, Apollo-Tempel, Podium in Tuffquadern auf der Westseite und ionische Kapitelle*

vortretenden Pronaos und einem kleinen Vorbau an der Südseite ablesbar ist. Die erhaltenen Reste geben vor allem den Zustand einer frühkaiserzeitlichen Hauptbauphase des Tempels wieder, zu der ionische gemauerte Ziegelbasen, die an den Ecken einen kleeblattförmigen Grundriss haben,⁴ und die heute sichtbaren Cella-Mauern in opus reticulatum mit Ziegelecken sowie der an der östlichen Langseite angefügte, in opus caementicium errichtete Pronaos gehören. Dies ergibt in der Rekonstruktion einen Tempel mit Ringhalle, die an der Südseite, wo der Südvorbau angrenzte, teilweise geschlossen war und mit dem östlich angebauten Pronaos, der eine neue Orientierung, eine neue Schauseite zum Tal hin mit sich brachte (Abb. 2).⁵ Historische Gründe, nämlich eine umfangreiche Bautätigkeit im ganzen phlegräischen Gebiet in augusteischer Zeit,⁶ sowie Bautechnik und Bauornamentik⁷ legen eine Datierung in spätaugusteisch-tiberische Zeit nahe.

Intensive Bauforschungen an dem Monument führten mich immer mehr zu der These, dass es auch einen hellenistischen, samnitischen Bauzustand gegeben haben

könnte. Auffällig ist zunächst das vor allem an der Westseite zu beobachtende, in Tuffquadern gefügte, etwa 1 m hohe glatte Podium (Abb. 3), das mit großer Wahrscheinlichkeit nicht mehr in archaisch-klassische Zeit gehört, in der man eine dreistufige, griechische Krepis erwarten würde. Dieses Podium ist nach Osten hin an mehreren Stellen mit der Verwendung von opus latericium restauriert worden, wie im östlichen Teil der Nordansicht besonders deutlich wird. Die Restaurierungen fallen sicherlich in die Kaiserzeit. Das in Tuffblöcken errichtete Podiumsrechteck ohne den östlichen Pronaos wird daher schon in vorrömischer Zeit, also in einer campanisch-samnitischen Phase existiert haben. Ein weiterer Hinweis ist die Tatsache, dass im kaiserzeitlichen Bau einige steinerne Basen verbaut wurden, während benachbarte Basen in gleichartiger Form aus Ziegeln gefertigt wurden. Die steinernen, attisch-ionischen Basen könnten demnach von einem samnitischen Peripteros stammen und in der römischen Phase zweiter verwendet worden sein. An diesen ist ein unterer Säulendurchmesser von 90,8 bis 95,8 cm messbar. Die mögliche Zugehörigkeit zu einem samnitischen Vorgängerbau ist auch für weitere erhaltene steinerne Bauglieder, wie ionische Kapitelle und Architravblöcke, neu zu diskutieren. Die ionischen Kapitelle mit einer Breite des Abakus von 89,7 bis 90,5 cm haben eine grobe Rohform, auf der die Details wie Volutendekor und Eierstab wohl mit Stuck modelliert worden waren (Abb. 3). Eine Herstellung von Ornamenten in Stuck auf einem Steinkern findet gerade in der hellenistischen Architektur Süditaliens Parallelen, wie die Untersuchungen von Klaus Müller an Baugliedern auf Pantelleria⁸ oder die Studien zu sizilischen Gesimsen von Wilhelm von Sydow⁹ und speziell am Monte Iato von Hansjörg Brem¹⁰ gezeigt haben. Unter Verwendung der steinernen Bauglieder und auf dem aus Tuffblöcken bestehenden Podiumsrechteck mit seinen Abmessungen von

4 Während herzförmige Ecksäulen häufiger auftreten, gibt es für die aus drei Säulen zusammengesetzte Kleeblattform nur eine einzige Parallele aus dem Temenos für den Herrscherkult in Pergamon: Boehringer – Krauss 1937, 64 f., Abb. 8–10. 14. 16 Beil. 1.

5 Der Typus eines Tempels mit einem Pronaos in der Mitte einer Langseite findet sich gelegentlich im Sakralbau Roms, so bei den Tempeln des Veiovis und der Concordia, wird also in Cumae offenbar von stadtrömischen Vorbildern übernommen, um einen besonderen szenografischen Effekt zu erzielen: Colini 1942; Gasparri 1979; vgl. auch Caputo u. a. 1996, 92 f.

6 Zuletzt De Caro 2012, 218–222; Cinquantaquattro 2014.

7 Zevi u. a. 2008, 366; vgl. auch Heinrich 2002, 59. 80 Nr. S 22.

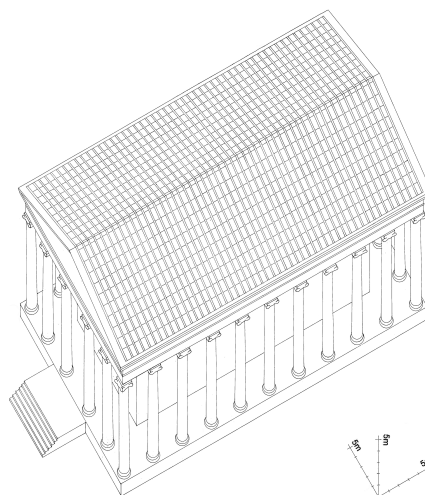
8 Müller 2015, 466. 489–511.

9 Sydow 1979.

10 Brem 2000, 112–15. 125 Taf. 6. 7.

18,20 x 30,85 m konnte nun der Versuch unternommen werden, auch diesen hellenistischen Vorgängerbau, einen ionischen samnitischen Peripteros, in der Rekonstruktion wiederzugewinnen (Abb. 4). An der hexastylen Front ist eine Jochdifferenzierung mit einer Weitung der Joche zur Mitte wahrscheinlich. Das Eckjoch hingegen entspricht dem Normaljoch der elfsäuligen Langseiten mit einer Breite von 2,96 m. Exakt diese Länge von zehn Fuß hat der vollständig erhaltene Architravblock A 1, den man damit am besten in die Fassaden integrieren kann. Die Errichtung des samnitischen Peripteros fällt zeitlich wohl in die Zeit um 300 v. Chr. und damit in den frühen Hellenismus – eine Zeit einer blühenden Bautätigkeit auch am Capitolium in der Unterstadt von Cumae und am Jupiter-Tempel am Gipfel des Monte Cuma, wie rezente Forschungen von Carlo Rescigno ergeben haben.¹¹ Und auf einen umfangreichen Kultbetrieb in der hellenistischen Periode auch auf der Terrasse des Apollo-Tempels deuten letztlich ebenso die Funde aus einem großen Votivdepot.¹²

Monumentale Bauten ionischer Ordnung gibt es in Mittel- und Unteritalien nur wenige. Beispiele aus klassischer Zeit sind der Tempel in Locri Marasà und der ionische Tempel D in Metapont, der von Dieter Mertens erforscht wurde.¹³ Mertens nimmt hier ebenfalls eine Weitung der Joche zur Mitte an der Front an. Im Unterschied zu Cumae handelt es sich hierbei allerdings um eine oktastyle Front, sodass die Ringhalle zwei Joche tief war, und damit um eine pseudodipterale Anlage. Die Suche nach ionischen Ordnungen in hellenistischer Zeit führt nach Canosa, wo am Tempel von San Leucio, dessen Publikation durch Ortwin Dally vorgelegt wurde, neben den bekannten korinthischen Kopfkapitellen auch ionische Kapitelle verwendet wurden.¹⁴ Und wahrscheinlich ist auch der frühhellenistische Peripteros auf der Akropolis von Elea-Velia ionischer Ordnung gewesen.¹⁵ Der



4. Cumae, Apollo-Tempel, hypothetische Rekonstruktion der hellenistischen campanisch-samnitischen Phase mit 6 x 11 Säulen, Axonometrie

ionische Apollo-Tempel von Cumae, der hier in seiner hellenistischen und römischen Phase rekonstruiert werden konnte, bereichert in jedem Fall unser Bild ionischer Monumentalarchitektur in Mittel- und Unteritalien.

Auch in Poseidonia-Paestum gibt es zwischen den großen Tempeln der archaischen und klassischen Zeit, die von Dieter Mertens¹⁶ und dessen Vorgänger in der Paestum-Forschung Friedrich Krauss¹⁷ gründlich untersucht wurden, Bauten der hellenistischen Spätzeit, der Zeit der lukianischen Herrschaft und bald darauf ab 273 v. Chr. der römisch-republikanischen Zeit nach der Koloniegründung. Es handelt sich um eine Gruppe kleiner Tempel nördlich des Poseidon-Tempels, also im Nordwesten des Süd-Heiligtums, die von Pellegrino Claudio Sestieri in den 1950er Jahren freigelegt wurden und in der Forschungsliteratur bisher nur kurze Erwähnung

11 Rescigno 2009, 461–476; Rescigno – Sirano 2014, 137–139. 168–171; Rescigno 2015, 918–920 Abb. 6.

12 Jannelli 2002.

13 Mertens 1979; Mertens 2006, 296–302 Abb. 530–545.

14 Dally 2000.

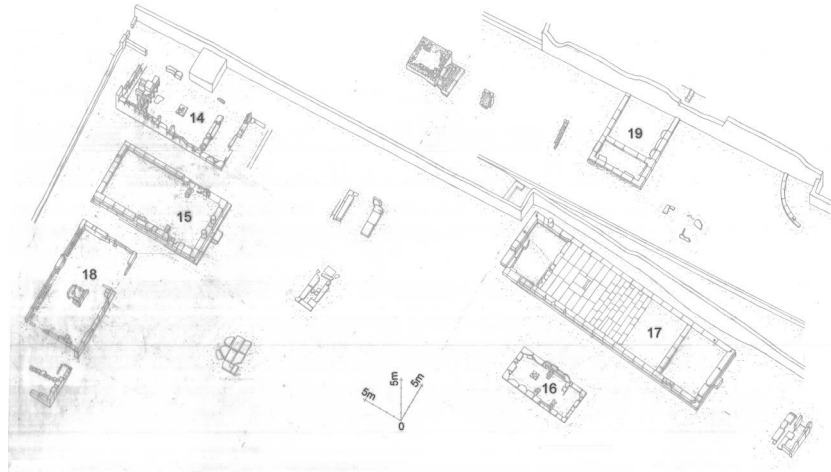
15 Mertens 1979, 125 f.; Mertens 2006, 355 f.; Krinzinger 1999; zuletzt Greco 2015, 376–383.

16 Mertens 1984, 55–65; Mertens 1993; Mertens 2006.

17 Krauss 1959.

18 Neutsch 1956, 376–379; Sestieri 1976, 8 f. 18 f.; Mertens 1984, 162 Beil. 25, 41. 43; Mertens 1992, 563; Torelli 1992, 65–73; D'Ambrosio 1999, 41 f. 45–47 Abb. 26; Torelli 1999, 50–52. 61–64. 68–70.

5. Paestum, *Tempietti*
im Nordwesten des Süd-
Heiligtums, Axonometrie des
Bestandes



fanden.¹⁸ Die *Tempietti* waren erst in jüngster Zeit – seit 2001 – Gegenstand neuer Sondagen der französisch-italienischen Forschergruppe unter der Leitung von Agnès Rouveret und Marina Cipriani, wobei letztere die Ergebnisse in einem Band zu den Kulturen von Paestum 2012 nochmals zusammengefasst hat.¹⁹ Nur sehr vage waren bisher Aussagen zur Rekonstruktion dieser *Tempietti*, auch weil zugehörige Bauglieder noch nicht identifiziert, aufgenommen und berücksichtigt worden sind. Die neue Bauaufnahme in Form der Axonometrie des Bestandes (Abb. 5) zeigt den langgestreckten Amphiprostylos Nr. 17 sowie einen kleinen Bau Nr. 16 südlich davon und zwei *Prostyloi* Nr. 14 und 15 in der Nordwestecke. Zwei weitere Strukturen sind ein säulenloser Rechteckbau Nr. 18 mit einer »Eschara«, also einer Feuerstätte, im Zentrum und schließlich nördlich der Umfassungsmauer des Heiligtums im sogenannten *Giardino romano* der sogenannte *Tempio italico* Nr. 19, dessen erhaltene Reste ebenso auf eine frontbetonte Gestalt schließen lassen. Wichtig ist, dass fast all diesen Bauten jeweils östlich Altäre vorgelagert sind.

Dem Amphiprostylos Nr. 17 mit Abmessungen von 8,10 x 29,70 m konnten im Laufe der Bauaufnahmen einige Bauglieder zugeordnet werden, wie Säulentrommeln mit glattem Schaft und ein dorisches Kapitell; außerdem gibt es auch eine Serie von Architraven mit einer einfachen glatten *Taenia* am oberen Rand. Davon hat der Architrav

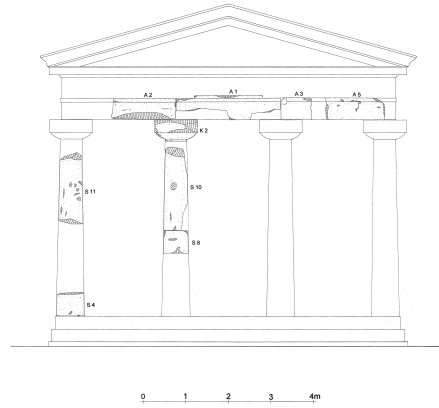
A 1 noch die ganze Länge von 2,445 m. Diese vollständige Architravlänge entspricht nicht zufällig genau dem Achsabstand von quadratischen Dübellöchern auf dem Stylobat des Amphiprostylos (Abb. 6), mit denen die Säulen mit glattem Schaft verdübelt waren; ein Schaftstück steht im *Opisthodom* noch annähernd in situ. Aus all diesen Beobachtungen ergibt sich eine tetrastyle Front des Amphiprostylos an Vorder- und Rückseite. Den unteren Durchmesser liefert die Trommel S 4 mit 65,9 cm, den oberen Durchmesser das Kapitell K 2 mit 51 cm, weitere Schaftstücke fügen sich in diese Säulenordnung ein, auf der dann die Architrave auflagen; der Architravblock A 5 war aufgrund des Steinschnittes ein Eckarchitrav (Abb. 7). Da die Architrave keine *Regulae* und *Guttae* aufweisen, ist der Fries wahrscheinlich nach Art eines Mischgebälkes glatt und ohne *Triglyphendekor* ausgeführt worden.

Die Axonometrie der Rekonstruktion (Abb. 8) zeigt dann die ganze Gruppe der *Tempietti* sowie den Amphiprostylos Nr. 17 in Bildmitte. Erhaltene Säulentrommeln mit glattem Schaft in verschiedenen Größen konnten den anderen Bauten zugewiesen werden, wie eine kleine Ordnung mit einem unteren Durchmesser von 45,5 cm dem kleinen tetrastylem *Prostylos* Nr. 16 südlich davon, und eine mittelgroße Ordnung mit einem unteren Durchmesser von 56 cm dem ebenso tetrastylem *Prostylos* Nr. 15 im Nordwesten, während der ganz in der Ecke gelegene

19 Cipriani 2012, 94–108.



6. Paestum, Amphiprostylos, Stylobat des Opisthodomos mit Dübellöchern



7. Paestum, Amphiprostylos, Rekonstruktion der tetrastylen Front mit dorischer Säulenordnung, Ansicht mit erhaltenen Baugliedern

Prostylos Nr. 14 meines Erachtens hexastyl gewesen sein muss, weil der nur wenig tiefe Stylobat nur eine klein dimensionierte Säulenordnung zulässt. Weiter südlich folgt dann der säulenlose Bau Nr. 18 mit der ›Eschara‹,²⁰ der wohl mit einem Satteldach mit einem steinernen Dachrand versehen war, vielleicht mit einer Öffnung für den Rauchabzug im Zentrum. Die den östlichen Fronten vorgelagerten Altäre konnten mit jeweils einem Treppenzugang zwischen seitlichen Wangen rekonstruiert werden. Für den sogenannten Tempio italico Nr. 19, von dem keine Bauglieder erhalten sind, da er für die spätere kaiserzeitliche Bebauung vollständig niedergelegt wurde, ist ebenso eine hier nach Süden zeigende tetrastyle Front wahrscheinlich. Die große Anzahl dieser kleinen Heiligtümer bezeugt eine Kontinuität vielfältiger kultureller Aktivitäten auch in der hellenistisch-römischen Spätzeit der Stadt Paestum.

Eine Besonderheit stellt in der Tat der langgestreckte Amphiprostylos Nr. 17 mit Vor- und Rückhalle dar, für den es im griechischen Westen keine Parallele gibt, sehr wohl aber im griechischen Mutterland. Prominentester

Vertreter ist hier der Tempel der Athena Lindia auf der Akropolis von Lindos,²¹ ein weiteres hellenistisches Beispiel liefert das Heiligtum von Kamiros, sofern sich die Rekonstruktion von Luigi Calio als richtig erweist.²² Beide rhodischen Beispiele sind aber nur bedingt vergleichbar, da sie an den Fronten nur eine Reihe von vier Säulen besitzen, in Paestum hingegen haben wir Vorhallen mit 4 x 2 Säulen. Außerdem ist der Bau von Lindos stark topografisch bedingt, durch die beengte Situation an der Felskante über der darunterliegenden Grotte. Die engste Parallele ist unseres Erachtens vielmehr in Paestum selbst zu suchen, in der Vorhalle im Inneren der Peristasis des Athena-Tempels im Nord-Heiligtum, in der ebenso 4 x 2 Säulen vor den Anten standen, hier allerdings in einer ionischen Ordnung, wie es Krauss in einer Perspektive deutlich gemacht hat.²³ Die Disposition des spätarchaischen Athenaion ist wahrscheinlich Vorbild gewesen für den lukianischen Bau im Süd-Heiligtum und wurde dort gleich zweimal, an Vorder- und Rückseite verwirklicht, während man auf die Ringhalle verzichtete.²⁴ Der Wegfall der Ringhalle ist aber eine allgemeine Tendenz in der

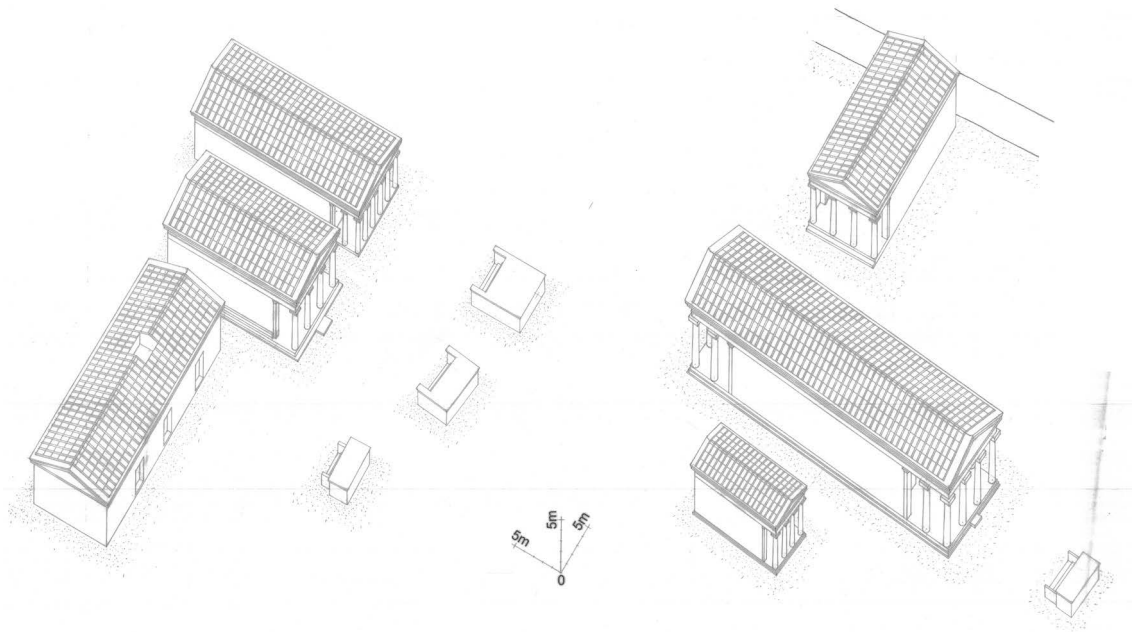
20 Ein Vergleichsbeispiel eines Rechteckbaus mit einer ›Eschara‹ im Zentrum findet sich vor den Großen Propyläen von Eleusis: Kourowniotes 1936, 41 f. Abb. 14; zum Begriff ›Eschara‹ vgl. RE VI 1, 614–617 s. v. Eschara (E. Reisch).

21 Dyggve 1960, 81–154; Gruben 2001, 449–459.

22 Calio 2003, 53–55 Abb. 1–3.

23 Krauss 1959, Abb. 45.

24 Mertens 1984, 162; Mertens 1992, 563.



8. Paestum, *Tempietti im Nordwesten des Süd-Heiligtums, Rekonstruktion in republikanischer Zeit, Axonometrie*

hellenistischen Tempelarchitektur, wie die vielen Beispiele von dorischen Prostyloi und Antentempeln etwa im sizilischen Sakralbau dieser Spätzeit beweisen.²⁵ Wie die *Tempietti* von Paestum sind die späten sizilischen Tempel sämtlich dorischer Ordnung.

Der Apollo-Tempel von Cumae ist also sowohl in seiner ionischen Architektur als auch in seiner peripteralen

Gestalt bemerkenswert. In Mittelitalien findet mit zunehmendem römischem Einfluss vielmehr auch die korinthische Ordnung Verbreitung wie zum Beispiel am Kapitol von Litemnum oder bei den späthellenistischen Tempeln von Pompeji, die mit Ausnahme des dorischen extraurbanen Tempels von Sant'Abbondio alle korinthisch waren.²⁶

Anschrift des Verfassers:

Deutsches Archäologisches Institut, Abteilung Rom/Istituto Archeologico Germanico, Via Valadier 37, I-00193 Rom

25 Wolf 2016.

26 Wolf 2007; Wolf 2009.

Literatur

- Boehringer – Krauss 1937: E. Boehringer – F. Krauss: Das Temenos für den Herrscherkult (AvP IX) (1937)
- Brem 2000: H. Brem: Das Peristylhaus 1 von Iaitas: Wand und Bodendekorationen (Studia Ietina VII) (2000)
- Caliò 2003: L. M. Caliò: La scuola architettonica di Rodi e l'ellenismo italico, in: L. Quilici – S. Quilici Gigli (Hg.): Santuari e luoghi di culto nell'Italia antica (Atlante tematico di topografia antica 12) (2003) 53–74
- Caputo u. a. 1996: P. Caputo – R. Morichi – R. Paone – P. Rispoli: Cuma e il suo Parco Archeologico (1996)
- Carafa 2008: P. Carafa: Culti e santuari della Campania antica (2008)
- Cinquantaquattro 2014: T. E. Cinquantaquattro (Hg.): Augusto e la Campania. Da Ottaviano a Divo Augusto 14–2014 d. C. Itinerari augustei in Campania (2014)
- Cipriani 2012: M. Cipriani: Le testimonianze in città e nel territorio, in: A. M. Biraschi – M. Cipriani – G. Greco – M. Taliercio Mensitieri: Poseidonia-Paestum (Culti greci in occidente III) (2012) 27–169
- Colini 1942: A. M. Colini: Aedes Veiovis inter Arcem et Capitolium, in: BCom 70.1942, 5–56
- Dally 2000: O. Dally: Canosa. Località San Leucio (2000)
- D'Ambrosio 1999: I. D'Ambrosio: L'area centrale del lato sud. I saggi sul lato sud, in: E. Greco: Poseidonia-Paestum IV. Forum Ouest-Sud-Est (1999) 36–50
- De Caro 2012: S. De Caro: L'architettura romana in Campania dall'età della repubblica al IV sec. d. C., in: H. v. Hesberg – P. Zanker (Hg.): Storia dell'architettura italiana. Architettura romana. Le città in Italia (2012) 208–239
- Dyggve 1960: E. Dyggve: Le sanctuaire d'Athana Lindia et l'architecture lindienne (Lindos III.1) (1960)
- Gallo 1985/86: A. Gallo: Il santuario di Apollo sull'Acropoli di Cuma, in: Puteoli 9/10.1985/86, 121–210
- Gasparri 1979: C. Gasparri: Aedes Concordiae Augustae (1979)
- Greco 2015: G. Greco: Processi di trasformazione nel corso del III secolo a. C.: Cuma ed Elea, in: Istituto per la Storia e l'Archeologia della Magna Grecia (Hg.): La Magna Grecia da Pirro ad Annibale. Taranto 2012 (CMGr 52) (2015) 335–404
- Gruben 2001: G. Gruben: Griechische Tempel und Heiligtümer (2001)
- Heinrich 2002: H. Heinrich: Subtilitas novarum sculpturarum. Untersuchungen zur Ornamentik marmorner Bauglieder der späten Republik und frühen Kaiserzeit in Campanien (2002)
- Jannelli 2002: L. Jannelli: Topografia dell'area sacra e tipologia del culto, in: M. Catucci – L. Jannelli – L. Sanesi Mastrocinque: Il deposito votivo dall'Acropoli di Cuma (Corpus delle stipe votive in Italia 16) (2002) 95–119
- Kourouniotes 1936: K. Kourouniotes: Eleusis. A Guide to the Excavations and the Museum (1936)
- Krauss 1959: F. Krauss: Die Tempel von Paestum I. Der Athenatempel (1959)
- Krinzinger 1999: F. Krinzinger: Zu den Monumentalisierungsphasen der Akropolis von Velia, in: F. Krinzinger – G. Tocco (Hg.): Neue Forschungen in Velia. Akten des Kongresses »La ricerca archeologica a Velia«. Rom 1993 (1999) 23–33
- Maiuri 1983: A. Maiuri: Die Altertümer der phlegräischen Felder (1983)
- Mertens 1979: D. Mertens: Der ionische Tempel von Metapont. Ein Zwischenbericht, in: RM 86.1979, 103–140
- Mertens 1984: D. Mertens: Der Tempel von Segesta und die dorische Tempelbaukunst des griechischen Westens in klassischer Zeit (Sonderschriften des DAI Rom 6) (1984)
- Mertens 1992: D. Mertens: Note sull'architettura di Poseidonia-Paestum. Problemi e stato della ricerca, in: Poseidonia-Paestum. Taranto-Paestum 1987 (CMGr 27) (1992) 541–574
- Mertens 1993: D. Mertens: Der alte Heratempel in Paestum und die archaische Baukunst in Unteritalien (Sonderschriften des DAI Rom 9) (1993)
- Mertens 2006: D. Mertens: Städte und Bauten der Westgriechen (2006)
- Müller 2015: K. Müller: Architekturbefunde aus Schnitt I und den angrenzenden Bereichen, in: T. Schäfer – K. Schmidt – M. Osanna (Hg.): Cossyra I. Die Ergebnisse der Grabungen auf der Akropolis von Pantelleria/S. Teresa. Der Sakralbereich (2015) 465–554
- Neutsch 1956: B. Neutsch: Archäologische Grabungen und Funde in Unteritalien 1949–1955, in: AA 1956, 193–450
- Rescigno 2009: C. Rescigno: Osservazioni sulle architetture templari di Cuma preromana, in: Cuma. Taranto 2008 (CMGr 48) (2009) 447–479
- Rescigno 2015: C. Rescigno: Il tempio superiore dell'Acropoli di Cuma. Nuove ricerche, in: Istituto per la Storia e l'Archeologia della Magna Grecia (Hg.): La Magna Grecia da Pirro ad Annibale. Taranto 2012 (CMGr 52) (2015) 911–929
- Rescigno – Sirano 2014: C. Rescigno – F. Sirano (Hg.): Immaginando città. Racconti di fondazioni mitiche, forma e funzioni delle città campane. Ausstellung Santa Maria Capua Vetere – Paestum (2014)
- Sestieri 1976: P. C. Sestieri: Paestum (1976)
- Sydow 1979: W. von Sydow: Späthellenistische Stuckgesimse in Sizilien, in: RM 86.1979, 181–231
- Torelli 1992: M. Torelli: Paestum romana, in: Poseidonia-Paestum. Taranto-Paestum 1987 (CMGr 27) (1992) 33–115
- Torelli 1999: M. Torelli: Paestum romana (1999)
- Wolf 2007: M. Wolf: Der Tempel von Sant'Abbondio in Pompeji. Bauaufnahme und Architektur, in: RM 113.2007, 277–316
- Wolf 2009: M. Wolf: Forschungen zur Tempelarchitektur Pompejis. Der Venus-Tempel im Rahmen des pompejanischen Tempelbaus, in: RM 115.2009, 221–355
- Wolf 2015: M. Wolf: Hellenistische Sakralbauten in Kampanien. Ein Vorbericht, in: RM 121.2015, 83–114
- Wolf 2016: M. Wolf: Hellenistische Heiligtümer in Sizilien. Studien zur Sakralarchitektur innerhalb und außerhalb des Reiches König Hieron II. (Sonderschriften des DAI Rom 20) (2016)
- Zevi u. a. 2008: F. Zevi – F. Demma – E. Nuzzo – C. Rescigno – C. Valeri (Hg.): Museo archeologico dei Campi Flegrei. Catalogo generale 1. Cuma (2008)

Abbildungsnachweise

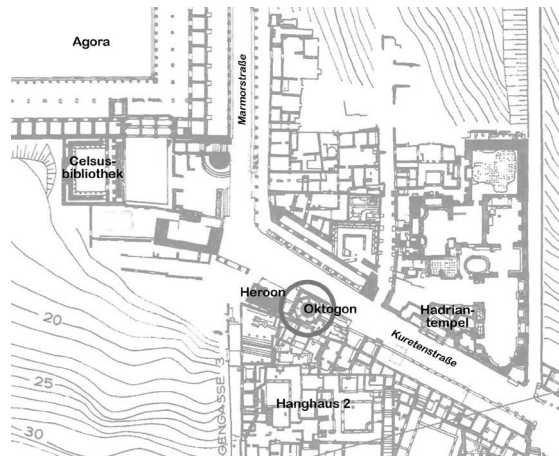
Abb. 1–8: Verf.

Das Oktogon von Ephesos Rekonstruktion, Deutung und Präsentation¹

Gebäude und Ausgrabungsgeschichte

Das Oktogon in Ephesos ist ein Grabmonument, das im 1. Jahrhundert v. Chr. erbaut wurde.² Es steht an der sogenannten Kuretenstraße, unweit der berühmten Celsusbibliothek³ und des Hadrianstempels⁴ im Zentrum der antiken Stadt (Abb. 1). Nach seiner Freilegung 1904 unter der Leitung von R. Heberdey wurde das Gebäude vorerst als Siegesmonument, ähnlich dem Rundbau am Panayırdağ, betrachtet.⁵ Im Jahr 1929 startete M. Theuer auf dem Sockel erneute Grabungsarbeiten und entdeckte dabei eine tonnengewölbte Grabkammer mit einem Sarkophag, der das Skelett einer jungen Frau enthielt.⁶

Schon nach den ersten Grabungsarbeiten konnte der Grabungsarchitekt W. Wilberg die aufgefundenen Bauteile zu einer schematischen Rekonstruktion zusammenfügen, die sich im Wesentlichen auch durch die aktuelle Arbeit bestätigte. Die handschriftlichen Aufzeichnungen Wilbergs sind heute verloren, das Manuskript ist aber auszugsweise bekannt und wird in W. Alzingers Band



1. Die Lage des Monuments in Ephesos

zur Augusteischen Architektur in Ephesos⁷ über längere Passagen wörtlich wiedergegeben.

Das Gebäude besaß einen quadratischen Sockel und war rund 15 m hoch (Abb. 2). Die Außenhaut war aus

1 In dem im Rahmen der 49. Tagung der Koldewey-Gesellschaft vorgestellten Beitrag wurden Ergebnisse der mehrjährigen Forschungsarbeit am Oktogon in Ephesos präsentiert, aus der meine Dissertation hervorging: Das Oktogon von Ephesos. Rekonstruktion, Deutung und Präsentation (unveröffentlichte Dissertation Wien 2015). Eine Publikation der gesamten Arbeit ist in Planung, weshalb im vorliegenden Text die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst werden.

Die Dissertation wurde durch Univ. Prof. Mag. Art. Dr.-Ing. Marina Döring-Williams, Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege, und Univ. Doz. Dipl.-Ing. Dr. phil. Hilke Thür, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Kunstgeschichte der Antike, betreut. Die Projektabwicklung unterstand dem Österreichischen Archäologischen Institut in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Wien, Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege, Fachbereich Baugeschichte und Bauforschung, und wurde dankenswerter Weise in weiten Teilen durch die Gesellschaft der Freunde von Ephesos (GFE) unterstützt.

2 Zu den Datierungsansätzen: Waldner 2009, 293–299; Rumscheid 1994, I, 160–165; II, 19, Kat. 48; Hesberg 1980, 56 f. 62. 64 f.; Alzinger 1974, 40–42; Heilmeyer 1970, 79–81; Weigand 1914, 52; Heberdey 1905; dagegen Bammer 1978, 95–98.

3 Eichler u. a. 1944 und Wilberg 1908, 118–135; zum Wiederaufbau: Hueber – Strocka 1975, 3–14, Hueber 1984 3–22.

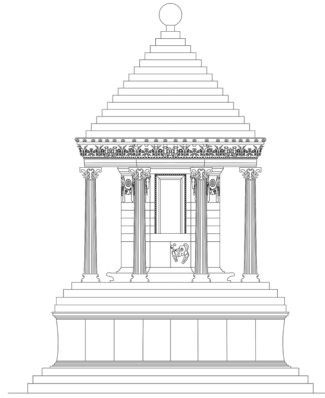
4 Miltner 1955, 34–36; Miltner 1958, 17–24; Miltner 1959, 250–290; Fleischer 1967, 123–129.

5 Heberdey 1904, 70–76.

6 Keil 1930, 41–44.

7 Alzinger 1974, 40–43.

Marmor gefügt und umschloss einen Kern aus Bruchstein-Mörtelmauerwerk. Auf dem Unterbau erhob sich ein kleiner Tempel in Form einer achtseitigen Tholos. Acht kannelierte Säulen mit korinthischen Kapitellen umstanden die oktogonale Cella, um deren Fuß eine Sitzbank verlief. Die Cellawände waren mit einem Waffen- und einem Girlandenfries dekoriert. Über den Kapitellen spannten sich von Säule zu Säule Dreifaszienarchitrave. Ein Rankenfries, der sich zwischen den Konsolen des darüberliegenden Geisons fortsetzte, vervollständigte zusammen mit dem ausladenden Gesims das Gebälk. Darüber saß ein steiles Dach in Form einer achtseitigen Stufenpyramide, bekrönt von einer kolossalen Kugel.



2. *Rekonstruktion des Oktogons*

Baufaufnahme und virtuelle Rekonstruktion

Heute befindet sich lediglich der Sockelbau in situ an der Kuretenstraße in Ephesos. Der überwiegende Teil der erhaltenen Architekturelemente wurde auf einem Steinauslegeplatz hinter der Celsusbibliothek gesammelt (Abb. 3). Die Bauteile eines Joches befinden sich im Ephesos-Museum in Wien.



3. *Die Bauteile am Steinauslegeplatz in Ephesos*

Für die Vermessung des Sockels und der über 170 aus dem Verband geratene Bauteile kamen modernste 3D-Vermessungssysteme zum Einsatz.⁸ Diese Art der Bauaufnahme lieferte detailgetreue 3D-Modelle aller Bauteile, die als Basis für die steingerechte Rekonstruktion dienen.

Der Arbeitsablauf der Rekonstruktion war dem herkömmlichen Vorgehen nicht unähnlich: Durch die Untersuchung von Klammer- und Dübellöchern sowie der Oberflächenbearbeitungen wurde verifiziert, ob benachbarte Bauteile zusammenpassen. Im Vergleich zur konventionellen Methode boten die 3D-Modelle in Verbindung mit entsprechenden Software-Werkzeugen vielfältige Möglichkeiten, die Zusammengehörigkeit zu prüfen. Durch das Ausblenden einzelner Seiten konnten beispielsweise die Positionen von Verdübelungen überprüft und angepasst werden (Abb. 4). Insgesamt wurde die Arbeit durch die Zuhilfenahme der virtuellen Bauteile in vielerlei Hinsicht erheblich erleichtert. Dies betrifft vor allem das virtuelle Bewegen und Anordnen der Bauteile in

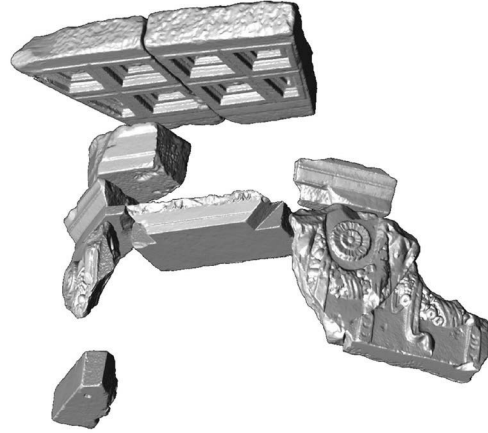
drei Dimensionen, das räumliche Bezüge oft rascher und besser erkennen lässt, als dies zweidimensionale Zeichnungen erlauben (Abb. 5).

Ein Beispiel, das besonders gut das Anpassen von Fluchten auf Bauteilen, die nicht direkt nebeneinander liegen, illustriert, ist die Scheintür an der Cellawand des Oktogons. Vom umlaufenden Girlandenfries im oberen Bereich der Cella waren sieben Blöcke erhalten, der achte fehlte offenbar. Kleine, stark beschädigte Abarbeitungen an den die achte Seite flankierenden Platten legten aber einen Gestaltungswechsel in diesem Bereich nahe. Im virtuellen Raum war es möglich, die Bearbeitungsspuren mit ähnlichen Befunden auf weiteren Bauteilen in Beziehung zu setzen, wobei sich an der achten, der Straße

8 Zur Vermessung: Thuswaldner – Kalasek 2008, 95–113; vgl. auch: Groh – Neubauer 2003, 111–122.



4. Prüfen von passenden Dübellöchern an den virtuellen Modellen



5. Virtuelle Rekonstruktion – Gesamtmodell

zugewandten Seite nun ein Türsturzblock einordnen ließ, dessen Zugehörigkeit zum Oktogon lange unklar war (Abb. 6).⁹

Der Einsatz von Mörtel¹⁰

Ein weiteres Ergebnis der steingerechten Rekonstruktion betrifft die Bautechnik. Bei der Untersuchung der Cellabauteile fiel auf, dass die in den übrigen Schichten so sorgfältig ausgeführten technischen Verbindungen, wie Klammer- und Dübellöcher großteils fehlten und – wenn vorhanden – über keine Gusskanäle verfügten. Zudem zeigten die Bauteile zwar sorgfältig mit Spitzmeißel geebene Lagerflächen, für einen sauberen Fugenschluss reichte die Bearbeitung aber nicht (Abb. 7).¹¹ Hinzu kommt, dass auch die Summe der Höhen der Cellabauteile im Vergleich zur Säulenhalle mit einer Differenz überrascht, die – je nach Rekonstruktionsvariante – 1,8 bis 3 cm pro Lagerfuge zwischen den Quaderschichten beträgt. Dass

man aufgrund der hinter dem Säulenkranz zurücktretenden Positionierung der Cella mit einem unsaubereren Fugenbild vorliebnahm ist unwahrscheinlich, da die Cellawand mit den aufwändigen Friesen gut durch die weiten Interkolumnien hindurch sichtbar war. Zu erklären wäre die Art der Bearbeitung ebenso wie die Höhendifferenz aber durch den Versatz der Bauteile im Mörtelbett.

Im Allgemeinen gilt die Verwendung von Mörtel in Verbindung mit Quadermauerwerk in späthellenistischer Zeit als unüblich.¹² Betrachtet man aber die Befunde am Oktogon, so muss diese Auffassung überdacht werden.

Mörtel war im Hellenismus kein unbekannter Werkstoff; erste Anwendungen ähnlicher Baustoffe finden sich in Ägypten und in der minoischen und mykenischen Kultur bereits im 2. Jahrtausend v. Chr.¹³ Echter Zementmörtel dürfte im Frühhellenismus im Raum von Neapel entstanden sein.¹⁴ Im griechischen Raum wurde Mörtel selten eingesetzt, vereinzelte Beispiele belegen aber dennoch die Verwendung, wie am Asklepiostempel in Akragas¹⁵, in Anemourion¹⁶ oder am Theater in Nysa¹⁷.

9 Vgl. Keil 1930, 4f; Alzinger 1974, 42, Abb. 154.

10 Zur Verwendung von Mörtel am Oktogon: Thuswaldner 2012.

11 Ich danke T. Borsdorf für Rat und Diskussion zur steinmetzmäßigen Bearbeitung der Bauteile.

12 Müller-Wiener 1988, 52.

13 Müller-Wiener 1988, 52; Höcker 2008, 40.

14 Lauter 1986, 57.

15 Mertens 1984, 114.

16 Berns 2003, 140, Anm. 126.

17 M. Kadioglu: Die scenae frons des Theaters von Nysa am Mäander (ungedruckte Dissertation Freiburg 2002), 256.

Im Raum Ephesos ist vor allem das Mausoleum in Belevi anzuführen, bei dessen Errichtung Mörtel mehrfach als Ausgleichsschicht und zum Verfüllen von Hohlräumen oder offenen Fugen verwendet wurde.¹⁸ Der Einsatz von Fugenmörtel am Oktogon kann keineswegs ausgeschlossen werden, wie schon die Bearbeitungsspuren an den Bauteilen nahelegen. Es muss aber darauf hingewiesen werden, dass an den Blöcken des Oktogons an keiner Stelle Reste von Mörtel gefunden werden konnten. Dies trifft freilich auch für Bauteile, wie etwa die Sitzbank, zu, die mit ihrer Rückseite nachweislich einst in Mörtel gebettet war.



7. Bauteil der Cellawand

Datierung und Deutung

Aufgrund einer fehlenden Bauinschrift sowie mangels schriftlicher Quellen kann die zeitliche Einordnung des Oktogons nur durch den Vergleich mit anderen Bauten erfolgen oder aber indem es einem konkreten Bau- oder Grabherrn zugewiesen wird. So stützt sich der Großteil der vorgeschlagenen Datierungen auf die Analyse der stilistischen Merkmale des Bauschmucks.¹⁹ Der überwiegende Teil dieser Datierungen verweist in das 1. Jahrhundert v. Chr. Im Zuge der aktuellen Arbeit wurden alle Fakten erneut bewertet und um mehrere Details, die eine weitere Eingrenzung der Erbauungszeit zulassen, ergänzt.

Das Oktogon steht mit seinem architektonischen Konzept, der Rundumansichtigkeit, und mit seiner unkanonischen Dekoration klar in hellenistisch-kleinasiatischer Tradition.²⁰ Insbesondere der Girlandenfries geht auf Formen zurück, die in Kleinasien bereits ab dem 3. Jahrhundert v. Chr. auftraten. Die stilisierten Bukranien sind am Demeter Tempel in Pergamon²¹ ebenso zu beobachten wie

am sogenannten Ptolemaion²² und an der Rotunde der Arsinoe²³ in Samothrake. Vergleichbare, tief durchhängende Girlanden zeigen die Säulentrommeln des Apollon Smintheus-Tempel in Chryse²⁴ oder der Rundaltar von Pistokrates und Apollodoros im Dionysos Eleuthereus-Heiligtum in Athen.²⁵ Schwieriger ist die Einordnung der korinthischen Kapitelle, doch auch hier finden sich Beispiele, bei denen die charakteristischen Elemente bereits ab dem frühen 1. Jahrhundert v. Chr. ausgebildet wurden. Parallelen weisen etwa die Kapitelle des Minervatempels in Assisi²⁶ auf, geografisch näher steht dem Oktogon die Menandrossäule in Mylasa.²⁷ Die angeführten Beispiele lassen somit auch für eine frühere Datierung genügend Spielraum.

G. Plattner möchte die Ornamentik des Oktogons zeitlich eher später einordnen, wobei er aufgrund von Bezügen zum Girlandenfries der Ara Pacis in Rom²⁸ sowie zu den Kapitellen des Augustusbogens in Rimini²⁹ eine Datierung in Augusteische Zeit postuliert. Jedoch steht

18 Heinz – Ruggendorfer 2002, 149. 164, Anm. 59.

19 Siehe Anm. 2.

20 Vgl. dazu Lauter 1986, 303; Kraus 1984, 29.

21 Rumscheid 1994, II, Katalognummer 199.3; Webb 1996, 55 f.

22 Ehrhardt 1985, 123–135 mit Literatur; Berges 1986, Abb. 37; Oberleitner 1978, 142–144.

23 Ehrhardt 1985, 265–276 mit Literatur; Lehmann 1960, 49b f.; Oberleitner 1978, 139–142.

24 Rumscheid 1994, II, Katalognummer 31.3; Rumscheid 1997; Bingöl 1990, 50; Öztepe 2012.

25 Travlos 1971, Abb. 690.

26 Strazzulla 1985, 57–62.

27 Rumscheid 1994, I, 32 f.; Voigtländer 1991.

28 Plattner 2009, 104.

29 Plattner 2009, 105.

die verspielte, leichte Gestaltung der augusteischen Beispiele im Gegensatz zu den kompakten, wulstigen Formen am Oktagon. Und auch geografisch betrachtet liegt es wesentlich näher, in den kleinasiatischen Beispielen aus der Zeit des Hellenismus Vorbilder für die Dekoration des Oktogons zu sehen. Eine späte Datierung in die Jahre um 20 v. Chr. erscheint damit eher unwahrscheinlich.

Eine konkretere Datierung wäre nach dem Vorschlag H. Thürs möglich, die den Grabbau der ptolemäischen Prinzessin Arsinoe IV., der jüngsten Schwester der Kleopatra, zuweist,³⁰ die im ephesischen Exil lebte, wo sie im Jahr 41 v. Chr. ermordet wurde.³¹ Zum Zeitpunkt ihres Todes war sie etwa 16 bis 18 Jahre alt,³² was zu dem im Oktagon aufgefundenen Skelett passt. Untermauert wird die Theorie durch die achteckige Bauform, die Thür als Zitat des alexandrinischen Leuchtturms versteht.³³ C. Berns zweifelt an Thürs Darstellung und sieht in der achteckigen Form keinen ausreichenden Hinweis auf Ägypten.³⁴ Ein Beispiel aus Südfrankreich belegt möglicherweise das Gegenteil: Die sogenannte ›Tour Magne‹ in Nîmes ist Teil der römischen und vorrömischen Befestigungsanlage des antiken Nemausus.³⁵ Der Turm stammt im Kern aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Nach der Eroberung Galliens durch die Römer erhielt er eine oktagonale Ummantelung. Überraschenderweise führt die Frage nach dem Ursprung dieser Form, die in Südgalien ohne Vorbild war, mit einiger Wahrscheinlichkeit nach Ägypten. In Südfrankreich wurden nach der Eroberung römische Legionäre

angesiedelt, die teilweise ägyptischer Herkunft waren oder wenigstens dort gedient hatten.³⁶ Daraus erklärt sich die Existenz verschiedener orientalischer Heiligtümer in diesem Raum oder ägyptisch anmutender Dekorationselemente auf Alltagsgegenständen und Münzen.³⁷ Als eine solche Rezeption und als machtpolitischer Hinweis auf die Unterwerfung Ägyptens könnte auch die Ummantelung der ›Tour Magne‹ zu sehen sein, die die Form des Pharos zitierte und als solches Zitat auch verstanden wurde. Die Zuweisung des Oktogons an die ptolemäische Prinzessin Arsinoe, aus der sich die Bauform ebenso wie dekorative Details schlüssig erklären lassen, ergibt so, zusammen mit der Ornamentik, die ihre Vorbilder im Hellenismus Kleinasiens findet, ein konsistentes Bild, das eine Datierung der Errichtung des ephesischen Oktogons in das dritte Viertel des 1. Jahrhundert v. Chr. nahelegt.

Ausblick

Mit dem Abschluss der Arbeiten am Oktagon konnten die Forschungen zu Ephesos um einen weiteren, wichtigen Baustein ergänzt werden. Die noch zentralere Aufgabe für die kommenden Jahre wird es aber sein, die erhaltenen Bauteile anschaulich zu präsentieren und Verwahrungsorte zu finden, an denen ihre Erhaltung für die Zukunft gewährleistet ist.

Anschrift der Verfasserin:

Herzgassee 82/84, A–1100 Wien

30 Thür 1990, 43–56.

31 Pfrommer 2002, 116; Hölbl 1978, 20.

32 Thür 1990, 52, besonders Anm. 38.

33 Thiersch 1909.

34 Berns 2003, 45 f., Anm. 247.

35 Varène 1987; Fiches – Veyrac 1996, 177.

36 Raepsaet-Charlier 2001; Maschkin 1954, 293.

37 Freyberger 1999, 197, Anm. 725.

Literatur

- Alzinger 1974: W. Alzinger: Augusteische Architektur in Ephesos (Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Instituts 16) (1974)
- Bammer 1978: A. Bammer: Das Oktogon, in: W. Oberleitner (Hg.): Funde aus Ephesos und Samothrake (Kunsthistorisches Museum Wien, Katalog der Antikensammlung II) (1978) 95–104
- Berges 1986: D. Berges: Hellenistische Rundaltäre Kleinasien (1986)
- Berns 2003: C. Berns: Untersuchungen zu den Grabbauten der frühen Kaiserzeit in Kleinasien (AMS 51) (2003)
- Bingöl 1990: O. Bingöl: Der Oberbau des Smintheion in der Troas, in: W. Höpfner – E. L. Schwandtner (Hg.): Hermogenes und die Hellenistische Architektur. Internationales Kolloquium in Berlin 1988 (1990) 45–50
- Eichler u. a. 1944: F. Eichler – R. Heberdey – J. Keil: Die Bibliothek (FiE 5.1) (1944)
- Erhardt 1985: H. Erhardt: Samothrake. Heiligtümer in ihrer Landschaft und Geschichte als Zeugen antiken Geisteswesens (1985)
- Fiches – Veyrac 1996: J.-L. Fiches – A. Veyrac: Nîmes, Carte Archéologique de la Gaule 30/1 (1996)
- Fleischer 1967: R. Fleischer: Zwei eklektische Statuen aus Ephesos, in: E. Braun (Hg.): Festschrift für Fritz Eichler zum achtzigsten Geburtstag (1967) 123–129
- Freyberger 1999: B. Freyberger: Südgalien im 1. Jahrhundert vor Christus: Phasen, Konsequenzen und Grenzen römischer Eroberung (125–27/22 v. Chr.) (1999)
- Groh – Neubauer 2003: St. Groh – W. Neubauer: Einsatz eines terrestrischen 3-D-Laserscanners in Ephesos, in: ÖJh 72.2003, 111–122
- Heberdey 1905: R. Heberdey: Vorläufiger Bericht über die Grabungen in Ephesos 1904, in: ÖJh 8.1905, Beibl. 70–76
- Heilmeyer 1970: W. Heilmeyer: Korinthische Normalkapitelle (RM Ergänzungsheft 16) (1970)
- Heinz 2005: R. Heinz: Bau- und Versatztechnik in der Grabkammer des Mausoleums von Belevi, in: B. Brandt (Hg.): Synergia. Festschrift für Friedrich Krinzinger I (2005) 99–112
- Heinz – Ruggendorfer 2002: R. Heinz – P. Ruggendorfer: Forschungen am Mausoleum von Belevi, in: ÖJh 71, 2002, 149–176
- Hesberg 1980: H. v. Hesberg: Konsolengeisa des Hellenismus und der frühen Kaiserzeit (RM Ergänzungsheft 24) (1980)
- Höcker 2008: C. Höcker: Metzler Lexikon antiker Architektur (2008)
- Hölbl 1978: G. Hölbl: Zeugnisse ägyptischer Religionsvorstellungen für Ephesos (1978)
- Hueber – Stroocka 1975: F. Hueber – V. M. Stroocka: Die Bibliothek des Celsus. Eine Prachtfassade und das Problem ihrer Wiederaufrichtung, in: AW 6.1975, 4, 3–14
- Hueber 1984: F. Hueber: Der Embolos, ein urbanes Zentrum von Ephesos, in: AW 15.1984, 4, 3–23
- Hueber 1997: F. Hueber: Ephesos – gebaute Geschichte (1997)
- Keil 1930: J. Keil: 15. vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Ephesos, in: ÖJh 26.1930, Beibl. 41–45
- Kraus 1984: Th. Kraus: Das Römische Weltreich (Propyläen Kunstgeschichte 2) (1984)
- Lauter 1986: H. Lauter: Die Architektur des Hellenismus (1986)
- Lehmann 1960: K. Lehmann: Samothrace: A Guide to the Excavations and the Museum (1960)
- Maschkin 1954: N. A. Maschkin: Zwischen Republik und Kaiserreich. Ursprung und sozialer Charakter des Augusteischen Prinzipats (1954)
- Mertens 1984: D. Mertens: Der Tempel von Segesta und die dorische Tempelbaukunst des griechischen Westens in klassischer Zeit (Deutsches Archäologisches Institut, Sonderschriften 6) (1984)
- Miltner 1955: F. Miltner: XX. vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Ephesos, in: ÖJh 42.1955, Beibl.
- Miltner 1958: F. Miltner: Ephesos. Stadt der Artemis und des Johannes (1958)
- Miltner 1959: F. Miltner: XXII vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Ephesos, in: ÖJh 44.1959, Beibl., 243–380.
- Müller-Wiener 1988: W. Müller-Wiener: Griechisches Bauwesen in der Antike (1988)
- Oberleitner 1978: W. Oberleitner: Funde aus Ephesos und Samothrake (Kunsthistorisches Museum Wien, Katalog der Antikensammlung II) (1978)
- Öztepe 2012: E. Öztepe: Stilistische Untersuchungen der Reliefplastik des Tempels des Apollon Smintheios, in: Th. Schulz (Hg.): Dipteros und Pseudodipteros. Bauhistorische und Archäologische Forschungen. Internationale Tagung 13. November – 15. November 2009 an der Hochschule Regensburg (Byzas 12) (2012) 155–164
- Pfrommer 2002: M. Pfrommer: Königinnen vom Nil (2002)
- Plattner 2009: G. A. Plattner: Zur Bauornamentik des Oktogons von Ephesos, in: S. Ladstätter (Hg.): Neue Forschungen zur Kuretenstraße von Ephesos. Akten des Symposiums für Hilke Thür vom 13. Dezember 2006 an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DenkschrWien 382) (2009) 101–110
- Raepsaet-Charlier 2001: M.-Th. Raepsaet-Charlier: Gallien und Germanien, in: C. Lepelley (Hg.): Rom und das Reich der hohen Kaiserzeit. 44 v. Chr.–260 n. Chr., Bd. 2: Die Regionen des Reiches (2001) 151–195
- Rumscheid 1994: F. Rumscheid: Untersuchungen zur kleinasiatischen Bauornamentik des Hellenismus, 2 Bde. (Beiträge zur Erschließung hellenistischer und kaiserzeitlicher Skulptur und Architektur 14) (1994)
- Strazzulla 1985: M. J. Strazzulla: Assisi Romana (Atti Accademia Propeziana del Subasio, Serie VI, 10) (1985)
- Thiersch 1909: H. Thiersch: Pharos, Antike, Islam und Occident (1909)
- Thür 1990: H. Thür: Arsinoe IV., eine Schwester Kleopatras VII., Grabherrin des Oktogons in Ephesos? Ein Vorschlag, in: ÖJh 60.1990, 43–56
- Thuswaldner – Kalasek 2008: B. Thuswaldner – R. Kalasek: The Virtual Anastylosis of the Octagon in Ephesus, in: J. Al-Qawasmī – M. A. Chiuini – S. El-Hakim (Hg.): Digital Media and its Applications in Cultural Heritage (2008) 95–113

- Thuswaldner 2012: B. Thuswaldner: The Use of Mortar in Late Hellenistic Construction. The Case of the Octagon, in: R. Carvais u. a. (Hg.): Nuts & Bolts of Construction History 3 (2012) 531–537
- Travlos 1971: J. Travlos: Bildlexikon zur Topographie des antiken Athen (1971)
- Varène 1987: P. Varène: La Tour Magne et l'Augusteum de Nîmes, in: RA, 1987, 91–96
- Voigtländer 1991: W. Voigtländer: Der ›Zeus-Karios‹ Bau in Milas, in: A. Hoffmann – E.-L. Schwandner – W. Hopfner – G. Brands (Hg.): Bautechnik der Antike (1991) 246–251
- Waldner 2009: A. Waldner: Heroon und Oktogon, in: S. Ladstätter (Hg.): Neue Forschungen zur Kuretenstraße von Ephesos. Akten des Symposiums für Hilke Thür vom 13. Dezember 2006 an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DenkschrWien 382) (2009) 283–315
- Webb 1996: P.A. Webb: Hellenistic Architectural Sculpture (1996)
- Weigand 1914: E. Weigand: Baalbek und Rom. Die Römische Reichskunst in ihrer Entwicklung und Differenzierung, in: JdI 29.1914, 37–91
- Wilberg 1908: W. Wilberg: Die Fassade der Bibliothek, in: ÖJh 11.1908, 118–135

Abbildungsnachweise

Abb. 1–3, 5, 6: Verf.; Abb. 4, 7: Verf. und R. Kalasek

Hölzerne Bühnenbauten am Theater der Villa Pausilypon bei Neapel¹



1. Lage der Villa Pausilypon zwischen den beiden Golfen von Neapel und Baiae

Die Gegend um die beiden Golfe von Neapel und Baiae stellte seit der späten Republik ein beliebtes Ziel der römischen Oberschicht dar – wofür vor allem entlang der Küsten zahlreiche kostspielige Villen errichtet wurden.² Pausilypon als eine dieser sogenannten ›villae maritimae‹ nimmt nicht nur aufgrund ihrer Position eine Sonderstellung ein (Abb. 1): Sie befindet sich am Ende des heute nach ihr benannten Hügels am Nordrand des Golfs von Neapel, am Übergang zum Golf von Baiae – und profitiert so von Sichtbeziehungen zur kaiserlichen Insel Capri, nach Sorrent, zum Stützpunkt der römischen Flotte in Misenum sowie zum Sommerkurort Baiae. Durch diese Lage war die Nähe sowohl zur militärischen Macht und der politischen Elite der römischen Gesellschaft, als auch zu den Vesuvstädten, allen voran Neapolis, sichergestellt.

Gleichzeitig ist die Anlage durch das zerklüftete Felsmassiv des Posillipo zum Festland hin weitgehend isoliert



2. Lageplan der Villa Pausilypon; grau gestrichelt sind heute nicht mehr erhaltene, nicht zugängliche bzw. unter Wasser liegende Gebäude dargestellt

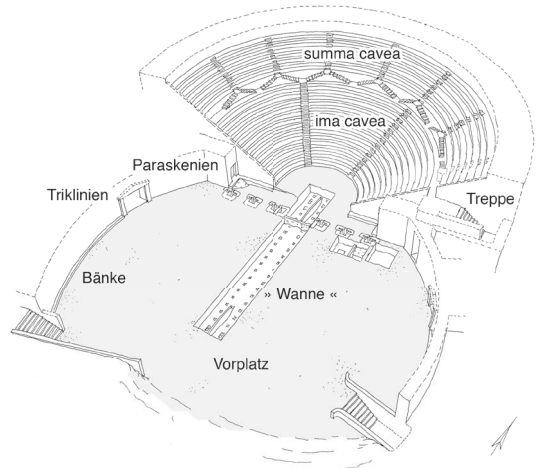
– ein wichtiger Faktor für die Sicherheit des Kaisers. Sie war nur über einen antiken Straßentunnel (die sogenannte ›Grotta di Seiano‹) bzw. per Schiff vom Golf aus zu erreichen. Auf dem westlichsten Sporn der Hügelkette gelegen, erstrecken sich die baulichen Reste auf über 6 ha von

1 Der vorliegende Beitrag beleuchtet einen Teilaspekt meiner laufenden Dissertation zur Architektur der Villa Pausilypon bei Prof. Dr.-Ing. Manfred Schuller an der TU München, die sich vor allem mit der ›pars publica‹ der Anlage beschäftigt; einen Überblick geben Varriale 2015, de Caro –Vecchio 1994, Günther 1913.

2 D'Arms 1973.



3. Blick von Süden auf das am Nordrand der Anlage befindliche Theater mit Vorplatz



4. Darstellung des Theaters und seiner einzelnen Elemente

einem oberen Plateau (Abb. 2: A, B) über Terrassierungen (Abb. 2: C1) bis hinunter an die teils steile Küste. Einige der Strukturen befinden sich heute aufgrund geologisch-vulkanischer Phänomene unter Wasser (Abb. 2: C2).³

Der griechische Name Pausilypon⁴ deutet bereits auf die gewünschte Erholung hin, die die Besitzer der Villa hier womöglich von Zeit zu Zeit suchten. Den historischen Quellen zufolge gehörte das Anwesen zunächst dem Ritter Publius Vedius Pollio, dem Sohn eines Freigelassenen aus dem Gefolge des späteren Kaisers Augustus. Pollio, den die antiken Schriftsteller durchweg als unsympathischen, grausamen Mann schildern, vererbte seine Besitztümer, und so auch Pausilypon, mit seinem Tod im Jahr 15 v. Chr. an Augustus.⁵ Mehrere Inschriften, in denen Prokuratoren der Villa genannt werden, bestätigen den kaiserlichen Besitz.⁶ Den zeitlich letzten Hinweis stellt

der Fund eines Bleirohres mit hadrianischem Stempel dar⁷; was die Datierung der einzelnen Bauten betrifft, so konnte diese aufgrund mangelnder stratigrafischer Dokumentation noch nicht präzisiert werden.

Unter den Bauten am Nordrand der Anlage, die wohl einen der öffentlichsten Bereiche der Villa bildeten, befindet sich ein Theater für über 1.800 Zuschauer⁸ mit großem Vorplatz (Abb. 2: A1, Abb. 3, 4). Das halbrunde Theater mit einem äußeren Durchmesser von fast 50 m wurde an den vorhandenen Hang aus gelbem Tuffstein gebaut und dabei exakt nach Süden ausgerichtet. Der obere Abschluss der aufgehenden Mauern ist heute an keiner Stelle mehr erhalten und teils stark restauriert.⁹

Am Theatergebäude lassen sich einige typologische Besonderheiten feststellen: Die in nur zwei Ränge unterteilte »cavea« weist keine seitlichen »aditus« und somit auch

3 Simeone – Masucci 2016; der im Bereich von C1 zu erkennende Krater geht auf den Abbau von Puzzolanerde durch den »Marchese di Tufo« nach 1870 zurück, vgl. Günther 1913, 129; die antike Topografie wurde dadurch vollständig entfernt und ergibt heute ein falsches Bild.

4 »Frei von Sorge«-»Sanssouci«; von ἡ παύσις (= Ende/Pause) und ἡ λύπη (= Sorge/Kummer).

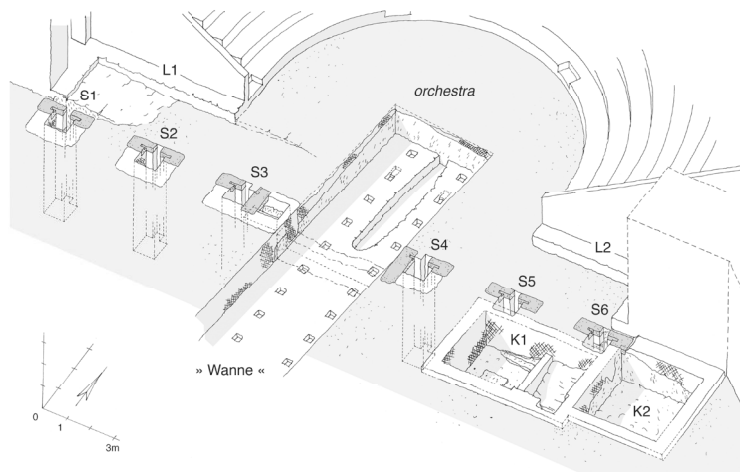
5 Cass. Dio 54,23,2–4; Plin. nat. 9.41; Cic. Att. 6.1.25; zu Vedius Pollio vgl. Syme 1961.

6 CIL VI 8584; Camodeca 2017, 150; de Caro – Vecchio 1994, 89.

7 Günther 1913, 129; » [CAES · TRA] IANI · HADRIANI · A [UG] «; von dem Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckten Fragment existiert heute nur noch eine Abbildung.

8 Berechnung auf Basis der verfügbaren Laufmeter Sitzreihen und unter Annahme von 40 cm breiten Sitzplätzen; vgl. Sear 2006, 26–27.

9 Leider sind weder die Ausgrabungen der frühen 90er Jahre, noch die darauf folgenden Restaurierungsarbeiten dauerhaft dokumentiert worden.



5. Bühnenbereich des Theaters mit Schächten und Kammern

keine ›tribunalia‹ auf. Stattdessen sind der ›cavea‹ zwei überwölbte Paraskenien-Räume vorgelagert sowie an der östlichen Flanke eine zweiläufige Treppe, die vom Vorplatz zum mittleren Umgang führt; weitere Zugänge zu den Rängen von außen sind nicht nachweisbar, ebenso wenig eine mögliche ›porticus in summa cavea‹. Im Bereich der Bühne wurden zudem auf beiden Seiten L-förmige Sockel aufgemauert (Abb. 5: L1/L2).

Anstelle des zu erwartenden Bühnenhauses befinden sich stattdessen sechs Schächte (Abb. 5: S1–S6), die in einem mittleren Abstand von 3,20 m (bzw. in der Mitte 6,40 m) in einer Reihe angeordnet sind.¹⁰ Sie sind unvollständig und bis auf unterschiedliche Tiefen ergraben¹¹ und ihr Querschnitt kann als quadratisch (75/75 cm) mit einem mittig angefügten kleineren Quadrat (25/25 cm) beschrieben werden (Abb. 6, 7). An den Seitenwänden wurden etwa jeden halben Meter Aussparungen von circa 10/15 cm vorgesehen, die noch heute ein bequemes Hinab- und Hinaufsteigen innerhalb der Schächte gewährleisten. Die Oberkante ist von je zwei Werksteinen aus dem lokalen vulkanischen Hartgestein Piperno gefasst, auf deren Oberseite jeweils eine längliche Vertiefung (15/9/9 cm) ausgearbeitet wurde.

Am östlichen Ende der Schachtreihe hat man zwei unterirdische Kammern von über 1,30 m Tiefe (L/B 2,65/2,15 m bzw. 3,10/3,00 m) in den Felsen geschlagen (Abb. 5: K1/K2); in die westliche der beiden wurde eine halbhohe Trennwand eingezogen, die den stärker planierten vom felsig belassenen Teil trennt. Eine fast 26 m lange, über 3,50 m breite und 1,25 m tiefe ›Wanne‹ verläuft schließlich (circa fünf Grad aus der Nord-Süd-Achse gedreht) vom Vorplatz bis in die ›orchestra.¹² Sie weist an ihrem Boden zwei Reihen von Pfostenlöchern auf sowie an den Enden jeweils eine längliche, linsenförmige Vertiefung. Die ›Wanne‹ ist, wie auch die Kammern und Schächte – soweit nicht die geglättete Fels Oberfläche belassen wurde – einheitlich mit ›opus reticulatum‹ verblendet; Spuren von Putz oder Verkleidung sucht man vergeblich.¹³ Bereits von den Ausgräbern des 19. Jahrhunderts wurden die Schächte vermerkt, jedoch seither keiner genaueren Untersuchung unterzogen, die zu einer durch die Befunde gestützten Interpretation geführt hätte. Die Wandverkleidung in lokalem Tuff-Retikulat macht eine Datierung des Baus in spätrepublikanisch-augusteische Zeit wahrscheinlich; eine Bestätigung durch stratigrafische Untersuchungen wurde jedoch nie vorgenommen.

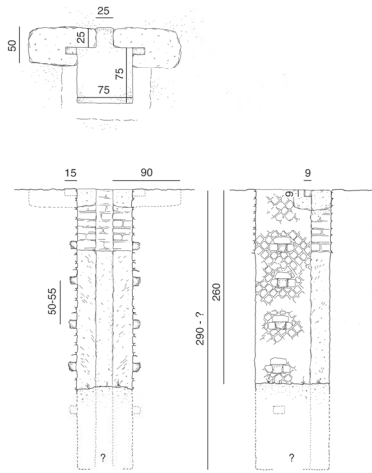
Die hier beschriebene Fundkonstellation lässt keinen

10 An Schacht S3 ist ein ebenso großer, jedoch nur 80 cm tiefer weiterer Schacht angeschlossen, dessen Funktion noch ungeklärt ist.

11 Während der Frühjahrskampagne im April 2017 konnte die maximale Tiefe von Schacht S4 auf 2,90 m bestimmt werden.

12 In einer späteren Phase wurde etwa in einer Flucht mit der Schachtreihe eine aus caementitium-Bruchstücken und Putzfragmenten bestehende Trennwand in die ›Wanne‹ eingezogen, deren Zweck bisher ungeklärt ist.

13 Entgegen den Befunden sprechen de Caro – Vecchio 1994, 92 von einer ›vasca‹ bzw. ›natatio‹; weiter Traversari 1960, 66–68; Vecchio – Benini – Strada 2009, 31–32; Varriale 2015, 242 schließt eine ›piscina‹ nicht aus.



6. Aufsicht und
Schnitte durch
den Bühnen-
schacht S₅



7. Blick nach
Osten in den
Bühnenschacht
S₅; gut zu
erkennen sind
die seitlichen
Steiglöcher

Zweifel daran, dass es sich bei den Schächten um nichts anderes handeln kann als um Vorrichtungen zur Einspannung von Holzmasten; deren Querschnitt lässt sich damit als quadratisch und von maximal 25/25 cm erschließen. In die Vertiefungen der beiden Umfassungsblöcke am oberen Rand konnte ein Querholm eingelegt werden, um das Kippen der Masten zu verhindern. Die zu erwartende Lagesicherung im Bereich der Fußpunkte wurde aufgrund der bis dato nur unvollständig ergrabenen Schächte noch nicht nachgewiesen.

Die bisherigen Beobachtungen werfen mehrere Fragen auf: diejenige nach der Funktion einer solchen Mastreihe, außerdem nach der Länge der vermuteten Masten sowie nach Auf-, Abbau und Lagerung derselben.

Bei Mastlöchern im Bühnenbereich wird man zunächst an ein ›velarium‹, also ein Sonnensegel über der ›cavea‹ oder der Bühne denken. Es handelt sich der Überlieferung nach um eine kampanische Erfindung¹⁴ und die Nähe zum Flottenstützpunkt Misenum mit den Fachleuten der Marine, die im Umgang mit Tauen und Segeln versiert waren, spräche ebenfalls für die Verwendung. Die Lage der sechs Mastlöcher hinter der Bühne macht ein ›velum‹ über der ›cavea‹ allerdings unwahrscheinlich – üblicherweise

sind diese am äußeren Rand angeordnet, wo sie den entsprechenden Ringzug aufnehmen können.¹⁵

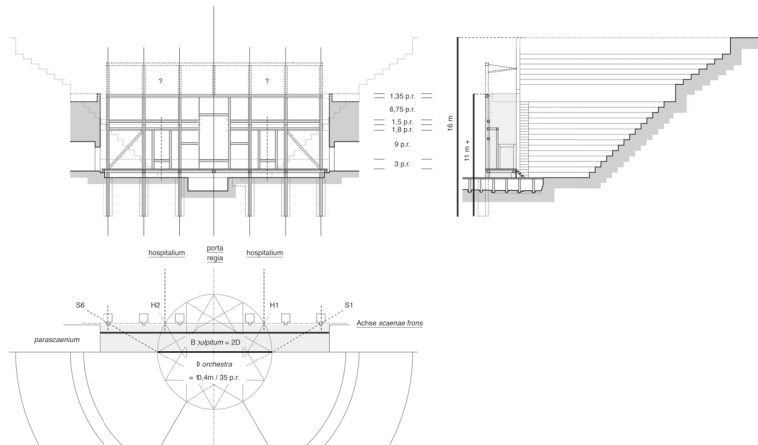
Ebenfalls als unwahrscheinlich muss die Möglichkeit angesehen werden, es habe sich um Vorrichtungen für ein ›aulaeum‹, also einen Bühnenvorhang, gehandelt – wofür Querschnitt und Tiefe der Schächte durchaus herangeführt werden dürften. Zwar könnte man in diesem Fall die beiden östlich gelegenen Kammern als Maschinenräume interpretieren; diese weisen jedoch keinerlei Vertiefungen oder Werksteine für die Aufnahme einer Drehachse auf, die für den Betrieb notwendig gewesen wäre. Weiterhin fehlt der typische Bühnengraben, in dem die Seilzüge zu den Masten gelaufen und der Vorhang verschwunden wäre; eine oberirdische Konstruktion ist in Anbetracht der diffizilen Konstruktion aus Seilen und Rollen kaum vorstellbar. Zu guter Letzt hätte sich der angenommene Vorhang damit hinter statt vor der Bühne befunden und so lediglich als Bühnenbild dienen können.¹⁶

Dieser Gedanke bringt uns zur letzten und wohl plausibelsten Erklärung für die Reihe von Schächten: Mithilfe der Masten konnte ein temporäres Bühnengebäude aus Holz als ›scaenae frons‹ errichtet werden. Diese ersetzte damit das nicht vorhandene, steinerne Bühnenhaus; das

14 Plin. nat. 19.6; Val. Max. 2.4; vgl. Graefe 1979, 4–5.

15 Für die Existenz eines ›velariums‹ könnten allerdings zwei nicht mehr in situ befindliche Pipernoblocke sprechen, höchstwahrscheinlich Pfannensteine mit oberseitiger Ablaufrinne für ›vela‹-Masten, ähnlich denen im Theater von Triest oder im Kolosseum; Graefe 1979, 41. 60.

16 de Caro – Vecchio 1994, 92 sprechen sich sowohl für ein ›velum‹ als auch ein ›siparium‹ aus.



8. Analyse des Theater-Grundrisses auf Basis der bei Vitruv überlieferten Proportionen; darauf aufbauend Rekonstruktion der Bühnenwandkonstruktion unter Annahme von drei Bühnentüren (›porta regia‹ und ›hospitalia‹)

›pulpitum‹, also die eigentliche Bühne, hätte damit an der vermuteten Position zwischen den Paraskenien gelegen und die zuvor erwähnten L-förmigen Sockel das vordere Auflager für die Spielfläche gebildet.

Dass temporäre Bühnen aus Holz auch in Italien über Jahrhunderte nichts Ungewöhnliches waren, bezeugen die zahlreichen Abbildungen auf den unteritalischen ›Phlyakenvasen‹ des 4. Jahrhunderts v. Chr., auf denen meist durch Holzpfeiler erhöhte Spielflächen dargestellt sind.¹⁷ Deren offene Fronten sind teilweise mit Tuch verhängen und die einfachen Aufbauten durch vorgestellte Treppchen und gegebenenfalls für das Stück nötige Elemente (wie Türen oder Möblierung) ergänzt. Beispiele für solche Bühnen will man z. B. in Syrakus und in Korinth durch Pfostenlöcher nachgewiesen haben.¹⁸ Andernorts wurde eine solche vermutlich als fliegender Bau ohne nachweisbare Pfostenlöcher errichtet. Ausgefeiltere Vorrichtungen zur Montage einer Holzbühne, wie etwa im griechischen Theater von Pergamon, kennen wir nur wenige; dort konnte die relativ schmale Theater-Terrasse außerhalb der Spielzeiten anderweitig genutzt werden und gab so

außerdem den Zugang zum Dionysos-Tempel frei.¹⁹ Dass auch in Rom noch im 1. Jahrhundert v. Chr. hölzerne Bühnenhäuser nicht unüblich und nicht wenig luxuriös waren, zeigt unter anderem Plinius' Beschreibung des mehrstöckigen Scaurus-Theaters aus dem Jahr 58 v. Chr., das üppig mit Marmor, Glas und vergoldeten Holztafeln ausgestattet war.²⁰

Um sich nun den Abmessungen und dem Aussehen der ›scaenae frons‹ von Pausilypon zu nähern, sollen über den Befund hinaus literarische und bildliche Quellen herangezogen werden. Da der Aufriss des Bühnenhauses unbekannt ist, wird zunächst der Grundriss betrachtet (Abb. 8): Vitruv gibt für die Breite des Bühnenhauses den doppelten Durchmesser der ›orchestra‹ an²¹ – was im vorliegenden Fall ziemlich genau zutrifft. Schreibt man weiterhin die geforderten gleichseitigen Dreiecke in den Radius der ›orchestra‹ ein, erweist sich auch die Tiefe des ›pulpitums‹ als konform, insofern nämlich, als die Achse der Mastlöcher exakt auf der Grundlinie des zur ›orchestra‹ weisenden Dreiecks zu liegen kommt. Aufgrund der starken Übereinstimmung des Befundes mit

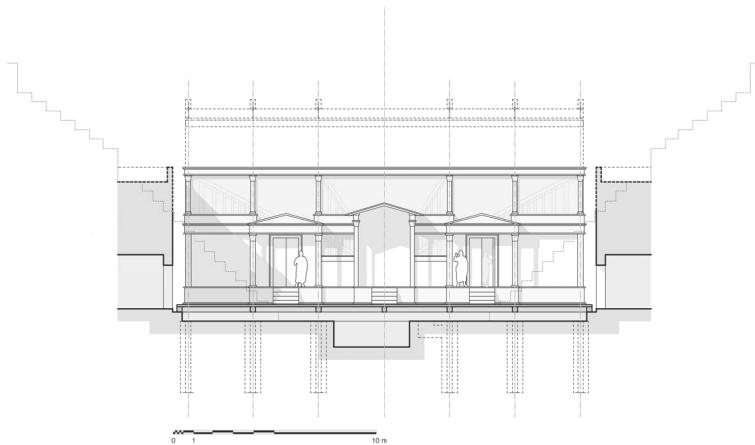
17 Vgl. Bieber 1961, 176; an dieser Stelle kann nicht auf temporäre Holzbauten der Antike im Allgemeinen eingegangen werden, wie sie vielerorts z. B. in Form von Tribünen nachgewiesen wurden und auch mehrfach bei römischen Autoren genannt werden; vgl. zuletzt Papastamati-von Mook 2015.

18 Für Syrakus vgl. Polacco – Anti 1981; für Korinth vgl. Stillwell 1952, 75–80.

19 Dörpfeld 1907, 215–231; Helm-Rommel 2009, 107–150. 203–218.

20 Plin. nat. 36.35; vgl. außerdem Val. Max. 2.4.6; die vermutlich stark übertriebenen Schilderungen der antiken Autoren könnten einen Grund für die tiefe Einspannung der Masten von über 3 m liefern: auf diese Weise wurden Verformungen der Bühnenwand durch den teilweise sehr starken Küstenwind vermieden, was im Falle von applizierten Dekorationsschichten (Stuck, Malerei, etc.) unverzichtbar war. Weitere Abstreibungen, die sonst in den Vorplatz hineingeragt hätten, waren damit unnötig.

21 Vitr. 5.6.1.



9. Hypothetischer Rekonstruktionsvorschlag für die zweistöckige, hölzerne Bühnenfront

Vitruvs Angaben für den Grundriss sei es erlaubt, auch dessen Höhenangaben zum Aufbau einer ›scenae frons‹ für die Rekonstruktion heranzuziehen. Diese lassen sich ebenfalls durchweg aus dem ›orchestra‹-Durchmesser ableiten²² und so entsteht eine zweistöckige Bühnenfront, die zwar mit ihrem oberen Abschluss nicht – wie ebenfalls gefordert – am oberen Rand der ›cavea‹ endet, aber immerhin bis zum mittleren Umgang reicht.²³ Die für diese Konstruktion notwendigen Masten hätten inklusive der in den Schächten eingespannten Abschnitte mehr als elf Meter erreicht – bei voller Höhe bis zur Oberkante der ›cavea‹ sogar bis zu 16 m. Damit wäre auch die Anbringung eines Schattendaches über der Bühne möglich gewesen, ohne die Sicht für Teile der Zuschauer einzuschränken.

Die grundlegende vertikale Teilung des Bühnenhauses ist durch die Lage der Schächte vorgegeben. Die drei für die römische Theaterbühne benötigten Türen lassen sich

somit nicht völlig frei, sondern nur zwischen den Masten positionieren: die ›porta regia‹ im weiteren Zentralfeld, die beiden ›hospitalia‹ in den danebenliegenden, seitlichen Feldern.²⁴ Für eine genauere Rekonstruktion der Bühnenausgestaltung fehlen die entsprechenden Funde, was bei dem vergänglichen Material Holz nicht weiter verwundert. Zu einer – wenn auch hypothetischen – Vorstellung können Darstellungen der römischen Wandmalerei führen, wie etwa diejenigen in der Casa di Augusto auf dem Palatin, dessen Maskenraum offensichtlich von stilisierten Bühnenarrangements geziert wird.²⁵ Will man für Paulypon keine glatte, ausschließlich bemalte Bühnenfront rekonstruieren, wird man um die drei Wandöffnungen herum zumindest Podien und Ädikulen sowie die damit einhergehenden Säulen bzw. Pilaster annehmen dürfen.²⁶ Die restliche Verkleidung der hölzernen Tragstruktur muss man sich flächig gefüllt bzw. teilweise offen vorstellen;

22 Vitr. 5.6.6 (1/12 D = H i. Podium, 1/4 D = H i. Säulenreihe, etc.).

23 Vitr. 5.6.4 fordert genau genommen die gleiche Höhe für die Überdachung der Bühne (und damit für die Rückwand) und der Portikus über der ›cavea‹, nicht aber für die davorgestellten Säulenordnungen.

24 Die Rekonstruktion folgt an dieser Stelle nicht Vitruv, da sonst alle drei Öffnungen zwischen den inneren Masten auf einer Breite von gerade einmal 6 m Platz hätten finden müssen – was in Anbetracht der verfügbaren Bühnenbreite von über 20 m als unwahrscheinlich anzusehen ist. Will man die vitruvianischen Dreiecke heranziehen, so könnte die Lage der ›hospitalia‹ in diesem Fall auch über die Spitzen des an der ›scenae frons‹ liegenden Dreiecks definiert worden sein (H₁/H₂). Im Übrigen ist die Lage der beiden äußeren Schächte (S₁/S₆) über die Verlängerung je einer Seite der querliegenden Dreiecke festgelegt; vgl. Abb. 8.

25 Caretoni 1983; Architekturdarstellungen auf römischen Wandmalereien wurden von Cube 1906, Beacham 1992 und zuletzt Gordon Smith 2003, 164 für die direkte Rückübersetzung des Dargestellten in die Realität (als Zeichnung bzw. Modell) verwendet. Die damit verbundenen methodischen Schwierigkeiten hat bereits Fiechter 1914, 106–107 klar zum Ausdruck gebracht, indem er konstatierte, dass »eine restlose und in allen Teilen unzweifelhafte Übersetzung vom Bild in die wirkliche Architektur niemals möglich sein wird. [...] Ein solches Wandbild sollte auch keine Theaterdarstellung sein, so wenig wie die Bilder II. Stils, sondern eine Dekoration; das Motiv der scenae frons war nur Anregung, Mittel, nicht Ziel und Selbstzweck.«

26 Für das Voranstellen dieser Elemente vor eine flache Rückwand bietet sich der Holzbau geradezu an; für Darstellungen früher ›scenae frontes‹ vgl. Bieber 1961, 162 und Fiechter 1914, Abb. 98–99.

gegebenenfalls konnte die Spielszene mit illusionistisch bemalten, wechselbaren Paneelen im gewünschten Umfeld situiert werden.

Wurde bisher die Frage nach den möglichen Abmessungen und der Gliederung der temporären Holzbühne behandelt, sollen zudem einige praktische Fragen der Baukonstruktion erörtert werden: vor allem die 11–16 m langen Masten waren sicherlich nicht für den einmaligen Gebrauch gedacht und mussten, während die Bühne nicht in Benutzung war, vor Ort eingelagert werden. Eine Lösung dafür könnte in der mittig angeordneten ›Wanne‹ liegen, in der alle sechs Masten problemlos Platz gefunden hätten. Durch das Lagern auf zwischen den Pfosten angebrachten Traversen oder Konsolen waren sie vor Bodenfeuchte und stehendem Regenwasser geschützt. Nach Abdeckung der Kammer verschwand das längliche Lager unter dem Platz.²⁷ Die flächigen Holzteile, also z. B. die Füllungspaneel der Bühnenwand, konnten in den beiden seitlichen Kammern Platz finden, die in ihren Dimensionen bezeichnenderweise auch die größten Elemente der rekonstruierten ›scenae frons‹ gerade noch aufnahmen (max. 2,95/2,60 m).

Wozu nun der Aufwand einer komplexen Holzkonstruktion statt eines steinernen Bühnenhauses? Die von Plinius gerühmten Holztheater des Scaurus und des Curio

fallen in dieselbe Zeit, in der in Rom das Theater des Pompeius als Steinbau errichtet wurde.²⁸ Gehen wir von einer Baumaßnahme unter Augustus oder einem seiner Nachfolger aus, kann diese nicht vor 15 v. Chr. ausgeführt worden sein; andernfalls ginge die hölzerne Bühne bereits auf Vedius Pollio zurück. Der Übergang zum Bau von steinernen Theatern in Rom muss jedoch gar nicht ausschlaggebend für den uns vorliegenden Befund gewesen sein. Offensichtlich spielten am Posillipo vielmehr funktionale Gründe eine Rolle: War die ›scenae frons‹ aufgebaut, konnte das Theater für konventionelle Dramen genutzt werden. Im abgebauten Zustand hingegen öffnete sich für die Gäste der Blick auf den vorgelagerten Platz (der zudem mit zwei Triklinienräumen und umlaufenden Bänken ausgestattet war), die gegenüberliegende Portikus mit dahinterliegendem Odeionshügel (vgl. Abb. 2, 3) und aufs Meer. Es muss angenommen werden, dass der römische Kaiser hier Veranstaltungen abhielt, die von einer großen Menge an Zuschauern verfolgt werden sollten.²⁹ Neben dem Beispiel einer hölzernen Bühnenkonstruktion, deren künstlerisch stilisierte Überhöhung wir ansonsten nur noch auf pompejanischen Wandbildern finden, liegt in der Villa Pausilypon also ein einzigartiges multifunktionales Ensemble vor, dessen Nutzungsvielfalt es zu erschließen und zu verstehen gilt.

Anschrift des Verfassers:

Technische Universität München, Lehrstuhl für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege, Arcisstraße 21, 80290 München

27 Die Vertiefungen an den beiden Enden der Kammer erklären sich damit leider nicht; zu klären ist außerdem der Auf- und Abbauprozess der Bühne. Der von Heike Bücherl geäußerte Vergleich mit dem vor allem in Süddeutschland und Österreich auch heute noch praktizierten, relativ einfachen Aufstellprozess von Maibäumen entschärft die Fragestellung allerdings erheblich.

28 Vgl. Tosi 2003, 690.

29 Eher unwahrscheinlich, aber theoretisch denkbar wäre sogar, dass die Mastlöcher genutzt werden konnten, um den Platz zur ›cavea‹ hin zu schließen und so gegebenenfalls eine umgedrehte Bühnenwand für Veranstaltungen auf dem Platz herzustellen. Eine Alternative zum Auf- und Abbau von Holzbühnen konnten Fiechter 1931 und Bulle 1928/1937 für die Theater von Megalopolis und Sparta nachweisen, wo ebenfalls die Zusammenschaltung von Platz und ›cavea‹ gewünscht war: die Verschiebung der hölzernen Bühne auf Steingleisen und ihre Lagerung in einer sog. Skenothek.

Literatur

- Beacham 1992: R. C. Beacham: *The Roman theatre and its audience* (1992)
- Bieber 1961: M. Bieber: *The History of the Greek and Roman Theater* (1961)
- Bulle 1928: H. Bulle: *Untersuchungen an griechischen Theatern* (1928) 97–110
- Bulle 1937: H. Bulle: *Das Theater zu Sparta* (1937)
- G. Camodeca, *Sulle proprietà imperiali in Campania*, in D. Pupillo (a cura di), *Le proprietà imperiali nell'Italia romana. Economia, produzione, amministrazione. Atti del Convegno Ferrara-Voghiera 3–4 giugno 2005*, Firenze 2007, 143–167
- Carettoni 1983: G. Carettoni: *La decorazione pittorica della Casa di Augusto sul Palatino* (RM 90) (1983) 373–419
- de Caro – Vecchio 1994: S. de Caro – G. Vecchio: *Pausilypon – La villa imperiale*, in: F. Zevi (Hg.): *Neapolis* (1994) 83–94
- von Cube 1906: G. von Cube: *Die römische »Scenae Frons« in den pompejanischen Wandbildern 4. Stils* (1906)
- D'Arms 1970: J. D'Arms: *Romans on the Bay of Naples* (1970)
- Dörpfeld 1907: W. Dörpfeld: *Die Arbeiten zu Pergamon 1904–1905* (AM 32) (1907)
- Fiechter 1914: E. R. Fiechter: *Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters* (1914)
- Fiechter 1931: E. R. Fiechter: *Das Theater von Megalopolis* (1931)
- Gordon Smith 2003: T. Gordon Smith: *Vitruvius on Architecture* (2003)
- Graefe 1979: R. Graefe: *Vela erunt. Die Zeltäcker der römischen Theater und ähnlicher Anlagen* (1979)
- Günther 1913: R. T. Günther: *Pausilypon. The Imperial Villa near Naples* (1913)
- Helm-Rommel 2009: I. Helm-Rommel: *Das Theater am Burgberg von Pergamon* (2009)
- Papastamati-von Moock 2015: C. Papastamati-von Moock: *The Wooden Theatre of Dionysos Eleuthereus in Athens: Old Issues, New Research*, in: R. Fredriksen – E. R. Gebhard – A. Sokolicek (Hg.): *The Architecture of the Ancient Greek Theatre. Acts of an International Conference at the Danish Institute at Athens 27–30 January 2012* (Monographs of the Danish Institute at Athens 17) (2015) 39–80
- Polacco – Anti 1981: L. Polacco, C. Anti: *Il teatro antico di Siracusa* (1981)
- Sear 2006: F. Sear: *Roman Theatres. An Architectural Study* (2006)
- Simeone – Masucci 2016: M. Simeone – P. Masucci: *Nuove indagini sulle strutture archeologiche sommerse del Parco Sommerso di Gaiola a Posillipo* (RendNap 57) (2015) 227–242
- Stillwell 1952: R. Stillwell: *Corinth. The Theatre* (Corinth 2) (1952)
- Syme 1961: R. Syme: *Who Was Vedius Pollio?* in: *JRS* 51.1961, 1/2, 23–30
- Traversari 1960: G. Traversari: *Gli spettacoli in acqua nel teatro tardo-antico* (1960)
- Tosi 2003: G. Tosi: *Gli edifici per spettacoli nell'Italia romana* (2003)
- Varriale 2015: I. Varriale: *Pausilypon tra otium e potere imperiale*, in: *RM* 121.2015, 227–268

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 2, 4–6, 8, 9: Verf.; Abb. 3, 7: Verf. mit Genehmigung des »Ministero dei beni e delle attività culturali e del turismo – Soprintendenza Archeologia Belle Arti e Paesaggio per l'area metropolitana di Napoli«

Das Bronzedachwerk der Vorhalle des Pantheons in Rom



1. Rom, Pantheon. Ansicht von Nordosten



2. Rom, Pantheon. Vorhalle mit Blick aus dem östlichen Mittelschiff

Mit einem bronzenen Dachtragwerk über dem Pronaos besaß das römische Pantheon neben seiner einzigartigen Kuppelkonstruktion ein weiteres Meisterwerk antiker Ingenieurbaukunst. 1625 ließ Papst Urban VIII. das Dachwerk abtragen und durch ein Holztragwerk ersetzen, um die Bronze zum Guss von Kanonen einzuschmelzen, worauf sich der Spottvers bezieht »Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini«.¹ Dieses bislang wenig bekannte ursprüngliche Bronzedachtragwerk ist Gegenstand eines aktuellen Forschungsprojekts, das eine möglichst umfassende Untersuchung und

Rekonstruktion der außergewöhnlichen Konstruktion zum Ziel hat.²

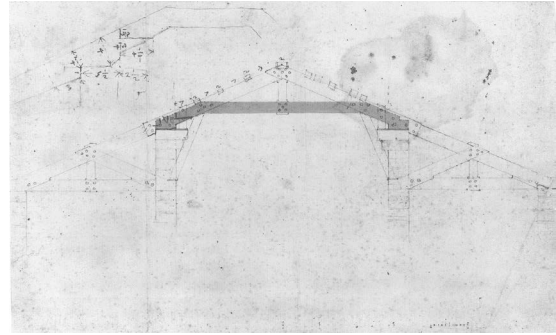
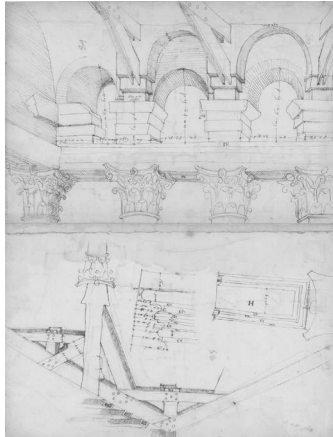
Das Dachwerk war Teil des Pantheon-Neubaus, der Ziegelstempeln zufolge offenbar sehr bald nach der Zerstörung des Vorgängerbaus durch Blitzschlag im Jahr 110 n. Chr. errichtet worden ist (Abb. 1; 2).³ Der Baubeginn erfolgte noch unter Trajan, vermutlich unter Leitung Apollodors von Damaskus; unter Hadrian wurde der Neubau wahrscheinlich bis 125 n. Chr. fertiggestellt. Der Neubau entstand in mehreren Bauphasen, wobei in diesem Zusammenhang

1 Spätere Inschriften am Pantheon nennen als Zweck der Einschmelzung auch den Baldachin über dem Petersgrab, doch konnte nachgewiesen werden, dass keine Bronze des Pantheon-Dachwerks für den Baldachin verwendet wurde, vgl. Lanciani 1897, 484 f.; Pollak 1928, 176 f. (Regesten 584, 590); Rice 2008, 337–352. Das heutige Holzdachwerk über der Vorhalle stammt weitgehend aus dieser Zeit, 1900–02 wurden lediglich Restaurierungsmaßnahmen vorgenommen und einzelne Balken erneuert; vgl. Lapenna 2006, 153–164 und die Korrespondenz im Staatsarchiv, Archivio Centrale dello Stato, Ministero Pubblica Istruzione, Divisione Generale AA. BB. AA., Divisione Monumenti, III° versamento, IIa parte, Busta 717, fascicolo 1169. Vgl. allgemein zur Vorhalle des Pantheons: De Fine Licht 1968, 35–58.

2 Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um einen Zwischenbericht; eine ausführliche Publikation der Ergebnisse ist in Vorbereitung. Am Projekt beteiligt sind Kollegen verschiedenster Fachrichtungen: M. Maischberger, U. Peltz (Antikensammlung Berlin); M. Wegener, K. Geiger, S. Korte-Kerzel, M. Kühbach (RWTH Aachen, Metallkunde); M. Broisch (Archäologisches Institut, Universität zu Köln); O. Frost, M. Wacker (HTW Dresden, Fakultät Informatik/Mathematik); G. Bruno, D. Meinel, Y. Onel (Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung Berlin); M. Gunkel, M. Gielen (BTU Cottbus – Senftenberg, Bautechnikgeschichte und Tragwerkserhaltung); Vermessungsbüro M. Buchholz, Koblenz; M. Wirth (RWTH Aachen, Gießerei-Institut); K.-J. Hüniger, M. Petke (BTU Cottbus – Senftenberg, Forschungs- und Materialprüfanstalt); Schmiedebetrieb Merkel, Felixsee.

3 Vgl. u. a. Hetland 2007, 95–112; Heinzelmann 2009, 142–151; DeLaine 2015, 160–192; Hetland 2015, 79–98; Wilson Jones 2015, 193–230.

3. *Französischer Anonymous, Mitte 16. Jahrhundert. Schrägansicht und Detail der Dachkonstruktion des Pronaos*



4. *Francesco Borromini, Dachwerk der Pantheonvorhalle, 1625*

von Bedeutung ist, dass es eine Umplanung während der Errichtung der Vorhalle gab. Nur das Mauerwerk des unteren Teils des sogenannten Zwischenbaus, der den Übergang zwischen Rotunde und Pronaos bildet, bindet in das der Rotunde ein, während dessen oberer Teil an die Rotunde anstößt und somit erst in einem späteren Schritt aufgeführt wurde. Mark Wilson-Jones brachte diese Bauunterbrechung mit Lieferschwierigkeiten ursprünglich vorgesehener 50 Fuß hoher Säulen aus den Steinbrüchen des Mons Claudianus in Ägypten in Verbindung, weshalb man umgeplant und die heutigen, nur 40 Fuß hohen Säulen verwendet habe.⁴ Tatsächlich ergäben sich stimmigere Proportionen mit der höheren Säulenproportionierung und verschiedene Unstimmigkeiten zwischen dem Dachwerk über der Vorhalle und dem Zwischenbau könnten mit einer solchen Umplanung zusammenhängen.

Bild- und Textquellen zum Dachwerk

Antike Quellen zum ursprünglichen Dachwerk existieren zwar nicht, hingegen ist die neuzeitliche Quellenlage ausgesprochen reichhaltig.⁵ Architekten und Zeichner haben seit

der Frührenaissance Ansichten und Bauaufnahmen von der Vorhalle und ihrem Dachwerk angefertigt, darunter Baldassare Peruzzi, Maarten van Heemskerck, Philibert de l'Orme, Andrea Palladio und viele andere mehr (Abb. 3). Einige dieser Zeichnungen sind erstaunlich detailliert und mit Maßen versehen.⁶ Als wichtigste Dokumentation sind zwei Zeichnungen von Francesco Borromini erhalten, der vermutlich den Abbau des Dachwerks mit begleiten konnte (Abb. 4).⁷ Beide Zeichnungen zeigen maßstäbliche Ansichten eines Binders, wobei einzelne Bauelemente und Konstruktionsdetails in größerem Maßstab verdeutlicht sind. Dargestellt ist auch die genaue Anzahl der für die einzelnen Knotenpunkte verwendeten Nietbolzen. In einer der Zeichnungen ist das mittlere, farbig hervorgehobene Zugband nachträglich in seiner Form korrigiert worden, vermutlich nachdem Borromini es beim Abbau genauer untersuchen konnte. Charakteristisch ist dessen abgewinkelter und leicht höher gesetzter Verlauf.

Daneben sind mehrere schriftliche Erwähnungen zum Dachwerk der Vorhalle überliefert, beispielsweise in Architekturtraktaten von Leon Battista Alberti, Andrea Palladio oder Sebastiano Serlio. Besonders eindeutig ist ein Kommentar von Inigo Jones aus dem Jahr 1601 in dessen Palladio-Ausgabe, der hervorhob, dass die Dachkonstruktion aus doppelten,

4 Wilson Jones 2009, 81–85; Wilson Jones 2015, 213–224.

5 Die von L. Haselberger untersuchten Ritzzeichnungen vor dem Augustusmausoleum beziehen sich zwar auf das Pantheon, nicht aber auf das Dachwerk; vgl. Haselberger 1996, 182–189.

6 Eine Zusammenstellung zahlreicher Zeichnungen des Dachwerks bei De Fine Licht 1968, 51–60; zu einer der wichtigsten Zeichnungen, sog. Anonymous in The Metropolitan Museum of Art New York, Goldschmidt Scrapbook, 68.769.1, verso, vgl. Yerkes 2013, 87–89 mit Abb. 1.

7 Thelen 1967, Bd. I, 32–33, Bd. II, C 25 und C 26 (Wien, Albertina). In den Jahren 1625/26 arbeitete Borromini an der Reparatur der nordöstlichen Ecksäule der Vorhalle mit, zu der er ebenfalls Zeichnungen anfertigte; Thelen 1967, Bd. I, 37, Bd. II C 29 (Wien, Albertina).

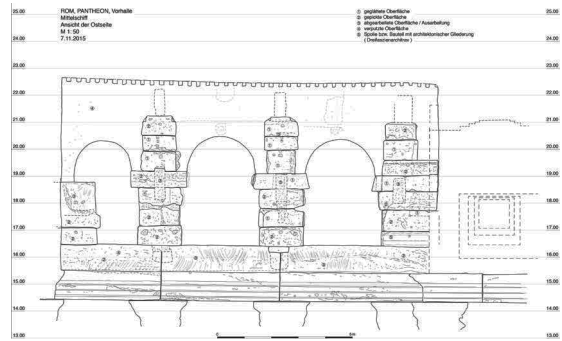


5. Bronzenietbolzen der Pantheonvorhalle. Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin, Inv. Nr. Fr 1765 p

miteinander verbundenen Bronzescheiben bestehe.⁸ Auch Camillo Fanucci betonte ausdrücklich, dass das ganze Dachwerk aus Metall und ohne jegliches Holz sei.⁹ Eine besonders wichtige Quelle stellen Dokumente der Apostolischen Gießerei dar, in denen die genauen Gewichtsangaben der Bronze – circa 152 Tonnen – überliefert sind, die vom Pantheon stammte und 1625/26 eingeschmolzen worden ist.¹⁰

Original erhaltener Nietbolzen in Berlin

Von den ursprünglich circa 180 Nietbolzen, mit denen die Bronzebleche miteinander verbunden waren, ist nach heutigem Kenntnisstand ein einziger erhalten geblieben. Nach dem Abbau des Dachwerks stellten diese Nietbolzen begehrte Sammlerobjekte dar. Einige von ihnen gelangten in Kunstsammlungen, wie derjenige, der aus der Sammlung Bellori später in die Berliner Antikensammlung kam, wo er sich heute befindet (Abb. 5).¹¹ Er scheint das einzige substanziiell



6. Rom, Pantheon. Vorhalle, oberer Teil des Mittelschiffs, Blick von Westen. Bauaufnahme auf Grundlage von 3D-Scan und Orthofotos

erhaltene Originalbauteil des Dachwerks zu sein. Er besitzt eine Länge von 52,9 cm, einen Schaftdurchmesser von 6,6 cm, weist an einem Ende einen ausladenden Kopf auf und hat ein Gewicht von 15,5 kg. Seine chemische Zusammensetzung ist eine Zinnbronze mit circa 9:1 Anteilen Kupfer zu Zinn.¹² Mittels einer Computertomografie konnte festgestellt werden, dass der Nietbolzen aus einem Teil besteht und dass der Guss vermutlich stehend, mit dem Kopf nach unten, erfolgt ist.¹³

Bestandsdokumentation, Bauaufnahme

Die wichtigsten Informationen zum ursprünglichen Dachwerk liefert der Bau selbst, insbesondere die Mauerzonen über dem umlaufenden Gebälk, die zahlreiche Befunde erkennen lassen. Bislang wurden noch keine fachgerechten Bauaufnahmen dieser oberen Bereiche der Vorhalle angefertigt oder Bauuntersuchungen vorgenommen. Als einzige Dokumentation konnte auf einen 3D-Laserscan zurückgegriffen

8 Jones 1970, Bd. I, 57: »y lame di bronso dobble and Pinned together«.

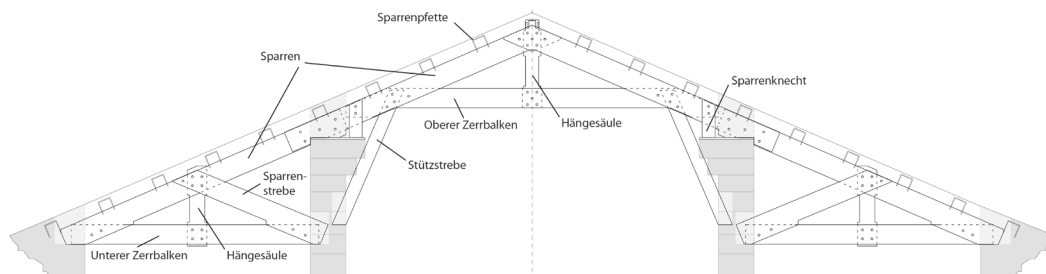
9 Fanucci 1601, 401 (Buch 4, 36): »Innanzi a essa porta sta un superbo portico sostenuto da grosse, & grandi colonne di marmo coperto tutto con traui, traucelli, & teuole di metallo senza alcun legname, o altra materia.«

10 Das Gesamtgewicht war wahrscheinlich 450.251 libbra, das Gewicht der Nietbolzen 9.374 libbra (1 libbra = 0,339 kg); vgl. Diskussion bei Ashby 1913, 203 f.

11 Vgl. zum Berliner Niet: Heres 1982, 196–197. Weitere Niete wurden an hochrangige Adelige verschenkt und gelangten in diverse Sammlungen, darunter jeweils einer an Henry Howard 4. Earl of Carlisle (Sammlung Castle Howard), an den Fürsten von Alcalá und an Erzherzog Leopold V. von Österreich (Schloss Ambras). Zwei weitere Niete gelangten in die Engelsburg in Rom und je einer in die Sammlungen Barberini und Strozzi. Die Niete sind in älteren Inventaren nachweisbar, doch scheinen nach aktueller Nachfrage alle außer dem Berliner Exemplar verschollen zu sein.

12 Zur genauen chemischen Zusammensetzung vgl. Peltz 2011, 30 (Proben ANT 1 und ANT 2).

13 Wir danken der Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung Berlin, namentlich G. Bruno, D. Meinel, Y. Onel; eine entsprechende Publikation ist in Vorbereitung.



7. Übersicht über die Terminologie

werden, der 2005 von der Universität Bern ausgeführt worden ist.¹⁴ Als Basis für eine tragfähige Bauuntersuchung wurde daher mittels eines 18 m hohen Teleskopstativs eine Fotodokumentation in Form von hochauflösenden Detailaufnahmen, SFM-Daten und Orthofotos angefertigt,¹⁵ die als Grundlage für Bauforschung und Bauaufnahmen dienen (Abb. 6). Eine erste Auswertung der Befunde zeigt bereits, dass einige der ursprünglichen Einlassungen auch vom heutigen Dachwerk genutzt werden, andere jedoch eindeutig dem antiken Dachwerk zuzuweisen sind wie z. B. regelmäßige Ausarbeitungen an den pfeilerartigen Aufmauerungen über dem Gebälk. Deren Abmessungen stimmen jeweils mit den von Borromini angegebenen Maßen überein. Darüber hinaus sind nun aber auch genaue Angaben zu der Lage der Binder im Mauerwerksgefüge, zur Tiefe eines Doppelbinders und zu ihren Abständen zueinander möglich. Manche Befunde sind hingegen eindeutig erst einer späteren Nutzungszeit zuzuweisen und könnten vom mittelalterlichen Ausbau des Pantheons zu einer Festung stammen. Andere wiederum scheinen auf den Abbau des Dachwerks im 17. Jahrhundert zurückzugehen.

(Re-) Konstruktion des antiken Dachtragwerks

Auf Grundlage der Baubefunde sowie aller verfügbaren Quellen lässt sich das antike Tragwerk über dem Pronaos

weitestgehend rekonstruieren. Jedes der drei Schiffe der Vorhalle (mit lichten Weiten von 12,60 m im Mittelschiff und 7,60 m in den Seitenschiffen) war im Prinzip durch einfache Hängewerke überspannt, die jedoch über Verlängerungen der Sparren zu durchgehenden Gesamt-Bindern verbunden waren (Abb. 7;8).¹⁶ Über dem Mittelschiff zeigten die Hängewerke einige auffällige Abänderungen: Die Zerrbalken waren höher gesetzt, zu den Knotenpunkten abgewinkelt und zudem in den Knickpunkten durch steile Streben gestützt, die weiter unten in das Mauerwerk eingelassen waren; zusätzlich stabilisierten hier Sparrenknechte die Fußpunkte. Hängewerke wie verlängerte Sparren bestanden jeweils aus zwei Lagen stehender, beidseits in fünf Ebenen geschichteter Bleche im lichten Abstand von circa 30 cm. Für einen Gesamt-Binder kamen 2 x 16 Einzel-Bleche unterschiedlicher Ausformung zur Anwendung; bei einer einheitlichen Dicke von etwa 2,5 cm waren sie bis 74 cm hoch und durch 60 Nietbolzen miteinander verbunden. Insgesamt gab es drei derartige Binder im Abstand von je vier Metern.

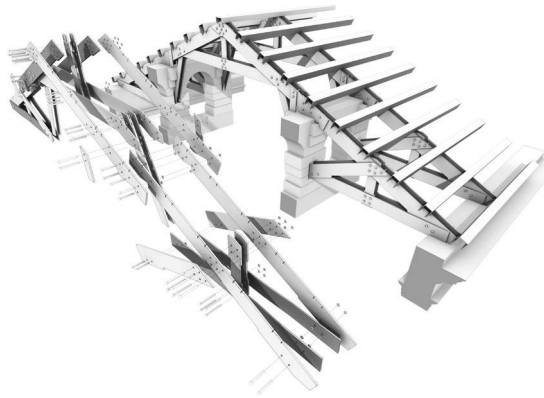
Als Auflager für die Dachdeckung dienten parallel zum Dachfirst aufgebrachte, etwa 12 m lange ›Dachlatten‹, die in den Zeichnungen Borrominis U-förmig dargestellt sind und ob ihrer kräftigen Dimensionen eher als ›Sparrenpfetten‹ bezeichnet werden sollten.¹⁷ Sie trugen die Dachdeckung, die einst offenbar ebenfalls aus Bronze bestand und den ca. 1 cm starken Bronzeplatten vergleichbar gewesen sein dürfte,

14 Vgl. Graßhoff – Heinzlmann – Wäfler 2009. Auch beim zuständigen römischen Denkmalmamt lag keine Dokumentation des Bereichs oberhalb des Gebälks der Vorhalle vor. Für Auskünfte danken wir G. Belardi.

15 Für die Ausführung ist dem Vermessungsbüro Buchholz in Koblenz zu danken.

16 Die ungewöhnliche Konstruktion lässt sich nur teilweise mit den geläufigen Begriffen für historische Dachwerke fassen; im Rahmen des Projekts wurde eine eigene Terminologie entwickelt, die sich jedoch so weit wie möglich auf bekannte Begrifflichkeiten stützt.

17 Nach Borrominis Vermaßung hatten die Sparrenpfetten einen quadratischen Querschnitt ($h = b = \text{circa } 45 \text{ cm}$). Zu ihrer Anzahl sind die Angaben widersprüchlich; Aussagen zur Blechstärke finden sich nicht. Die Rekonstruktion gibt eine in Auswertung der verschiedenen Quellen wahrscheinliche Lösung wieder. Der Massenermittlung (siehe unten) werden insgesamt 15 Sparrenpfetten mit einer Blechstärke von 2,5 cm zugrunde gelegt.



8. Rekonstruiertes Bronzetragwerk (Ausschnitt) mit Schichtung der Blechlagen und Anordnung der Nietbolzen

die noch heute am Rand des Oculus der Pantheonkuppel erhalten sind.¹⁸

Einer der Binder wog etwa 30 Tonnen, eine Sparrenpfette knapp 4 Tonnen, die Nietbolzen insgesamt etwa 3 Tonnen. Das Gesamtgewicht des derart rekonstruierten Dachtragwerks (ohne Dachdeckung und abgehängte Decken) ergibt damit gut 152 Tonnen und entspricht mit einer Abweichung von lediglich etwa 1 Prozent der im Jahre 1625 an die Apostolische Gießerei gelieferten Bronzemenge.

Da die gemauerten Partien über dem Gebälk eindeutig nicht auf Sicht gearbeitet waren, waren mit großer Wahrscheinlichkeit abgehängte Decken oder Gewölbe – wohl ebenfalls aus Bronze – vorhanden. In den Seitenschiffen besteht nicht genügend Raum für halbkreisförmige Tonnen, so dass hier nur Flachdecken oder segmentbogige Tonnen ausgeführt gewesen sein können. Im Mittelschiff war eine Halbkreistonnen offenbar der Grund für die Abwinklung des Zerrbalkens. Bei einer höheren Proportionierung mit 50 Fuß hohen Säulen, wie vielleicht ursprünglich geplant, wäre die Abwinklung des Zerrbalkens nicht erforderlich gewesen, was ebenfalls für die oben erwähnte Umplanung sprechen kann.

Materialeigenschaften der historischen Bronze

Als einzige belastbare Quelle zu den Materialeigenschaften der hier verwendeten antiken Bronze stand der erhaltene Nietbolzen zur Verfügung. Zerstörungsfrei ließen sich aus ihm zwar Aussagen zur chemischen Zusammensetzung und – durch die Computertomografie – zu Art und Qualität des Gusses ermitteln. Um aber auch die physikalischen Eigenschaften der historischen Bronze wie z. B. die Zug- und Scherfestigkeit in etwa einschätzen zu können, wurden am Institut für Metallkunde und dem Gießerei-Institut der RWTH Aachen verschiedene Proben nachgegossen.¹⁹ Der Guss in chemischer Zusammensetzung ›nach römischer Rezeptur‹ erfolgte zunächst in einfache Kokillen, um daraus Zug- und Scher-Proben herzustellen. Ergänzend wurden für den geplanten Fügeversuch fünf Nietbolzen nachgegossen – in originalnahen Abmessungen, in originalnaher chemischer Zusammensetzung und mit originalnaheem Gefüge durch Nachstellen des vermuteten bauzeitlichen Gießverfahrens (Sandguss, stehend, Kopf unten).

Wie vermutet, zeigte das Gefüge des nachgestellten Bronzematerials eine gewisse Porosität sowie manche Inhomogenitäten und Lunker. In den Zugversuchen streuten die Ergebnisse dann zwar auch stärker als bei heutigen Bronzezüßungen, die Mittelwerte der Zug- und Scherfestigkeiten aber entsprachen *cum grano salis* denen heutiger Bronzewerkstoffe.²⁰

Statische Bewertung

Offenkundig war das antike Bronze-Dachwerk tragfähig, recht genau 1500 Jahre hat es schließlich bestanden. Gilt dies auch für die hier entwickelte Rekonstruktion? Im Rahmen einer Masterarbeit wurde das Bronzetragwerk statisch genauer untersucht.²¹ Der Berechnung wurde als

18 Vgl. De Fine Licht 1968, 143 Abb. 154.

19 Für die Betreuung einer Seminararbeit sowie Vorbereitung und Durchführung der Nachgüsse danken die Verfasser Frau Sandra Korte-Kerzel und Frau Monika Wirth und ihren Mitarbeitern am Institut für Metallkunde und am Gießerei-Institut der RWTH Aachen.

20 Für die engagierte Vorbereitung und Durchführung der Zug- und Scherversuche, aber auch des weiter unten vorgestellten Fügeversuchs ist Michael Petke und Klaus-Jürgen Hüniger sowie den beteiligten Mitarbeitern der FMPA der BTU Cottbus – Senftenberg herzlich zu danken.

21 Gunkel 2015. Die Berechnung erfolgte für ein ebenes Stab-Tragwerk nach Theorie erster Ordnung; Stabilitätsprobleme wurden in erster Näherung im Rahmen der Bemessung berücksichtigt. Eine genauere räumliche Berechnung, die auch z. B. geometrische Nichtlinearitäten berücksichtigt, steht aus und könnte die Aussagedichte erhöhen.

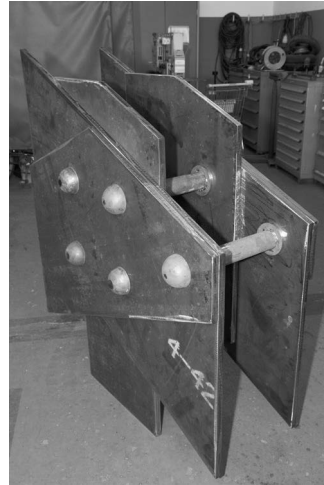
ungünstigster Fall der mittlere der drei Binder mit der größten Lastezugsfläche zugrunde gelegt; als Belastung wurden eine Eindeckung mit Bronzeplatten sowie Windlasten nach heutigen Normwerten in Ansatz gebracht. Mit den Ergebnissen der Zug- und Scherversuche standen zudem belastbare Eingangswerte für eine Nachbemessung bereit.

Im Ergebnis bestätigte die Untersuchung den soliden Eindruck, den die schwere Binderkonstruktion macht: Zwar ist die Auslastung in einigen Bereichen recht hoch und in Querrichtung gibt es aufgrund der hohen Schlankheit der stehenden Bleche gewisse Stabilitätsprobleme, insgesamt aber verfügen die rekonstruierten Binder über ausreichende Tragsicherheit. Erst recht gilt dies für die deutlich weniger ausgelasteten Sparrenpfetten und auch die lastübertragenden Nietbolzen in den Knotenpunkten.

Fügetechniken

Wie schließlich könnten die Details ausgebildet gewesen, und welche Fügetechniken könnten zur Anwendung gekommen sein? Um dies zu klären, wurde in der FMPA der BTU Cottbus unter Mitwirkung zweier Schmiede exemplarisch ein ›Drei-Stab-Knoten‹ aus dem Seitenschiff-Hängewerk im Maßstab 1:1 nachgebaut. Die sechs hier zusammenkommenen Bleche (je zwei Sparren, Sparrenstreben und Hängesäulen) waren durch fünf Nietbolzen miteinander verbunden. Ergänzend kamen Sicherungsringe zum Einsatz, auf die es in den Quellen verschiedene Hinweise gibt. Die Nietbolzen und Ringe bestanden aus Bronze, die Bleche hingegen – aus Kostengründen und ohne nennenswerte Abstriche an der Aussagegültigkeit – aus Stahl (Abb. 9).

Im Ergebnis lieferte der Fügeversuch eine Reihe wertvoller Erkenntnisse. So zeigte sich, dass es lediglich einer Schlagdauer von etwa einer Minute bedarf, um einen derartigen Nietbolzen zu fixieren – vorausgesetzt, das Schlagen erfolgt zur Aktivierung des Materialfließens (rheologisches Verhalten) im raschen Rhythmus durch mindestens zwei



9. ›Drei-Stab-Knoten‹ im Originalmaßstab im Ergebnis des Fügeversuchs

Schmiede. Im Detail wurden dabei verschiedene Varianten der Fixierung getestet (vertikales versus horizontales Schlagen, Sicherung durch Ringe versus durch Keile); alle Verfahren führten zu einer ausreichenden Fixierung des Bolzen-Endes.

Insgesamt bestätigte der Fügeversuch die Machbarkeit der angenommenen Knotenausbildung und zeigte auf, dass sich die Verbindungen mit erstaunlich geringem Aufwand durch Kaltschmieden herstellen lassen. Ein Warmschmieden wäre im Übrigen allein schon materialbedingt gar nicht möglich gewesen.²²

Bronze statt Holz – ein Einzelfall?

Das Strukturkonzept des Dachtragwerks beruht im Grundsatz ganz offenkundig auf dem Vorbild antiker Holzdachwerke, auch wenn die hier pfettenlose Ausführung bei dennoch weitem Binderabstand als eher ungewöhnlich gelten muss. Seit archaischer Zeit sind einfache Hängewerkbinder in verschiedenen Ausformungen zumindest in kleineren Ausführungen nachgewiesen²³ und auch Hängewerke größerer Spannweiten dürften vielfach gebaut worden sein,

22 Für die schmiedetechnische Beratung und das Schmieden selbst danken die Verfasser Vater und Sohn Merkel von der Kunstschmiede Merkel in Felixsee. Ein kurzer Film über den Fügeversuch unter <https://www.b-tu.de/fg-bautechnikgeschichte/forschung/laufende-projekte/das-bronzedachwerk-der-vorhalle-des-pantheons-in-rom>.

23 Vgl. beispielsweise die Hinweise auf phrygische Grabreliefs, von Kienlin 2011, 81–92; Valeriani 2006, 107–114.



10. Blick aus dem westlichen Seitenschiff in das rekonstruierte Bronzetragwerk

ungeachtet dessen, dass sie nicht erhalten oder bislang gesichert rekonstruierbar sind.²⁴

Warum aber wurde das Dachwerk dann in der sehr viel teureren Bronze ausgeführt? Die Spannweite von maximal knapp 13 Metern kann ebenso wenig dafür ausschlaggebend gewesen sein wie das Ziel, die ›High-Tech-Konstruktion‹ zur Schau stellen zu wollen: Das Tragwerk blieb dem Auge ja offensichtlich durch abgehängte Decken verborgen. Am ehesten steht zu vermuten, dass ein bestmöglicher Brandschutz

entwurfsbestimmend war: Gerade nach der Zerstörung des Vorgängerbaus durch einen Brand sollte dieses höchststrangige kaiserliche Bauwerk nun wohl endlich und unbedingt ›feuersicher‹ sein.

Derart großformatiger Bronzeguss war in der römischen Antike bekanntermaßen hoch entwickelt. Zur Verstärkung von Bauteilen fand zudem Eisen in der römischen Architektur vielfach Verwendung.²⁵ Bislang gibt es aber keine belastbaren Hinweise auf weitere ganz aus Metall gefertigte antike Dach- oder Tragwerke. Zwar findet sich bei Pausanias die Erwähnung, dass »τον οροφόν χαλκού« der Basilika Ulpia am Trajansforum aus Bronze bestanden habe, doch ist der hier verwendete Begriff nicht hinreichend eindeutig, um sicher festzustellen, ob er sich auf das Dach oder die abgehängte Decke bezieht.²⁶

Das Bronze-Dachwerk über dem Pronaos des Pantheons scheint somit nach bisherigem Kenntnisstand das einzige Metall-Tragwerk dieser Art in der Antike gewesen zu sein. Sein dem Holzbau entlehntes Konzept war im Grundsatz traditionell, die Transformation in den neuen Bau-Stoff Bronze evozierte indes eine Vielzahl von Herausforderungen. Die bewundernswerte Kühnheit des singulären Tragwerks offenbart sich weniger in der Struktur als vielmehr in ihrer konstruktiven Durchbildung (Abb. 10).

Anschrift der Verfasser:

Dorothee Heinzelmann, LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland; Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege, Abtei Brauweiler, Ehrenfriedstraße 19, 50259 Pulheim-Brauweiler
Michael Heinzelmann, Universität zu Köln, Philosophische Fakultät, Archäologisches Institut, Albertus Magnus Platz, 50923 Köln

Werner Lorenz, Brandenburgische Technische Universität Cottbus – Senftenberg, Lehrstuhl für Bautechnikgeschichte und Tragwerkserhaltung, Konrad-Wachsmann-Allee 8, 03046 Cottbus

24 Bislang nicht zu beantworten ist die Frage, ob die Form der Palladiana, wie sie vermutlich seit frühchristlicher Zeit bestand und bisweilen für antike Bauwerke rekonstruiert wird, tatsächlich schon in der Antike bekannt war; vgl. hierzu Valeriani 2006, 114–120. Zahlreiche Räume mit großer Spannweite ohne Zwischenstützen dürften mit Sparrendächern mit Hängewerken gedeckt gewesen sein.

25 Vgl. zum Einsatz von Metallbewehrungen in Gewölbekonstruktionen und anderen baulichen Kontexten u. a. DeLaine 1987, 147–156; Hoffmann 1980, 26; Uebliacker 1985, 39 f.; Giuliani 1975, 336 f.; Hoffmann 1991, 99–106.

26 Zitat Pausanias V.12.6; X.5.11.

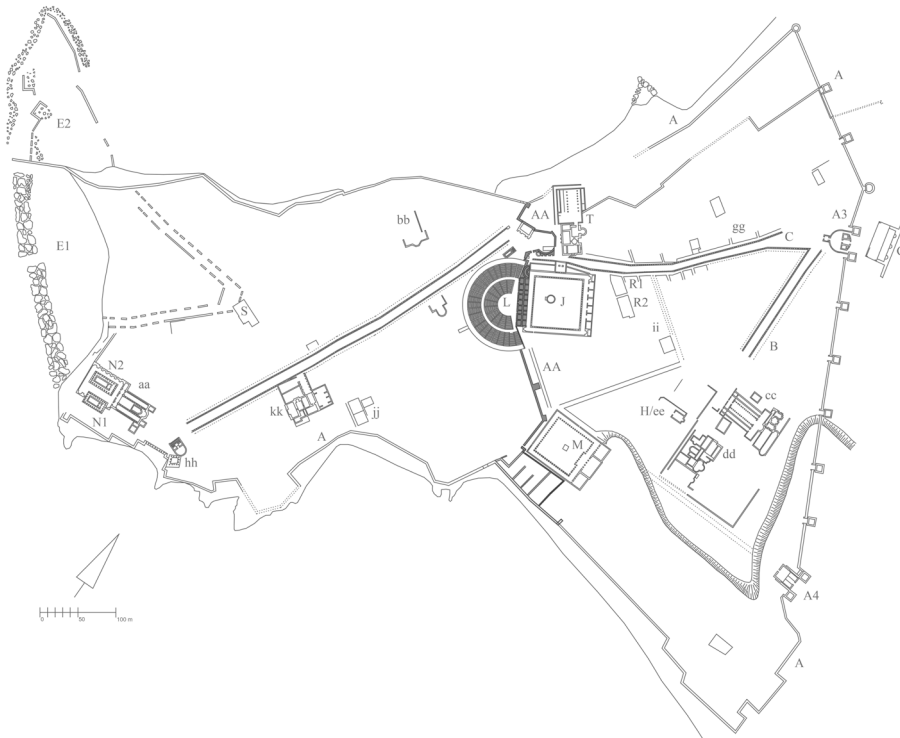
Literatur

- Ashby 1913: T. Ashby: ohne Titel, in: BSR 6.1913, 202–204
- De Fine Licht 1968: K. De Fine Licht: The Rotunda in Rome. A study of Hadrian's Pantheon (1968)
- DeLaine 1987: J. DeLaine: 'Cella solearis' of the Baths of Caracalla: a reappraisal, in: BSR 55.1987, 147–156
- DeLaine 2015: J. DeLaine: The Pantheon Builders: Estimating Manpower for Construction, in: T. A. Marder – M. Wilson Jones (Hg.): The Pantheon from Antiquity to the Present (2015) 160–192
- Fanucci 1601: C. Fanucci: Trattato di tutte l'opere pie dell'alma citta di Roma (1601)
- Graßhoff – Heinzelmann – Wäfler 2009: G. Graßhoff – M. Heinzelmann – M. Wäfler (Hg.): The Pantheon in Rome. The Bern Digital Pantheon Project, Pantheon 2 (2009)
- Gunkel 2015: M. Gunkel: Der Bronze-Dachstuhl der Pantheon-Vorhalle in Rom. Rekonstruktion, statische Bewertung und Analyse (Masterarbeit am Lehrstuhl Bautechnikgeschichte und Tragwerkserhaltung, BTU Cottbus – Senftenberg) (2015)
- Haselberger 1996: L. Haselberger: Die Fronthalle des Pantheon: Ein Werkriss des Dachstuhls?, in: E.-L. Schwandner (Hg.): Säule und Gebälk. Zu Struktur und Wandlungsprozess griechisch-römischer Architektur (Diskussionen zur antiken Bauforschung 6) (1996) 182–189
- Heinzelmann 2009: M. Heinzelmann: Il Pantheon, in: H. von Hesberg – P. Zanker (Hg.): Storia dell'architettura italiana. Architettura romana, i grandi monumenti di Roma (2009) 142–151
- Heinzelmann – Heinzelmann (2016): D. Heinzelmann – M. Heinzelmann: The Bronze Truss of the Portico of the Pantheon in Rome, in: J. DeLaine – St. Camporeale – A. Pizzo (Hg.): Arqueología de la Construcción V. Man-made materials, engineering and infrastructure. Proceedings of the 5th International Workshop on the Archaeology of Roman Construction, Oxford, April 11–12, 2015 (Anejos de Archivo Espanol de Arqueología 77 (2016) 59–74
- Heres 1982: G. Heres: Beiträge zur antiken Bronzekunst, in: Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte 22.1982, 196–197
- Hetland 2007: L. Hetland: Dating the Pantheon, in: JRA 20.2007, 95–112
- Hetland 2015: L. Hetland: New Perspectives on the Dating of the Pantheon, in: T.A. Marder – M. Wilson Jones (Hg.): The Pantheon from Antiquity to the Present (2015) 79–98
- Hoffmann 1980: A. Hoffmann: Das Gartenstadion in der Villa Hadriana (1980)
- Hoffmann 1991: A. Hoffmann: Konstruieren mit Eisen, in: A. Hoffmann u.a. (Hg.): Bautechnik der Antike (DiskAB 5) (1991) 99–106
- Jones 1970: Inigo Jones on Palladio: being the notes by Inigo Jones in the copy of I quattro libri dell' architettura di Andrea Palladio, 1601, in the library of Worcester College, Oxford, vol. I and II. Reproduced by Courtesy of the Provost and Fellows (1970)
- Lanciani 1897: R. Lanciani: The Ruins and Excavations of Ancient Rome (1897)
- Lapenna 2006: M. C. Lapenna: Indagini archivistiche. Archivio Centrale dello Stato: Regesto 1875–1927, in: G. Belardi: Il Pantheon. Storia, Tecnica e Restauro (2006) 153–164
- Peltz 2011: U. Peltz: Nägel, Stifte, Niete. Befestigungstechnik im samischen Heraion (BAR International Series 2266) (2011)
- Pollak 1928: O. Pollak: Die Kunsttätigkeit unter Urban VIII., Bd. 1 (1928)
- Rice 2008: L. Rice: Bernini and the Pantheon Bronze, in: G. Satzinger – S. Schütze (Hg.): Sankt Peter in Rom 1506–2006. Beiträge der internationalen Tagung vom 22.–25. Februar 2006 in Rom (2008) 337–352
- Thelen 1967: H. Thelen: Francesco Borromini – Die Handzeichnungen. Veröffentlichungen der Albertina II (1967)
- Ueblacker 1985: M. Ueblacker: Das Teatro Marittimo in der Villa Hadriana (1985)
- Valeriani 2006: S. Valeriani: Kirchendächer in Rom (2006)
- von Kienlin 2011: A. von Kienlin: Überlegungen zur Entwicklung weitspannender Dachtragwerke in Anatolien, in: A. von Kienlin (Hg.): Holztragwerke der Antike (Byzas II) (2011) 81–92
- Wilson Jones 2009: M. Wilson Jones: The Pantheon and the Phasing of its Construction, in: G. Graßhoff – M. Heinzelmann – M. Wäfler (Hg.): The Pantheon in Rome. Contributions to the Conference Bern, November 9–12, 2006, Pantheon 1 (2009) 69–87
- Wilson Jones 2015: M. Wilson Jones: Building on Adversity: The Pantheon and Problems with its Construction, in: T.A. Marder – M. Wilson Jones (Hg.): The Pantheon from Antiquity to the Present (2015) 193–230
- Yerkes 2013: C.Y. Yerkes 2013: Drawings of the Pantheon in the Metropolitan Museum's Goldschmidt Scrapbook, in: Metropolitan Museum Journal 48.2013, 87–120

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 2, 5: D. und M. Heinzelmann; Abb. 3: The Metropolitan Museum of Art New York, Goldschmidt Scrapbook, 68.769.1, verso; Abb. 4: Wien, Albertina, Thelen 1967 C 26; Abb. 6: D. Heinzelmann; Abb. 7: M. Gunkel, D. Heinzelmann, W. Lorenz; Abb. 8, 10: Visualisierung M. Gielen, BTU Cottbus – Senftenberg; Abb. 9: R. Wiezorek, BTU Cottbus – Senftenberg

Stadtbauforschung an der sogenannten Attius Philippus-Mauer in Side (Pamphylien)¹



1. Stadtplan von Side mit der sogenannten Attius Philippus-Mauer an der schmalsten Stelle der Halbinsel und den verwendeten Bezeichnungen

Die sogenannte Attius Philippus-Mauer in Side teilte die auf einer Halbinsel angelegte antike Stadt in zwei etwa gleich große Teile (Abb. 1: AA). Kaiserzeitliche Anlagen wie die Agora (J) und die ›Staatsagora‹ (M), aber auch frühbyzantinische Bauten wie die Bischofskirche (cc) und der Bischofspalast (dd) verblieben jenseits dieser Mauer, die meist auf älteren Bauten wie dem Bühnengebäude

des Theaters (L) aufsitzt und aus Gliedern antiker Bauten zusammengesetzt ist, die möglicherweise eigens für den Mauerbau abgetragen wurden. Die Mauer veränderte die Stadt sichtbar und nachhaltig, doch wann und warum?

Seit Beginn der Grabungen in Side 1947 wurden auffallend unterschiedliche Datierungs- und Deutungsvorschläge für die Mauer vorgelegt, unter anderem wurde

1 Ich danke dem Grabungsleiter Prof. Dr. Hüseyin Sabri Alanyalı, Prof. Dr. Feriřtah Soykal-Alanyalı und der gesamten Grabungsmannschaft für ihr Vertrauen und das gute Arbeitsklima vor Ort. Mein Dank gilt außerdem dem Türkischen Ministerium für Kultur und Tourismus für die Genehmigung und der Gerda Henkel Stiftung, welche die Untersuchungen seit 2013 fördert.

eine in einem Abschnitt in der Nähe des Bogentors verbaute Inschrift als Bauinschrift gedeutet. Sie belegt eine Baustiftung von Attius Philippus, einem Vikar, der in der 2. Hälfte des 4. oder am Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. gelebt hat.² Es ist die Zeit, in der die Isaurer in die pamphyllische Küstenebene einfielen. Genau darin sah der erste Ausgräber von Side, Arif Müfid Mansel, den Anlass für den Mauerbau.³

Der heftigste Kritiker dieser These ist Clive Foss, der die Mauer ins 7. Jahrhundert n. Chr. datiert und als Schutz vor den Angriffen der Perser oder Araber interpretiert.⁴ Christian Gliwitzky schlägt eine Datierung ins 11./12. Jahrhundert n. Chr. vor, weil noch in mittelbyzantinischer Zeit Einbauten im Bischofspalast – jenseits der Mauer – nachweisbar sind.⁵ Einzig Urs Peschlow zweifelt an einer Wehrfunktion. Er regt an, dass die Mauer ein Symbol städtischer Macht darstellt, errichtet im 5./6. Jahrhundert n. Chr. – einer Zeit, die zu den Blütephasen der Stadt zählt.⁶

Das sind eine Menge Vorschläge mit weitreichenden Konsequenzen für die Stadtbaugeschichte. Sie basieren auf Beobachtungen und historischen Überlegungen, nicht auf einer sorgfältigen Untersuchung der Mauer und nicht auf gezielten Grabungen. Diese sind Kern des aktuellen Projekts, dessen Ansatz, Methodik und erste Ergebnisse hier vorgestellt werden.

Ziel des Projekts war ursprünglich eine zuverlässige Datierung und Deutung der Mauer und eine Bewertung ihrer Folgen für die Entwicklung der Stadt. Doch schnell zeigte sich, dass die Mauer, eben weil sie auf älteren Strukturen aufbaut und aus wiederverwendeten Baugliedern besteht, wichtige Hinweise zur Stadtbaugeschichte von Side mindestens von der frühromischen bis zur mittelbyzantinischen Zeit liefert. Bauforschung wurde zur Stadtbauforschung.



2. Abschnitte der Mauer südwestlich des Bogentors mit der Latrine, dem Bühnengebäude des Theaters, der Kurtine 3 und den Türmen 2 und 1 (von rechts nach links), 2012

Grundzüge der Stadtentwicklung und Forschungsfragen

Side wurde spätestens in römischer Zeit durch eine massive Landmauer vom Festland getrennt (Abb. 1: A).⁷ Zwei Tore, das Haupt- und das Osttor (A₃, A₄), führten in die Stadt. Über eine Säulenstraße (C) gelangte man vom Haupttor zum Theater (L) und weiter zu den kaiserzeitlichen Tempeln (N₁, N₂) am Hafen (E₁, E₂).⁸ Noch in frühbyzantinischer Zeit wurde zweifelsohne die gesamte Halbinsel genutzt. Nahe der Landmauer wurden im 5./6. Jahrhundert die größte Basilika der Stadt (cc) und der mutmaßliche Bischofspalast (dd) angelegt. Innerhalb des Komplexes gibt es zwei mittelbyzantinische Kircheneinbauten (Kapelle in dd und H/ee).⁹ Der jüngste Baubefund für die Besiedlung der Stadt ist eine ins 11. Jahrhundert datierte kleine Kirche im ehemaligen

2 Nollé 2001, 488–490 Nr. 167. Vgl. Foss 1977, 173. 176–179.

3 Mansel 1963, 11; Mansel 1978, 67 f. Dem folgen: Hellenkemper – Hild 2004, 386–389.

4 Foss 1977, 175. 180. Dem schließt sich an: Niewöhner 2010, 258.

5 Gliwitzky 2005, 376 f.

6 Peschlow 2010, 74–79.

7 Zur Landmauer: Mansel 1963, 27–39; Mansel 1978, 37–66. A. M. Mansel datierte die Mauer ins 2. Jahrhundert v. Chr. Neue Grabungen im Osttor unter der Leitung von U. Lohner-Urban deuten jedoch zumindest für das Tor auf eine frühromische Datierung: Lohner-Urban 2014. Davon ausgehend untersucht M. Grebien seit 2015 die Landmauer: Grebien 2016.

8 Zur Stadtanlage: Mansel 1963, 17–25; Mansel 1978, 21–34.

9 Zum Bischofspalast: Mansel 1978, 267–284; Hellenkemper – Hild 2004, 392 f. Zu den Kircheneinbauten: Eyice 1958, 35–42; Ruggieri 1995, 108–113; Hellenkemper – Hild 2004, 391–393; Gliwitzky 2005, 340–347. 371–373. Das Quartier wird seit 2015 von A. Pülz untersucht: <<http://www.oeaw.ac.at/antike/index.php?id=467>> (30.09.2016).



3. Kurtine 3 von Nord; links: Turm 2, rechts: Cavea-Eckpfeiler des Theaters, 2014

Mittelschiff der frühbyzantinischen Basilika am Hafen (aa).¹⁰

Was dabei in Bezug auf die ›Attius Philippus-Mauer‹ (Abb. 2) wichtig ist: Was schloss sie ein? Was schloss sie aus? Bildete sie einen Rückzugsort in Krisenzeiten oder begrenzte sie bei ihrer Errichtung eine auf die Hälfte geschrumpfte Stadt? Kappte sie wichtige Verkehrsverbindungen? Bedeutete ihre Errichtung die Aufgabe öffentlicher oder religiöser Anlagen, z. B. der Agora, der ›Staatsagora‹ oder der Bischofsbasilika?

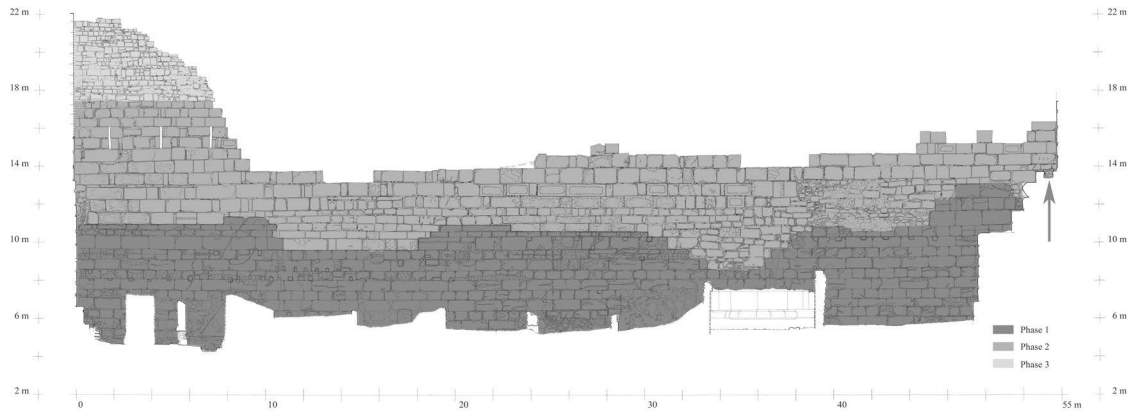
Bauforschung an der Mauer soll folgende Fragen klären: War die Mauer überhaupt eine Wehrmauer, d. h. bot sie angemessene Möglichkeiten für die Verteidigung der Stadt? Ging ihre Errichtung mit der Schaffung eines freien Vorfelds einher? Lässt sich eine systematische ›Spolierung‹

benachbarter Bauten nachweisen, und schließlich: In welches Jahrhundert kann die Mauer datiert werden?

Kurtine 3

Um die Fülle an Fragen in der zur Verfügung stehenden Zeit zu beantworten, wurde 2013 ein Hauptuntersuchungsbereich definiert, gereinigt und dokumentiert. Es handelt sich dabei um den etwa 150 m langen Abschnitt von dem kleinen Tor in der Südwestecke der ›Staatsagora‹ bis zum Theater (Abb. 1). Er wurde ausgewählt, weil er gut erhalten, am ehesten als Verteidigungsmauer anzusprechen und relativ wenig durch frühere Arbeiten verunklärt ist. Hinzu kommt, dass bereits 2012 beobachtet

¹⁰ Ruggieri 1995, 113–115; vgl. Hellenkemper – Hild 2004, 390 f. S. Eyice und A. M. Mansel datierten die Kirche ins 8./9. bzw. 9./10. Jahrhundert n. Chr., nicht zuletzt weil sie von einer Aufgabe der Stadt in mittelbyzantinischer Zeit ausgingen: Eyice 1957, 131; Mansel 1963, 164 f.; Mansel 1978, 265 f.



4. Kurtine 3, Ansicht mit Kartierung der drei Mauerbauphasen. Der Pfeil zeigt die mit der Errichtung der Spolienmauer (Phase 2) verschlossene Mündung eines Wasserkanals, 2016

wurde, dass die Kurtinen zu beiden Seiten von Turm 2 auf einer älteren Mauer sitzen, die Hinweise zur hellenistisch-römischen Urbanistik von Side versprach.

Anhand von Kurtine 3 (Abb. 3) lässt sich zeigen, was die Untersuchung der Mauer leistet. Die Ansicht zeigt drei Mauerwerksarten, die drei Bauphasen entsprechen: 1. eine Konglomerat-Quadermauer, 2. eine darauf aufsitze, aus großen Blöcken gefügte Spolienmauer und 3. darüber eine aus kleinen Blöcken, Bruchsteinen, Ziegeln und Mörtel zusammengesetzte Mauer (Abb. 4). Kurtine 3 hatte also nicht eine, sondern gleich drei Bauphasen, darunter allein zwei byzantinische, die datiert und erklärt werden müssen.

Die Konglomerat-Quadermauer (Phase 1) besteht aus mörtelfrei geschichteten Blöcken mit alternierenden Läufer- und Binderschichten und korrespondierenden Stoßfugen. Sie ist mindestens 2,4 m breit und massiv aufgeführt. Sie weist keine Öffnungen, aber Einarbeitungen auf, die im Zusammenhang mit Tabernen und einer vor der Mauer sekundär aufgestellten Exedra stehen. Direkt am Theater ist die Mauer 6,0 oder sogar 9,0 m¹¹ hoch erhalten.

Die aufsitzende Spolienmauer aus Blöcken unterschiedlicher Provenienz (Phase 2) ist auf Höhe der Schießscharten, von denen drei vollständig erhalten sind, rund 2,4 m breit. Oberhalb zeichnet sich in der Ansicht und im Schnitt eine Brüstung ab. Demnach besaß die nun etwa 13,0 m hohe Mauer an dieser Stelle zwei Verteidigungsebenen: eine auf der Ebene der durch einzelne Nischen erschlossenen Schießscharten und eine auf deren Abdeckung mit einem 1,6 m breiten oberen Wehrgang.

Dieser obere Wehrgang wurde durch eine nachträglich aufgesetzte, 4,5 m hohe und 1,6 m breite Mauer (Phase 3) auf 0,8 m verengt. Die Erhöhung der Mauer halbierte die nutzbare Verteidigungslinie, dürfte aber mit 17,5 m Höhe einen imposanten Eindruck hinterlassen haben.¹²

Hinweise zur Stadtbaugeschichte

Die Bauphasen der Kurtine 3 lassen sich anhand benachbarter Bauten chronologisch eingrenzen. So wurde die abgetreppte *analemma*-Mauer des Theaters vor die Konglomerat-Quadermauer (Phase 1) gesetzt. Das Theater

11 Bei den obersten, nur in der Nähe des Cavea-Eckpfeilers des Theaters vorhandenen Schichten ist nicht klar, ob sie zur ursprünglichen Bauphase gehören. Befunde neben Turm 2 sprechen für massive Reparaturen oder nachträgliche Umbauten an der Konglomerat-Quadermauer.

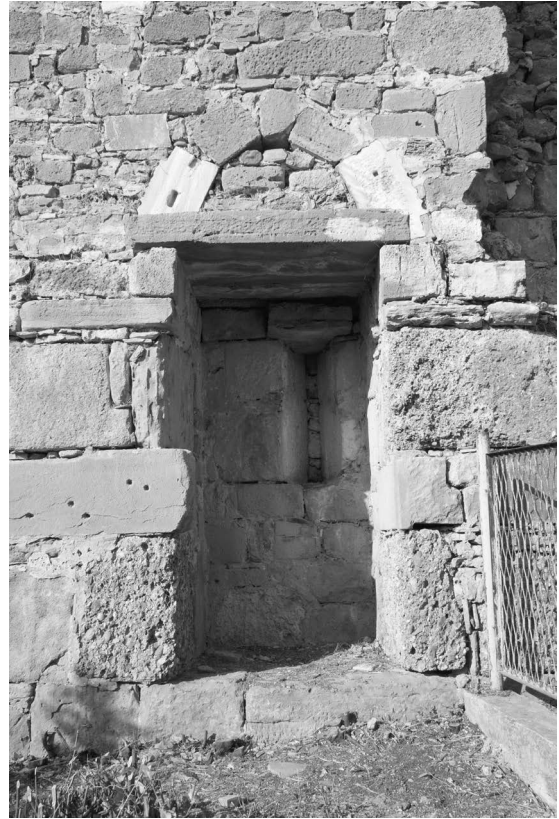
12 Vgl. Piesker 2016, 299 f. Abb. 26.2–5.



5. Mündung des Wasserkanals südwestlich des Cavea-Eckpfeilers des Theaters, 2013

wurde in der überlieferten Form im 2. Jahrhundert n. Chr. errichtet;¹³ die Quadermauer muss also älter sein. Die aus großen Blöcken zusammengesetzte Spolienmauer (Phase 2) ist gegen den Eckpfeiler der Cavea gesetzt; sie ist also jünger.

Erst nach der Errichtung der *analemma*-Mauer und damit mit Sicherheit mit einigem zeitlichen Abstand zur Konglomerat-Quadermauer, also frühestens im späten 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr., wurde ein Wasserkanal an der *analemma*-Mauer entlang und um den Cavea-Eckpfeiler herumgeführt. Der Kanal mündet neben dem Pfeiler (Abb. 5). Die Wasserleitung, die entlang beider *analemmata* des Theaters und auf der Außenseite des Bühnengebäudes nachweisbar ist, führte auf der damit sekundär



6. Von der westlichen Mauer von Turm 2 zugesetzte Schießscharte der ersten byzantinischen Mauerphase, 2013

als Aquädukt genutzten Konglomerat-Quadermauer zu einer noch nicht untersuchten mutmaßlichen Therme südlich der ›Staatsagora‹.

Spätestens mit der Errichtung der Spolienmauer (Phase 2) wurde der Kanal zerstört und die Mündung zugesetzt. Die Aufgabe und Zerstörung der Wasserleitung bildet einen, vielleicht den wichtigsten Terminus post quem für die mutmaßliche byzantinische Wehrmauer; sie bildet auch einen Anhaltspunkt für die Dauer der Nutzung der südlichen Therme – ein Hinweis zur Stadtbaugeschichte diesseits der Mauer.

Eine regelmäßige Ladenreihe vor der Konglomerat-Quadermauer wurde zeitlich vor der *analemma*-Mauer errichtet. Die Stirnwand der Cavea stört die davor gelegenen

13 Zum Theater vgl. Mansel 1963, 122–142; Mansel 1978, 187–213. A. M. Mansel datierte die Errichtung pauschal »gegen die Mitte des 2. Jhs. n. Chr.«: Mansel 1963, 138. Vgl. Mansel 1978, 208.

Tabernen, wobei nur hier Reste einer aus Kalksteinquadern mörtelfrei gefügten Fassade erhalten sind. In allen anderen Abschnitten wurden die Läden wohl mehrfach grundlegend erneuert und – vermutlich bei Errichtung der byzantinischen Spolienmauer (Phase 2) – abgetragen.

Aus logistischen Gründen muss die Tabernenreihe nach der Konglomerat-Quadermauer gebaut worden sein, wobei sie Teil ein und derselben Baumaßnahme sein kann. Da die Tabernen vor dem hochkaiserzeitlichen Theater und damit spätestens in der frühen Kaiserzeit errichtet wurden, muss die Konglomeratmauer ebenso alt oder älter sein.¹⁴

In den Jahren 2013–15 unter der Leitung von Feriştah Soykal-Alanyalı und Serap Erkoç angelegte Sondagen im Winkel von Kurtine 3 und Turm 2 sollten klären, wie lange die Tabernen vor der Kurtine genutzt wurden – ein wichtiger Terminus post quem für eine darüber errichtete byzantinische Wehrmauer. Einer vorläufigen Auswertung der Funde zufolge datiert die letzte große Ausbauphase der Läden in die Zeit um 400 n. Chr. und umfasste eine mit einem Ziegelgewölbe überdeckte Halle, welche die Agora mit der ›Staatsagora‹ verband. Die Aufgabe der Läden kann bisher nicht sicher datiert werden; die jüngsten Funde in den Kammern vor Kurtine 3 und in der Fundamentgrube von Turm 2 reichen bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts.¹⁵

Dabei ist zu beachten, dass Turm 2 – im Gegensatz zum südlich gelegenen Turm 1 – mit großer Sicherheit zur jüngeren der beiden byzantinischen Mauerphasen gehört: Er verdeckt drei Schießscharten der älteren (Abb. 6). Die jüngere Mauer wurde auf und gegen die Brüstung des oberen Wehrgangs der älteren gesetzt. Sie wurde mit Turm 2 verzahnt, brach jedoch auf der Innenseite von Kurtine 2 dennoch großflächig aus. Bei Kurtine 3 ist die ältere Brüstung von der erhaltenen Innenschale der jüngeren Mauer verdeckt, aber auch hier stellenweise sichtbar.

Die Schießscharten der unteren Wehrebene der älteren Phase (Phase 2) wurden durch Nischen erschlossen, die durch Mauerpfeiler voneinander getrennt waren. Bei der Erhöhung der Kurtine (Phase 3) wurden die Nischen mit Entlastungsbögen überfangen, wozu systematisch Fragmente der Cella-Mauer des Rundtempels auf der Agora verwendet wurden.¹⁶ Dieser wurde demnach spätestens bei der Errichtung der jüngeren byzantinischen Mauerphase abgetragen – ein Hinweis zur Stadtbaugeschichte jenseits der Mauer.

Zur Frage der Wehrfähigkeit der byzantinischen Mauer

Mit zwei Wehrebene mit regelmäßigen Schießscharten-Nischen auf der unteren und einem mit einer Brüstung geschützten Wehrgang auf der oberen Ebene bildete Kurtine 3 in der ersten byzantinischen Bauphase (Phase 2) eine veritable Wehrmauer. Das gilt auch für die Kurtinen 1, 2 und Turm 1, nicht aber notwendigerweise für die gesamte Mauer.

Der einzige andere, recht eindeutig als Wehrmauer anzusprechende Abschnitt der ›Attius Philippus-Mauer‹, Kurtine 4 mit Turm 3 am nördlichen Ende (Abb. 7), zeigt Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. So besteht die Kurtine hier ausschließlich aus Spolienquadern. Es sind ebenfalls zwei Wehrebene nachweisbar, allerdings in Form zweier durchgehender Wehrgänge. Das einheitliche Mauerwerk spricht dafür, dass man nicht auf vorhandene Strukturen aufbauen konnte; die abweichende Konstruktion der Wehrebene dürfte dem abfallenden Gelände auf der Innenseite geschuldet sein. Kurtine 4 illustriert, wie die Mauer an die individuelle topographische und städtebauliche Situation angepasst wurde.

14 Die Mauer terrassiert einen natürlichen Höhenversprung, der auch für die Anlage eines nur hypothetisch zu rekonstruierenden hellenistischen Vorgängerbaus des kaiserzeitlichen Theaters verantwortlich sein dürfte. Ob sie Teil einer hellenistischen Stadtbefestigung und die äußere Landmauer Teil eines frührömischen Stadtausbaus war, wie von U. Lohner-Urban vermutet, müssen weitere Forschungen zeigen. Vgl. Lohner-Urban 2016, 200f.

15 Die Auswertung der Sondagen ist nicht abgeschlossen. Ich danke F. Soykal-Alanyalı für erste Einblicke in ihre Ergebnisse. Der wahrscheinliche repräsentative Ausbau der Tabernen um 400 n. Chr. macht die Errichtung einer von Attius Philippus gestifteten Wehrmauer in eben dieser Zeit unwahrscheinlich.

16 Zum Rundtempel auf der Agora vgl. Mansel 1963, 102–107; Mansel 1978, 157–167.



7. Stadtseitige Ansicht von Kurtine 4 und Turm 3 mit durchgehendem unterem Wehrgang und Resten der Kragplatten, auf denen der obere Wehrgang ruhte, 2015

Das gilt umso mehr für die Abschnitte, in denen hoch aufragende ältere Bauten, darunter eine Zisterne, ein neu entdeckter Versammlungsbau,¹⁷ das Bogentor über der Hauptstraße mit den benachbarten Brunnen, das Theater und die mutmaßliche Therme südlich der ›Staatsagora‹ in die Mauer einbezogen wurden (Abb. 1). Die Frage, was Anpassung war und was gar nichts mit der mutmaßlichen Wehrmauer zu tun hatte, ist aus dem lückenhaften, durch die frühen Grabungen gestörten Baubefund heraus nicht immer sicher zu beantworten.

Dafür, dass es sich bei der ersten byzantinischen Mauer tatsächlich um eine Wehrmauer handelte, sprechen neben den Kurtinen, welche eine aktive Verteidigung erlauben, zahlreiche zugesetzte Öffnungen. Mit Ausnahme zweier kleiner Tore – im verkleinerten Bogentor und in der Südwestecke der ›Staatsagora‹ – wurden wohl alle Durchlässe dauerhaft verschlossen. Die über die gesamte Mauerbreite zugemauerten Öffnungen und auf der Innenseite massiv verstärkte Mauerabschnitte sind kaum

allein mit statischen Problemen – und auch nicht mit der Errichtung eines Symbols städtischer Macht in Friedenszeiten – zu erklären. Es liegt vielmehr die Vermutung nahe, dass man sich buchstäblich einmauerte, um sich vor realen und potentiellen Angreifern zu schützen.

Die byzantinische Wehrmauer bildete von Anfang an ein Flickwerk, dessen fragmentarische Reste sich nur schwer zu einem stimmigen Gesamtbild zusammensetzen lassen. Bauforschung an der sogenannten – aber wohl in Zukunft wohl nicht mehr so zu nennenden – Attius Philippus-Mauer in Side erschließt die vielschichtige Geschichte der Mauer selbst, liefert Hinweise zu ihrer langen Vorgeschichte und damit zur Baugeschichte so zentraler Einrichtungen wie des Theaters, und sie wirft neue Fragen auf, z. B. zur Wasserversorgung der mutmaßlichen Therme südlich der ›Staatsagora‹ und zur Aufgabe des Rundtempels auf der Agora. Sie liefert wichtige Beiträge zur Stadtbaugeschichte – diesseits und jenseits der Mauer.

*Anschrift der Verfasserin:
Deutsches Archäologisches Institut, Architekturreferat,
Podbielskiallee 69–71, 14195 Berlin*

¹⁷ Zu dem Versammlungsbau vgl. Alanyalı 2013, 125 f. Abb. 5.

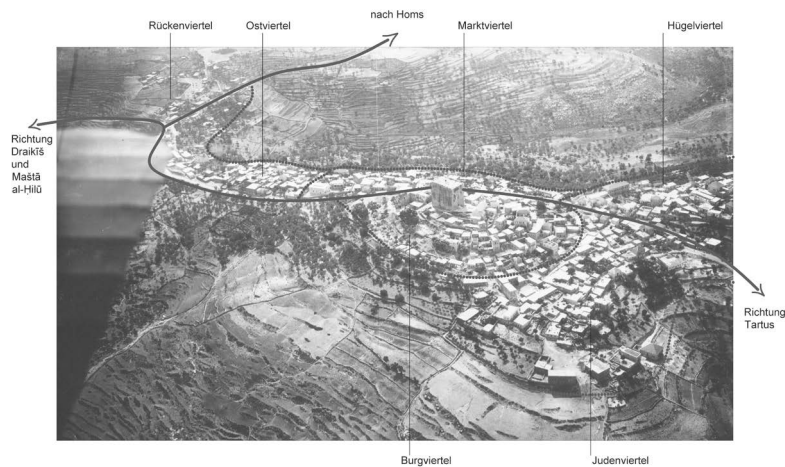
Literatur

- Alanyalı 2013: H. S. Alanyalı: Side 2011–2012 Yılı Çalışmaları/Archaeological Work at Side in 2011 and 2012, in: ANMED 11.2013, 121–133
- Eyice 1957: S. Eyice: La ville byzantine de Side en Pamphylie, in: Actes du Xe congrès international d'études byzantines, 15–21 septembre 1955, Istanbul (1957), 130–133
- Eyice 1958: S. Eyice: L'église cruciforme byzantine de Side en Pamphylie. Son importance au point de vue de l'histoire de l'art byzantin, in: Anatolia 3.1958, 35–42
- Foss 1977: C. Foss: Attius Philippus and the Walls of Side, in: ZPE 26.1977, 172–180
- Gliwitsky 2005: C. Gliwitsky: Die Kirche im sog. Bischofspalast zu Side, in: IstMitt 55.2005, 337–408
- Grebien 2016: M. Grebien: Überlegungen zur ‚hellenistischen‘ Landmauer von Side, in: Forum Archaeologiae 78/III/2016 <<http://farch.net>> (30.09.2016)
- Hellenkemper – Hild 2004: H. Hellenkemper – F. Hild: Lykien und Pamphylien (TIB 8) (2004)
- Knoblauch 1977: P. Knoblauch: Die Hafenanlagen und die anschließenden Seemauern von Side (1977)
- Lohner-Urban 2014: U. Lohner-Urban: Das Osttor von Side – Ein hellenistisches Prunktor?, in: Forum Archaeologiae 70/III/2014 <<http://farch.net>> (30.09.2016)
- Lohner-Urban 2016: U. Lohner-Urban: Das Osttor von Side – ein hellenistisches Tor?, in: G. Grabherr – B. Kainrath (Hg.): Akten des 15. Österreichischen Archäologentages in Innsbruck, 17. Februar–1. März 2014 (IKARUS 9) (2016) 195–202
- Mansel 1963: A. M. Mansel: Die Ruinen von Side (1963)
- Mansel 1978: A. M. Mansel: Side. 1947–1966 Yılları Kazıları ve Araştırmalarının Sonuçları (1978)
- Niewöhner 2010: P. Niewöhner: Byzantinische Stadtmauern in Anatolien. Vom Statussymbol zum Bollwerk gegen die Araber, in: J. Lorentzen – F. Pirson – P. Schneider – U. Wulf-Rheidt (Hg.): Aktuelle Forschungen zur Konstruktion, Funktion und Semantik antiker Stadtbefestigungen (BYZAS 10) (2010)
- Nollé 2001: J. Nollé: Side im Altertum. Geschichte und Zeugnisse 2 (IGR 44) (2001)
- Peschlow 2010: U. Peschlow: Mauerbau in krisenloser Zeit? Zu spätantiken Stadtbefestigungen im südlichen Kleinasien: Der Fall Side, in: D. Kreikenbom – K.-U. Mahler – P. Schollmeyer – T. M. Weber (Hg.): Krise und Kult. Vorderer Orient und Nordafrika von Aurelian bis Justinian (2010) 61–108
- Piesker 2016: K. Piesker: Side, in: P. Niewöhner (Hg.): The Archaeology of Byzantine Anatolia. From the End of Late Antiquity to the Coming of the Turks (2016), 294–301
- Ruggieri 1995: V. Ruggieri: Appunti sulla continuità urbana di Side, in: Panfilia, in: OrChrPer 61.1995, 95–116

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Verf. auf der Basis der Faltpläne in: Mansel 1963 und Mansel 1978; Abb. 2–7: Verf.

Şāfitā, eine Kleinstadt in Westsyrien. Städtebauliche Entwicklung (1832–1946)



1. Şāfitā 1927, Luftaufnahme von Nordwesten, Ausschnitt

Şāfitā liegt im Westen Syriens, im Süden des Küstengebiets, etwa 28 km südöstlich von Tartus, 20 km nordwestlich des Krak des Chevaliers und 50 km nordöstlich der libanesischen Stadt Tripoli. Sie befindet sich im südwestlichen Ausläufer des Alawiten-Gebirges, auf einer durchschnittlichen Meereshöhe von 360 m. Die mehr als 1.000 Jahre alte Kleinstadt hat eine wechselvolle Geschichte. Zwei Epochen waren für die Stadt von großer Bedeutung: die Kreuzfahrerzeit und die spätoomanische Phase. In der Kreuzfahrerzeit (Anfang des 12. Jahrhunderts bis 1271) gehörte der Ort zur Grafschaft Tripoli. Şāfitā war ein wichtiger Stützpunkt zwischen Tartus und dem Krak des Chevaliers.¹ In der osmanischen Zeit gehörte Şāfitā zur Provinz Tripoli und war Zentrum des gleichnamigen Distrikts. Im Laufe des 19. Jahrhunderts erlebte die Stadt einen wirtschaftlichen Aufschwung, verbunden mit einer

zunehmenden Bautätigkeit, deren Ergebnisse noch heute im Baubestand abzulesen sind.

Die heutige Stadt verteilt sich auf drei Hügel und die dazwischenliegenden Täler. Sie lässt sich in die Altstadt und die »neuen« Stadtviertel gliedern. Die Altstadt umfasst das Burg-, Hügel-, Ost-, Rücken-, Juden- und das Marktviertel (Abb. 1). Dort befinden sich Reste der Kreuzfahrerburg und noch viele der spätoomanischen Bauten sowie derjenigen aus der französischen Mandatszeit. Trotz zahlreicher Überformungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich in Şāfitā sowohl die Altstadtstruktur als auch eine große Anzahl historischer Bauten erhalten. Nicht nur die Reste der Kreuzfahrerburg (Chastel Blanc) mit dem vollständig erhaltenen Wohnturm sind von Bedeutung, sondern auch die traditionellen Wohnbauten, seien es die repräsentativen wie die einfachen, welche die historische Entwicklung und die Lebensumstände

¹ Piana 2008, 293.



2. Altstadt Šāfitā, Baubestandsplan,
1. Ebene/Westteil – Ausschnitt

ihrer Bewohner anschaulich dokumentieren. Trotzdem ist Šāfitā wie alle Kleinstädte Syriens noch nicht in das Blickfeld der Forschung gerückt. Daher hat die Verfasserin im Rahmen einer Dissertation die städtebauliche Entwicklung und die traditionelle Architektur Šāfitās thematisiert.²

In diesem Beitrag sollen die Ergebnisse zur Stadtentwicklung seit der spätosmanischen Zeit im Überblick präsentiert werden. Zunächst sollen die Methodik und die Herangehensweise vorgestellt werden.

Methodik: Literaturrecherchen, Feldforschung und Kartierung

Die Arbeit stützt sich auf Feldforschungen mit einer Kartierung des Baubestandes sowie auf Archiv- und

Literaturrecherchen. Zu Beginn der Arbeit lag für den Altbaubestand in fünf der sechs Altstadtviertel keine Dokumentation vor.³ Deswegen erfolgte einleitend eine grundlegende Erfassung des Baubestandes. In den Jahren 2010 und 2011 wurden drei Kampagnen durchgeführt. Außer den Burgresten wurden insgesamt etwa 250 Bauten unterschiedlicher Größe aufgenommen, über 200 von ihnen erstmalig. Es erfolgten jeweils eine Begehung des Hauses, eine Kartierung und eine fotografische Dokumentation. Eine besondere Herausforderung stellten die hügelige Lage einiger Viertel und die unregelmäßige, kompakte Bebauung dar. Die tatsächliche Bebauungsstruktur konnte erst mit der Darstellung der detaillierten Gebäudestruktur innerhalb eines Quartiers erschlossen werden. Daher war es notwendig, Gesamtpläne für die Altstadt in drei Ebenen zu erstellen, um die terrassenartige Anordnung der Bebauung darstellen zu können (Abb. 2).

- 2 Betreut von Univ.-Prof. Dr.-Ing. Dorothee Sack, Fachgebiet Historische Bauforschung am Institut für Architektur der Technischen Universität Berlin, und bis 2012 durch ein Stipendium der Universität Damaskus finanziert. Der Arbeitstitel lautet: »Von der Burg zur Stadt. Šāfitā, eine Kleinstadt in Westsyrien – Städtebauliche Entwicklung und traditionelle Architektur«. Ziel der Arbeit ist es, die Lücke in der Erforschung der Stadt- und Baugeschichte zu schließen und dadurch einen Beitrag zur Erforschung der Kleinstädte Syriens zu leisten. Außerdem soll durch das Aufzeigen und die Bewertung der historischen, künstlerischen und städtebaulichen Qualitäten der Stadt und ihrer traditionellen Bauten, der Blick für das bauliche Erbe sowohl bei den Bewohnern bzw. Eigentümern als auch bei den Planern, Politikern und Verwaltungen geschärft und Verantwortungsbewusstsein bei ihnen geweckt werden, so dass bei künftigen Entscheidungsprozessen zur Stadtentwicklung die historische Eigenart der Stadt durch die Abwägung aller Belange berücksichtigt und bewahrt werden kann.
- 3 Ab 1990 entstanden einige Arbeiten über Šāfitā, die von Architekturstudenten als Abschlussarbeiten sowie von den örtlichen Verwaltungen erstellt wurden. Im Rahmen dieser Arbeiten wurden historische Bauten kartiert, jedoch ausschließlich solche innerhalb des Burgbereiches.

Zu Beginn der Arbeit wurde festgestellt, dass die Quellenlage zu Şāfitā relativ spärlich ist. Es bestehen viele Lücken im Wissen über die Geschichte der Stadt und es gibt immer noch keine zusammenhängenden Forschungen über die Geschichte von Şāfitā oder der Region. Nur für die Kreuzfahrerzeit und für die spätosmanische Zeit liegen Publikationen vor. Daher erfolgten zunächst grundlegende Recherchen zur Geschichte des Ortes. Insbesondere in Berichten von Reisenden und Missionaren und in Werken, die sich mit den osmanischen Gerichtsakten und Schreiben der Hohen Pforte befassten, sowie in der Chronik der griechisch-orthodoxen Kirche von Antiochien, der die Kirche von Şāfitā unterstellt ist, konnten neue Informationen gewonnen werden. Dadurch lassen sich einige Bauwerke besser interpretieren und es eröffnen sich neue Möglichkeiten zur Rekonstruktion der Geschichte der Stadt.

Şāfitā in der spätosmanischen Zeit: historische Rahmenbedingungen

In der osmanischen Epoche gehörte Şāfitā zur Provinz Tripoli und war Zentrum des gleichnamigen Distrikts. Ende des 18. Jahrhunderts war noch das Steuerpachtssystem (iltizām) vorherrschend.⁴ Şāfitā fungierte als Sitz der Steuerpächter, die der Familie Şamsīn entstammten, einer in der Region altansässigen und sehr angesehenen alawitischen Familie.⁵ Diese konnte mit der Zeit ihre Macht und ihren Reichtum vergrößern und war sehr um die Sicherung ihrer Machtgebiete bemüht. In dieser Zeit blühten die Landwirtschaft und vor allem der Anbau von Maulbeerbäumen zur Zucht von Seidenraupen.⁶ Es begannen sich christliche Familien, Vorfahren vieler der heutigen Bewohner, aus benachbarten Regionen in Şāfitā anzusiedeln. Besondere Bedeutung für die spätere

Geschichte der Stadt hatte die Familie Bachour. Ihre Vorfahren kamen Ende des 18. Jahrhunderts nach Şāfitā⁷ und waren zunächst für den Steuerpächter aus der Familie Şamsīn tätig. Später stiegen sie sowohl zur politisch als auch wirtschaftlich mächtigsten Familie von Şāfitā auf.

Ab 1832 erfolgten in Şāfitā, als Folge der bis 1840 dauernden ägyptischen Besatzung und der Reformen im osmanischen Reich (tanzīmāt), fundamentale Veränderungen in den Gesellschafts- und Wirtschaftsstrukturen. Christen und Anhänger aller anderen Religionsgemeinschaften wurden den Muslimen rechtlich gleichgestellt. Das Steuerpachtssystem wurde abgeschafft und das Staatsland, das bis dahin in Steuerpacht vergeben worden war, konnte käuflich erworben werden. Christliche Familien in Şāfitā profitierten davon, da sie nun Eigentum erwerben und ihr bestehendes vergrößern konnten. Es begann sich eine neue Elite zu bilden, die ihren Status durch die Errichtung repräsentativer Bauten demonstrierte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts immigrierten weitere Familien aus benachbarten Regionen nach Şāfitā, da sie dort Arbeit fanden.⁸ Die Stadt erlebte eine Blütezeit, verbunden mit einer intensiven Bautätigkeit, die ihr viele ihrer typischen Bauten bescherte.

Städtebauliche Entwicklung

Die Zunahme der Einwohnerzahl durch Migration und die Tatsache, dass Şāfitā über lange Zeit Sitz eines Steuerpächters war, führten dazu, dass der Ort bereits Ende des 18. Jahrhunderts offiziell die Bezeichnung ‚Kasaba‘, d. h. Kleinstadt, trug.⁹ Aufgrund der neu angekommenen Familien nahm in dieser Zeit die Bautätigkeit noch zu. Am westlichen Fuß des Burghügels entstand das sogenannte Judenviertel.¹⁰ Im Jahr 1818 soll Şāfitā über 250 Häuser verfügt haben, mit der Burg als Sitz des Steuerpächters,

4 Schuß 2008, 97.

5 Zur Familie Şamsīn siehe Şaqir 2012, 464.

6 Al-Qihīţ 2002, 142.

7 Başşūr 2008, 85.

8 Başşūr 2008, 85.

9 Al-Qihīţ 2002, 45.

10 Zur Entstehung des Namens dieses Viertels haben die Einwohner von Şāfitā verschiedene Erklärungen. Es ist nicht gesichert, dass in diesem Viertel einst Juden gelebt haben, wiewohl Cuinet von 100 Juden im Jahr 1896 im Distrikt Şāfitā berichtet, ohne genauere Lokalisierung: Cuinet 1896, 140.

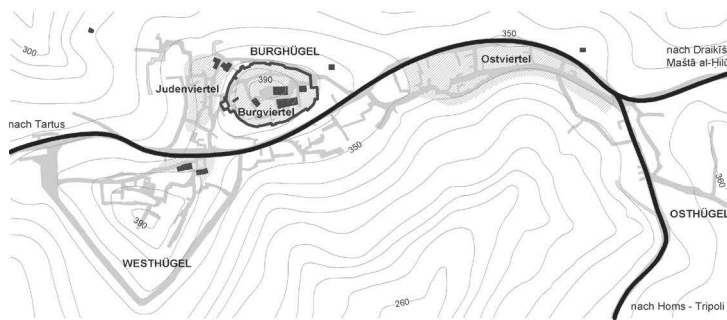
Safita: Stadtentwicklung (1832–1946)

Pläne: Maysoun Issa

■ besiedelte Bereiche

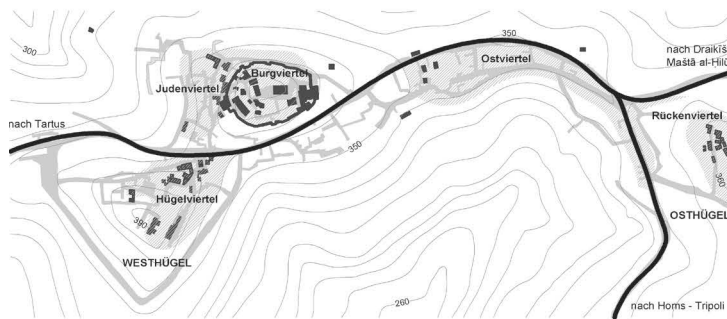
— Straßenverlauf gegen 1935

50 0 100m
Schichtlinien-Abstand 10,00 m



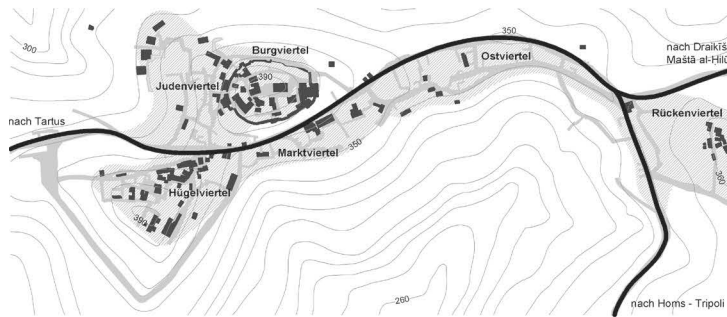
a. Safita gegen 1832

■ Baubestand aus der Zeit vor 1832



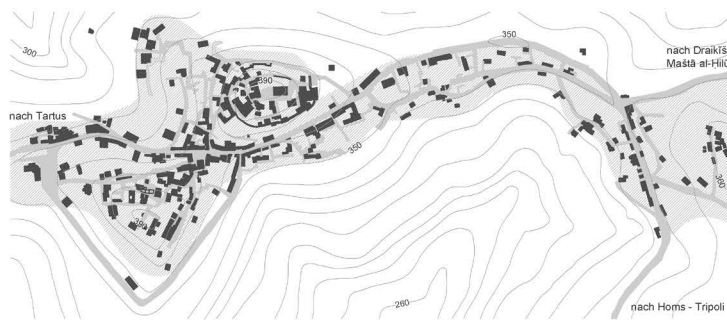
b. Safita gegen 1875

■ Baubestand aus der Zeit vor 1875



c. Safita gegen 1900

■ Baubestand aus der Zeit vor 1900



d. Safita gegen 1946

■ Baubestand aus der Zeit vor 1946

3. Stadtentwicklungspläne (1832–1946)

wie der französische Orientalist Jean-Baptiste Rousseau beschrieb: »C'est une ancienne forteresse entourée de plus de deux cent cinquante maisons, laquelle sert de résidence à ce Scheikh.«¹¹ Am Vorabend der ägyptischen Besatzung 1832 hat Şâfitâ wahrscheinlich aus der Siedlung in der Burg, dem Judenviertel, dem Ostviertel und einzelnen Häusern an den Hängen des Westhügels bestanden (Abb. 3a).

Noch Mitte des 19. Jahrhunderts war der Westhügel, abgesehen von einigen vereinzelt Häusern, unbebaut. Dies ergibt die Analyse einer Beschreibung von Şâfitâ von Frederick Walpole, einem britischen Reisenden.¹² Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Marienkirche¹³ an der Hauptstraße errichtet, an einer natürlichen Senke zwischen dem Nord- und dem Westhügel. Es entstand ein Platz, der von mehreren Läden gesäumt wurde. Wohnhäuser wurden an den steilen Hängen des Westhügels errichtet und es entwickelte sich allmählich das Hügelviertel, das von den Familien Tayar, Bitar und Obeid besiedelt wurde und noch heute größtenteils von deren Nachfahren bewohnt wird. Geprägt ist dieses Viertel von einer verschachtelten Bebauung sowie von terrassierten Hofhäusern (Abb. 4), die der Hanglage optimal angepasst sind. Auf einem im Osten gelegenen, bis dahin nicht bebauten Hügel (Osthügel) wurden ab den 1850er Jahren erste Häuser errichtet. Anfang der 1860er Jahre erbauten protestantische Missionare, die im 19. Jahrhundert hier aktiv waren, zwei Schulen und eine Kirche,¹⁴ die jedoch nicht mehr erhalten sind. Gegen 1875 bestand Şâfitâ aus mehreren, teilweise geografisch noch

4. Ein terrassiertes Hofhaus im Hügelviertel, bestehend aus drei Ebenen, die in Terrassen übereinanderliegen. Die untere Ebene besteht aus Verkaufs- und Lagerräumen. Auf der zweiten Ebene befindet sich der Hof, der von drei Seiten umbaut ist und über einen überwölbten Durchgang erreicht wird.

a. Blick vom Innenhof auf den Eingangsbereich; b. Blick vom tonnengewölbten Durchgang in den Hof; c. Einer der stichkapengewölbten Räume



a



b



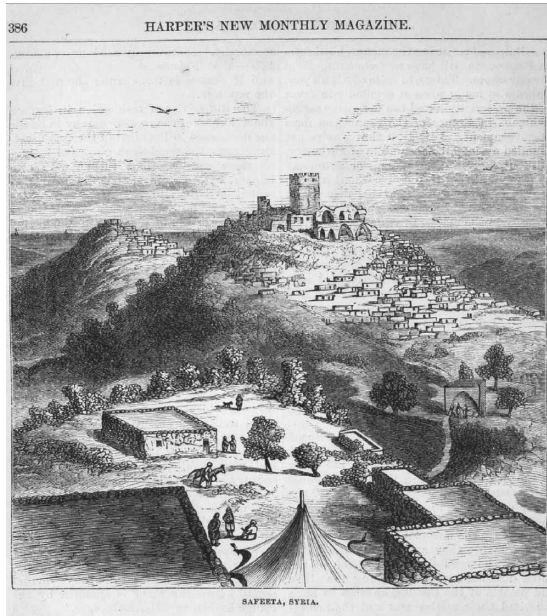
c

11 Rousseau 1818, 60.

12 Walpole III 1851, 316.

13 Sie ist Anfang des 20. Jahrhunderts infolge eines Erdbebens weitgehend eingestürzt und wurde in den 1950er Jahren wiederaufgebaut.

14 Jessup 1873, 226.



5. *Şāfitā 1868, die älteste bekannte zeichnerische Darstellung*

getrennten Siedlungen auf drei Hügeln, die durch eine Straße verbunden waren (Abb. 3b). Dies ist gut auf der ältesten bekannten zeichnerischen Darstellung von Şāfitā zu sehen (Abb. 5).¹⁵ Şāfitā mit seinen Siedlungen in dieser Zeit beschreibt der protestantische Missionar Georg Post folgendermaßen:

»The village is built on three conical hills, of which the tower occupies the central one. The houses are low, being, with exception of the dwellings of Beit Beshshoor, all of one low story. They are built of large cobble-stones, laid up without mortar [...] have no windows, and only one low door.«¹⁶

Wie dieser Beschreibung entnommen werden kann, waren zu dieser Zeit die einfach gebauten, geschlossenen Rechteckhäuser¹⁷ der dominierende Bautyp. Diese weisen massive tragende Wände auf, eine Holzbalkendecke aus lokalem Material, ein mit Erde gedecktes Flachdach und Fassaden, die lediglich durch eine Tür und kleine Fensteröffnungen durchbrochen sind (Abb. 6). Im Ostviertel bestand die



a



b



c

6. *Eines der letzten fünf erhaltenen Exemplare geschlossener Rechteckhäuser mit einer Holzbalkendecke mit Gabel- und Sattelstützen.*

a. Hauptfassade; b. Nischen und originale Raumfassung (Strohlehm und Kalkanstrich); c. Holzbalkendecke mit Sattelstütze

¹⁵ Johnson 1872, 386.

¹⁶ Bericht von Georg E. Post in: Salibi – Khoury 1995, 179.

¹⁷ Aufgrund der Ähnlichkeiten mit den traditionellen Wohnbauten im Libanon wird die Kategorisierung von Friedrich Ragette übernommen, Ragette 1980.



a



b

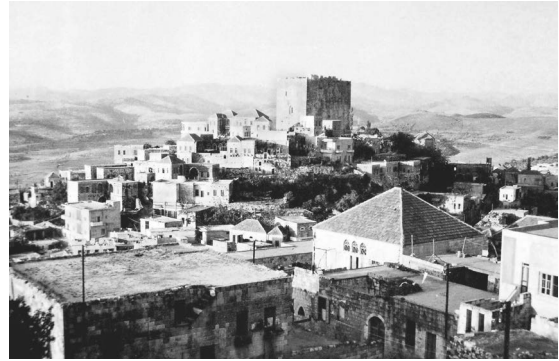


c

7. Beispiel für ein Mittelhallenhaus, den dominierenden Bautyp in Şäfitä in der Mandatszeit.

a. Hauptfassade mit ziegelgedecktem Walmdach; b. Dreibogenstellung; c. Holzpaneeldecke

18 Cuinet 1896, 140.



8. Şäfitä in den 1960er Jahren

Bebauung ausschließlich aus diesen Häusern. Daher zeigt sich dort wenig Baubestand aus dieser Phase. Im Burgbereich, im Judenviertel und im Hügelviertel wohnten Wohlhabende und Familien der Mittelschicht. Sie besaßen aufwändig gebaute Häuser, von denen die meisten dem Iwan-Typ folgten, der bei diesen Bevölkerungsschichten ein bevorzugter Bautyp gewesen zu sein scheint.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts vergrößerte sich Şäfitä schnell. Die einzelnen Viertel begannen zu expandieren und zusammenzuwachsen. Am südlichen Fuß des Burghügels entstand allmählich ein weiteres neues Viertel, das heutige Marktviertel. In diesem wurde eine ›Magnanerie‹ errichtet, ein Bau zur Aufzucht von Seidenraupen, was auf das Florieren des Seidenbaus in Şäfitä hindeutet. Das Erdgeschoss ist noch erhalten. An der Hauptstraße wurden unter anderem ein Lagerhaus, ein ›Ĥān‹ und mehrere Läden errichtet. Dies bezeugt, dass sich Şäfitä spätestens in dieser Phase zu einem bedeutenden Handelsplatz für die umliegende Region entwickelt hatte. Ende des 19. Jahrhunderts berichtet Vital Cuinet von einer Stadt mit 2.500 Einwohnern mit zwei Kirchen, einem ›Ĥān‹, zwei ›Magnanerien‹, fünf öffentlichen Brunnen, sechs öffentlichen Öfen, 15 Ölpresen und zehn Mühlen.¹⁸ Diese Statistik vermittelt eine Vorstellung von dem lebendigen Städtchen, zu dem Şäfitä innerhalb weniger Jahre geworden war. Anfang des 20. Jahrhunderts waren alle Viertel von Şäfitä zu einem Ganzen verschmolzen (Abb. 3c).

Von 1900 bis zum Ende der osmanischen Herrschaft 1918 hat sich Şäfitä flächenmäßig kaum entwickelt.

Trotzdem ist eine intensive Bautätigkeit sowohl in der Verdichtung der vorhandenen Bereiche, im Umbau und bei der Aufstockung älterer Häuser sowie im Abriss und im Neubau festzustellen. Entlang der Durchgangsstraße entstanden mehrere Läden, die katholische Nikolaskirche und zahlreiche Wohnhäuser. Viele dieser Bauten sind noch erhalten.

Während der französischen Mandatszeit (1920–1946) (Abb. 3d) wurden mehrere Maßnahmen zur Verbesserung der Infrastruktur durchgeführt, wie z. B. die Befestigung von Straßen, die Pflasterung von Wegen, die Elektrifizierung und die Installation der Wasserver- und -entsorgung. Die Bevölkerung stieg von 3.143¹⁹ Einwohnern im Jahr 1928 auf etwa 5.640 im Jahr 1947.²⁰ Die Verbesserung der Infrastruktur und die Zunahme der Bevölkerung schlugen sich in einer intensiven öffentlichen und privaten Bautätigkeit nieder, die von der Verdichtung und Aufstockung der existierenden Bebauung geprägt war. Der Markt, der sich vorher hauptsächlich um den Kirchenplatz konzentrierte, dehnte sich in beide Richtungen aus. Die Durchgangsstraße wurde von Läden europäischer Prägung gesäumt, wobei die Obergeschosse dieser Häuser Wohnzwecken dienten. Das Mittelhallenhaus wurde zum bevorzugten Bautyp (Abb. 7). Zwei weitere neue Wohnviertel entwickelten sich: das erste am südwestlichen Hang

des Osthügels und das zweite am nördlichen Fuß des Hügelviertels. Es wurden unter anderem mehrere, zum Teil heute noch erhaltene Verwaltungsbauten, Schulen, zahlreiche Läden und ein Mausoleum errichtet.

Bis in die 1960er Jahre hinein folgte die Bautätigkeit in Şāfitā teilweise der mandatszeitlichen Bautradition (Abb. 8). Später führten der zunehmende Wohlstand und die Zuwanderung aus benachbarten Gebieten zu einem raschen Wachstum der Bevölkerung. Dies löste einen Bauboom und eine explosionsartige Vergrößerung der Stadt aus. Die Stadtviertel erweiterten sich, und entlang der Durchgangsstraße im Westen und im Osten entstanden mehrere neue Quartiere. Während die Einwohnerzahl im Jahre 1961 noch 8.455²¹ betrug, besaß die Stadt im Jahr 2011 etwa 35.000 Einwohner, eine Zahl, die heute aufgrund der Binnenmigration aus den Kriegsgebieten in Syrien deutlich höher liegen dürfte. Zum Glück blieb Şāfitā bisher von Kriegshandlungen verschont, während Welterbestätten zerstört, große Städte in Schutt und Asche gelegt und auch viele Mittel- und Kleinstädte in Mitleidenschaft gezogen wurden. Somit zählt Şāfitā heute zu den wenigen Orten in Syrien mit ungestörter Altstadtstruktur und weitgehend erhaltener historischer Bausubstanz.

Anschrift der Verfasserin:

*Deutsches Archäologisches Institut, Podbielskiallee 69–71,
14195 Berlin*

19 Baššūr 2008, 34.

20 Nouss 1951, 630.

21 Baššūr 2008, 34.

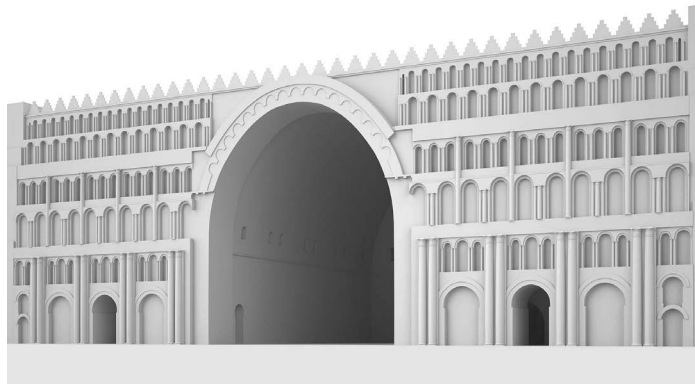
Literatur

- Al-Qihit̄ 2002: B. al-Qihit̄: Muqāṭaʿat Šāfitā. At-tārīḥ al-iḡtimāʿī wa al-iqtisādī 1790–1832 (2002)
- Baššūr 2008: W. Baššūr: Tārīḥ Šāfitā wa mantiqatihā (2008)
- Cuinet 1896: V. Cuinet: Syrie, Liban et Palestine. Géographie administrative, statistique, descriptive et raisonnée (1896)
- Johnson 1872: J. A. Johnson: On the Orontes, in: Harper's New Monthly Magazine 45.1872, 385–399
- Jessup 1873: H. Jessup: The Women of the Arabs. With a Chapter for Children (hg. von C. S. Robinson – I. Riley) (1873)
- Nouss 1951: I. Nouss: La population de la République Syrienne. Étude démographique et géographique (Dissertation Paris-Sorbonne) (1951)
- Piana 2008: M. Piana: Die Templerburg Chastel Blanc (Burḡ aṣ-Šāfitā), in: M. Piana (Hg.): Burgen und Städte der Kreuzzeit (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 65) (2008) 293–301
- Ragette 1980: F. Ragette: Architecture in Lebanon. The Lebanese House During the 18th and 19th Centuries (1980)
- Rousseau 1818: J. B. L. J. Rousseau: Mémoire sur les trois plus fameuses sectes du musulmanisme. Les Wahabis, les Nosairis et les Ismaélis (1818)
- Salibi – Khoury 1995: K. Salibi – Y. K. Khoury: The Missionary Herald. Reports from Ottoman Syria, 1819–1870 (5, 1861–1870) (1995)
- Šaqir 2012: M. Šaqir: Tārīḥ Šāfitā fi al-ʿahd al-ʿuṯmānī. 1516–1918/922–1337 h 2 (2012)
- Schuß 2008: H. Schuß: Wirtschaftskultur und Institutionen im osmanischen Reich und der Türkei. Ein Vergleich institutionenökonomischer und kulturwissenschaftlicher Ansätze zur Erklärung der wirtschaftlichen Entwicklung (2008)
- Walpole 1851: F. Walpole: The Ansayrii, and the Assassins, with Travels in the Further East, in 1850–51. Including a visit to Nineveh (I–III) (1851)

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: IFPO Photothèque (Nr. 23375), Kennzeichnung der Altstadtviertel durch die Verf.; Abb. 2–4, 6–7: Verf.; Abb. 5: Johnson 1872, 386; Abb. 8: Archiv Fotograf Afif Aboud/Šāfitā

Die Unschärfe in der Visualisierung von Ktesiphon



1. Palastfassade mit Taq-e Kisra in Ktesiphon

Ktesiphon wird häufig als Stadt bezeichnet, war aber wohl eher eine Siedlungslandschaft, auch wenn diese eine große Residenz einschloss. Es gibt einzelne, verstreut liegende Fundbereiche, seit der Grabung wieder unter Landwirtschaft begraben, aber alles überragend die berühmte Palastfassade Taq-e Kisra. Sie soll einer der größten Urtypen des später als typisch islamisch bezeichneten Spitzbogens sein, eigentlich Teil des Iwan, der Audienzhalle (Abb. 1)¹. Ausgangspunkt der hier vorliegenden visuellen Vermittlung war das Grabungskonvolut im Museum für Islamische Kunst – als Projekt im Berliner Excellence Cluster TOPOI – und der Anspruch seines Direktors, den Islam als integralen Bestandteil unserer gemeinsamen – unter anderem weil auf der Antike beruhenden – Tradition zu etablieren.

Wie aber kann etwas, von dem so wenig greifbar ist, überhaupt visualisiert werden, wo doch Visualisierungen häufig blühende Städte zeigen, deren Fotorealismus der kommerziellen Filmindustrie entliehen ist?

Die große Frage lautet daher: Was kann eine digitale Visualisierung von Architektur als Gestaltungskompetenz im Kontext der historischen Bauforschung leisten? Die Frage ist vor allem deshalb nicht leicht zu beantworten, weil viele Begriffe nicht eindeutig verwendet werden und vor allem in dieser Konstellation unterschiedlichste Assoziationen auslösen. Es geht schließlich nicht um historische Bauforschung oder architektonische Gestaltung als Ganzes, sondern eben um die Schnittstelle, und das im Kontext der allumfassenden Digitalisierung. Dabei unterscheiden sich Architekturgestaltung und Bauforschung

1 Lengyel Toulouse, BTU Cottbus – Senftenberg, in Kooperation mit dem Museum für Islamische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin; gefördert durch das DFG Excellence Cluster TOPOI 2; ausgestellt in »Frühe Hauptstädte Islamischer Kultur. Das künstlerische Erbe des umayyadischen Damaskus und des abbasidischen Bagdad (660–950)« des Museums für Islamische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin im Museum for Islamic Civilization, Sharjah (Vereinigte Arabische Emirate), 15.10.2014 – 17.01.2015, in »Frühe Hauptstädte Islamischer Kultur. Das künstlerische Erbe des umayyadischen Damaskus und des abbasidischen Bagdad (660–950)« des Museums für Islamische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin im Museum für Islamische Kunst in Kooperation mit dem Nationalmuseum Riad, 06.02.2016 – 05.05.2016 und in »Ktesiphon und die persischen Quellen islamischer Kunst« im Pergamonmuseum Berlin, 15.11.2016 – 02.04.2017.

auf den ersten Blick wesentlich. Während die eine Raum erschafft, erforscht die andere die Vergangenheit. Und doch besitzen die beiden Methoden der Gestaltung und der Forschung eine besondere Gemeinsamkeit, die als Ausgangspunkt für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit gesehen werden kann: Beide arbeiten mit dem Fragmentarischen. Während die Bauforschung auf der Suche nach wissenschaftlicher Erkenntnis das Wissen zu vermehren sucht, nähert sich die Architekturgestaltung im Entwurfsprozess bewusst von der Skizze einer Idee ausgehend langsam der Konkretisierung und Gewissheit. Der Umgang mit dem Ungewissen ist also unterschiedlich motiviert, in der Sache aber vergleichbar, insofern als mit dem Umgang auch Methoden der Entwicklung und Vermittlung verbunden sind. Die Gemeinsamkeit lässt sich gerade in der Visualisierung des Ungewissen für die Bauforschung nutzen, da die Architektur im Laufe ihrer disziplinären Entstehung ein differenziertes Instrumentarium an Darstellungsmethoden entwickelt hat, das nicht nur die architektonische Intention, sondern eben auch explizit das noch nicht Definierte darin zu entwickeln und zu vermitteln vermag. Obwohl sich diese Methoden historisch bedingt hauptsächlich in der vor-digitalen Zeit entwickelt haben, gelten sie auch für Visualisierungen, die mithilfe des Computers erstellt werden. Die im Verhältnis aber relativ kurze Zeitspanne der Digitalisierung hat einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die Umsetzung vom Analogen in das Digitale. Es hat sich nämlich die digitale Visualisierung von Architektur aus zwei unterschiedlichen Ansätzen entwickelt: der auf die visuelle Wahrnehmung gerichteten Raumsimulation auf der einen und der technischen Objektdokumentation auf der anderen Seite.

Nach den ersten Versuchen, die Möglichkeiten der räumlichen Simulation mithilfe der rudimentären technischen Fähigkeiten der ersten Personal Computer auszuloten, war es die kommerzielle Filmindustrie, die schnell technologisch die Maßstäbe setzte und den Fotorealismus inzwischen bis zur Perfektion beherrscht. Auf der anderen Seite werden Datenbanken für technische Dokumentation erstellt, aufbauend auf Erfahrung und grafischer Sprache des Maschinenbaus, bei denen die geometrische und semantische Erfassung der Objekte und Gebäudeteile im Vordergrund steht. Dieser Ansatz verfolgt ausdrücklich nicht die Raumwirkung von Architektur. Gleichwohl

kann die Raumwirkung von architektonischen Strukturen nicht nebensächlich, im Gegenteil, sie kann neben der Funktion durchaus der ausschlaggebende Grund zur Errichtung von Architektur sein. Entsprechend intensiv zielt genau auf diese Raumwirkung die kommerzielle Filmindustrie. Die Vereinigung dieser beiden gegensätzlichen Ansprüche der Katalogisierung und des Raumeindrucks steht prinzipiellen Schwierigkeiten gegenüber. Vor allem hat die öffentlichkeitswirksame Darstellung von Architektur durch die Filmindustrie lange Zeit die Notwendigkeit einer Suche nach einer angemessenen, eigenständigen Bildsprache für die visuelle Wiedergabe architektonischer Raumwirkung im wissenschaftlichen Kontext – zum Beispiel im Kontext der Bauforschung – überdeckt.

Die sich erst formierende Selbstverständlichkeit im Umgang mit dem Computer spiegelt sich auch sprachlich in der unterschiedlichen Verwendung derselben Begriffe wieder. So eindeutig, wie der Begriff des Digitalen im Gegensatz zum Analogen die Computerisierung insgesamt treffend und eindeutig beschreibt, verhält es sich beim überwiegenden Teil der Begriffe rund um den Computer nicht. Allein die Begriffe Simulation, Animation und Visualisierung werden häufig synonym verwendet. Dabei beschreibt der Begriff des Visualisierens zunächst den Prozess des Sichtbarmachens von Unsichtbarem. Dies ist im Zusammenhang mit Bauforschung, die sich zu einem nicht unwesentlichen Teil mit der Erforschung von Verlorenem beschäftigt, alles was in Form von wissenschaftlich fundierten Hypothesen verbal und zum Teil auch zeichnerisch formuliert wird. Gleichzeitig besteht der in der Hypothese formulierte Inhalt selbst wiederum aus ursprünglich Sichtbarem. Insofern bewegt sich die Visualisierung im Kontext der Bauforschung zwischen der Visualisierung von Sichtbarem und Unsichtbarem. Spezifisch für die bauforscherischen Inhalte, die visualisiert werden, ist die Spannweite zwischen Gewissheit – vor allem durch Befunde – und wissenschaftlich begründeten Hypothesen, die je nach Ausgangslage und auf Grundlage unterschiedlicher Analogien auch widersprüchlich ausfallen können. Beides, die unterschiedlichen Gewissheiten und die Gleichwertigkeit unterschiedlicher Hypothesen, können mit dem Begriff des unscharfen Wissens zusammengefasst werden.

Unscharfes Wissen ist ein wesentlicher Bestandteil



2. *Osthang in Pergamon um 300 n. Chr.*



3. *Trajaneum in Pergamon um 300 n. Chr.*

von Wissenschaft, und damit stellt sich unmittelbar die Frage nach einer angemessenen visuellen Repräsentation (Abb. 2)². Die drängendste Frage allerdings ist, was überhaupt visuell wiedergegeben werden soll. Für eine realistische, wissenschaftlich fundierte Visualisierung der verlorenen Architektur selbst reicht die Wissensgrundlage in den meisten Fällen nicht aus, sodass ein überwältigender Anteil der Versuche, verlorene Architektur realistisch darzustellen, also ihr ursprüngliches Erscheinungsbild zu simulieren, aus reiner Fantasie besteht – eben so, wie es die kommerzielle Filmindustrie konsequent und durchaus eindrucksvoll demonstriert. Nicht nur wissenschaftlich problematisch ist hierbei die Gefahr, dass diese fantasievollen Visionen als Wirklichkeit missverstanden werden, auch weil sie keinen Anlass dazu geben, das Gesehene anzuzweifeln oder auf seinen hypothetischen Ursprung zu schließen.

Stellt man dagegen die Wissenschaftlichkeit der Hypothese in den Vordergrund, also den hypothetischen Gehalt der zu visualisierenden Architektur, bietet es sich an, das Hypothetische selbst zum Gegenstand der Visualisierung zu machen. Damit entsteht zwar auch ein Bild von Architektur – nämlich ein Bild eines architektonischen Gedankens – aber eben nicht eine Simulation einer fiktiven Wirklichkeit. Im Gegenteil zeigt die Visualisierung dann explizit – und damit intuitiv erkennbar – sowohl

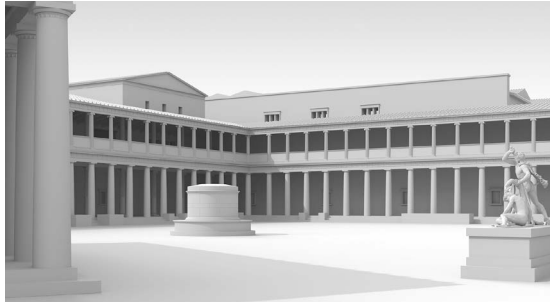
die Unschärfe im Wissen als auch die Wissenschaftlichkeit der Bauforschung, indem sie das Gezeigte sowohl erläutert als auch infrage stellt (Abb. 3)³.

Dies wäre zum Teil auch mit Diagrammen erreichbar, bloß sind reine Diagramme – nicht zu verwechseln mit diagrammatischer Architektur⁴ – eben nicht auf Immersion – die einnehmende architektonische Raumwirkung – hin ausgelegt. Für eine immersive Raumwirkung ist es nämlich entscheidend, das Bild einer Welt zu vermitteln, die ähnlich einer Handzeichnung in sich geschlossen und plausibel ist, um eine Auseinandersetzung mit dem Dargestellten selbst zu ermöglichen, ohne dass durch überlagernde Elemente der Zugang erschwert wird. Solche zeichnerischen Bildelemente werden bei der Betrachtung eher dem Prozess des Zeichnens als der in der Zeichnung dargestellten Welt zugeordnet und fördern damit die Distanz des Betrachters zur Darstellung, anstatt ihn in die dargestellte Welt hineinzuziehen. Aber der Einfluss zeichnerischer Elemente ist sehr unterschiedlich – deutlich ausgeprägt bei Hinweis Pfeilen, farbigen Kennzeichnungen unterschiedlicher Bauphasen, aber auch bei der Markierung der Befunde. Gerade Befundmarkierungen verändern den Charakter der dargestellten Architektur in einer Weise, dass ihre eigene Gestalt geradezu verfälscht wird. Der durch Regelmäßigkeit geprägten Architektur der Antike sind die amorphen, durch Zufälle entstandenen

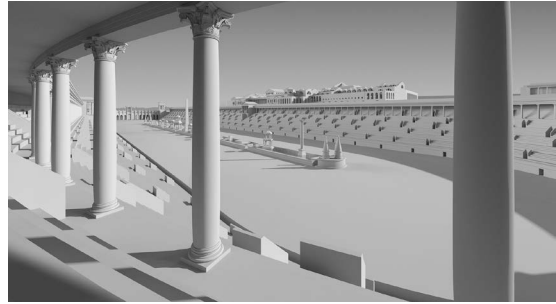
2 Lengyel Toulouse, BTU Cottbus – Senftenberg, in Kooperation mit der Abteilung Istanbul des Deutschen Archäologischen Instituts und der Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin; gefördert durch das Berliner Skulpturennetzwerk und das DFG Excellence Cluster TOPOI; ausgestellt in »Skulpturen in Pergamon« in der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 2011 und in »Pergamon – Panorama einer antiken Metropole« im Pergamon Museum Berlin 2011–2012.

3 Wie Fußnote 2.

4 Lengyel 2013.



4. Athenaeion in Pergamon um 300 n. Chr.



5. Palatin in Rom um 300 n. Chr.



6. Königstadt Naga im Sudan um 350 n. Chr.

Bruchkanten der Fundstücke wesensfremd. Eine sachgerechte Interpretation der intendierten Architektur ist dann schwierig bis unmöglich.

Eine diese Umstände berücksichtigende Visualisierung kann daher nur versuchen, die tatsächlichen Charakteristika der architektonischen Idee als Ganzes und gleichzeitig den hypothetischen Gehalt der unscharfen Bestandteile wiederzugeben (Abb. 4)⁵. Hierin liegt das Potenzial der tradierten architektonischen Darstellungsmethoden Entwurfsmodell und Architektur fotografie als spezifisch architektonische Kompetenzen. Denn ein möglicher Weg ist die Übersetzung der bauforscherischen Hypothese in eine Visualisierung, die den unterschiedlichen Schärfegraden im Wissen unterschiedliche geometrische Abstraktionen zuordnet – und so intuitiv erkennbar die Unschärfe offenlegt –, dabei aber gleichzeitig Methoden

der traditionellen Architektur fotografie nutzt, um trotz der Abstraktion einen möglichst realistischen, interpretierbaren Raumeindruck zu erzeugen (Abb. 5)⁶. Und obwohl es sich bei dieser Methode um nichts weiter als die Kombination zweier traditioneller Methoden handelt, von denen die eine plastisch das räumliche Objekt, die andere optisch die Projektion beschreibt, bleibt sie eine Gratwanderung, da sie einander gegenüberstehende Phasen des Architekturschaffens miteinander verbindet: die Modellierung aus der ersten – der Entwurfsphase – und die Fotografie aus der letzten – der Dokumentationsphase. Die Abstraktion des virtuellen Modells steht dem Realismus der Fotografie gegenüber (Abb. 6)⁷. Dabei sind sich in ihrer formgebenden Gestaltungsintention beide Prozesse ähnlich, nur gilt es, ein Gleichgewicht auszuhandeln

⁵ Wie Fußnote 2.

⁶ Lengyel Toulouse Architekten, Berlin, für das Deutsche Archäologische Institut, Berlin; ausgestellt unter anderem in der Ausstellung »Jenseits des Horizonts« des Excellence Clusters TOPOI im Pergamon Museum Berlin 2012 sowie in »Antike Architektur im Blick – 40 Jahre Bauforschung am Architekturreferat des Deutschen Archäologischen Instituts, Berlin« im Wissenschaftszentrum Bonn 2014.



7. *Kölner Dom um 1320 n. Chr.*

zwischen der Abstraktion zugunsten der Hypothese und der Anschaulichkeit zugunsten der Immersion.

Entsprechend gegenläufig sind die Strategien, die miteinander ins Gleichgewicht gebracht werden müssen: Geht die Abstraktion so weit, dass eine räumliche Interpretation, ein Erkennen des Dargestellten als Architektur, nicht mehr möglich ist, kann die Visualisierung ihr Ziel, nämlich die Vermittlung einer architektonischen Idee, nicht mehr erfüllen. Umgekehrt führen zu viele Ergänzungen zugunsten der Anschaulichkeit zu einer Überdeckung der wissenschaftlichen Hypothese. Die große Herausforderung liegt deshalb in der Balance zwischen diesen beiden Ansprüchen, in der Abwägung zwischen Hypothesentreue und Anschaulichkeit, also darin, eine Raumvision zu erzeugen, die gleichzeitig so nah an der Hypothese und räumlich so immersiv wie möglich ist (Abb. 7)⁸.

Es ist naheliegend, dass mit abnehmendem Wissen die Abstraktion steigt, aber damit steigen auch die Erwartungen an die Bildgestaltung. Realistische Bilder werden viel

leichter akzeptiert – bis hin zu völliger Kritiklosigkeit. Abstrakte Bilder von Architektur dagegen erregen allgemeine Skepsis – was nachvollziehbar ist, verlangen sie doch nach einer selbstreflexiven Auseinandersetzung, nach eigener Fantasie in der Vervollständigung des Betrachteten zu Architektur. Entsprechend komplex ist das Vorgehen auf Seiten der Visualisierung: Denn trotz detaillierter Definition der methodischen Grundlagen in Modellierung und Projektion⁹ sind es stets fallspezifische architektonische Fragestellungen, die das gesamte Vorgehen steuern, und deren Beherrschung sich – wie Architektur insgesamt – erst mit der Zeit ausbildet. Das Bild entspricht dann einem architektonischen Entwurf und muss dementsprechend so sorgfältig wie ein Architekturentwurf erarbeitet werden.

Anerkennt man die reflexive Wahrnehmung als einen die Erkenntnis steigernden Mehrwert einer architektonisch fundierten Visualisierung, dann liegt die Lösung für eine Visualisierung von Architektur im Kontext

7 Lengyel Toulouse Architekten, Berlin, für den Verein zur Förderung des Ägyptischen Museums e. V. Berlin; ausgestellt im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst München 2011 und im Kunstforum der Berliner Volksbank 2011–2012.

8 Lengyel Toulouse Architekten, Berlin, für die Dombauverwaltung Köln unter der Dombaumeisterin Prof. Barbara Schock-Werner; ausgestellt in der Landesausstellung 2010 des Landes NRW im Römisch-Germanischen Museum der Stadt Köln, seit 2010 als Dauerinstallation im Zugangsbereich zur Archäologischen Zone des Kölner Domes.

9 Lengyel 2011.



8. Kölner Domchor um 1856 n. Chr.

der historischen Bauforschung in der Kooperation, im kritisch-konstruktivem Dialog beider Disziplinen: Hier entsteht dann eine Qualität, von der beide Disziplinen profitieren. Die Reflexion der Hypothesen während des Visualisierungsprozesses übt auf beide Disziplinen

Impulse aus, die bei einer rein bauforscherischen Visualisierung auf der einen Seite oder einer beispielsweise bloß auf Literaturrecherche gründenden Visualisierung auf der anderen Seite in einem kritischen Maß ausbleiben. Der historischen Bauforschung treten gleich drei weitere, die visuelle Wahrnehmung reflektierende Disziplinen zur Seite: die Architekturgestaltung als formgebende, die Architektur fotografie als bildgebende Disziplin und schließlich die Architekturvisualisierung als deren Integration. In der Kooperation entstehen dann neue visuelle Artefakte, aus denen sich Erkenntnisse sowohl über das Wesen der visuellen Gestaltung als auch über die Archäologie gewinnen lassen (Abb. 8)¹⁰.

Ktesiphon stellt hier aufgrund seiner außerordentlichen Unschärfe eine besondere Herausforderung dar. Die Stätte kann sich nur zwischen den Zeilen erschließen. Aus der Zusammenstellung unterschiedlichster Maßstäbe kann die Idee einer Metropole in einem langen Siedlungszeitraum auftauchen, die mit einer polychromen Skulptur in einer christlichen Kirche schließt. Aus der Frühzeit liegen Grundmauern vor, die unterschiedliche Stadttaturen vorstellbar werden lassen, sowie Großanlagen, die allerdings inzwischen wieder grundsätzlich infrage gestellt werden. Überwölbte Hallen – die sogenannten Iwane – in unterschiedlichsten Größen und schließlich der eigentliche Residenz-Palast, gerade noch vollständig in der Zeit der ersten Fotografien dokumentiert als Vorläufer der uns so geläufigen Chiffre für den Islam – des Spitzbogens – und schon früh als nationales, identitätsstiftendes Erbe geschätzt, schließen den Befund ab. Die Ergebnisse der Visualisierung wurden als Film bereits in Sharjah und Riad sowie in einer Sonderausstellung im Museum für Islamische Kunst im Pergamon Museum Berlin gezeigt und sollen nach dem vollständigen Umbau im Pergamonmuseum dauerhaft installiert werden.

Anschrift des Verfassers:

*Brandenburgische Technische Universität Cottbus –
Senftenberg, Fakultät Architektur, Bauingenieurwesen
und Stadtplanung, Lehrstuhl Darstellungslehre, Konrad-
Wachsmann-Allee 1, 03046 Cottbus*

¹⁰ Lengyel Toulouse Architekten, Berlin, ausgestellt in der Ausstellung anlässlich des 150-jährigen Jubiläums des Kölner Domchores im Tagungszentrum des Erzbistum Köln, 2013–2014.

Literatur

- Lengyel 2011: D. Lengyel – C. Toulouse: Darstellung von unscharfem Wissen in der Rekonstruktion historischer Bauten, in: K. Heine – K. Rheidt – F. Henze – A. Riedel (Hg.): Von Handaufmaß bis High Tech III. 3D in der historischen Bauforschung (2011) 182–186
- Lengyel 2013: D. Lengyel – C. Toulouse: Die Bauphasen des Kölner Domes und seiner Vorgängerbauten. Gestaltung zwischen Architektur und Diagrammatik, in: D. Boschung – J. Jachman (Hg.): Diagrammatik der Architektur. Internationales Kolleg Morphomata der Universität zu Köln (2013) 327–352

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Lengyel Toulouse, BTU Cottbus – Senftenberg, in Kooperation mit dem Museum für Islamische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin; Abb. 2–4: Lengyel Toulouse, BTU Cottbus – Senftenberg, in Kooperation mit der Abteilung Istanbul des Deutschen Archäologischen Instituts und der Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin; Abb. 5–8: Lengyel Toulouse Architekten, Berlin

Mauer, Mörtel, Baustelle. Ausgewählte Befunde zur Mauertechnik der karolingischen Pfalz in Ingelheim¹

Die Pfalz in Ingelheim liegt am Rhein zwischen Mainz und Bingen, circa 50 km westlich von Frankfurt am Main, im heutigen Bundesland Rheinland-Pfalz. Sie befindet sich im Stadtteil Nieder-Ingelheim, für dessen Entstehung sie den Ausgangspunkt bildete.²

Die Pfalz wurde in der Zeit des Reisekönigtums erbaut, das seit dem Frankenreich bis in das späte Mittelalter hinein die übliche Form der Herrschaftsausübung der Könige war. Eine feste Hauptstadt gab es nicht, die Pfalzen dienten als Wohn- und Regierungszentren für den König, der bisweilen mit dem Hofstaat unterwegs war.

Die Pfalz in Ingelheim ist neben Aachen, Frankfurt am Main, Paderborn und Zürich eine der wenigen karolingischen Pfalzen im deutschen Sprachraum, die lokalisierbar, d. h. archäologisch-bauhistorisch nachweisbar, sind und zudem systematisch untersucht werden. Aus Frankreich sind wenige teiluntersuchte Pfalzorte zu ergänzen: Mayenne, Quierzy, Samoussy und St. Denis. Diesen insgesamt neun Pfalzen steht eine große Zahl von Orten gegenüber, die gemäß Urkunden und anderen Schriftquellen in karolingischer Zeit Königsaufenthaltsorte waren.³ Die Pfalz in Ingelheim ist eine Neugründung Karls des Großen um 800.⁴ Es handelt sich um eine geplante Gesamtanlage, deren einzelne Gebäude entlang zweier einfacher geometrischer Formen angeordnet wurden: einem fast quadratischen Rechteck von 92,5 x 101,5 m und einem Halbkreis mit einem Durchmesser von 89 m. Im Inneren entstanden große Innenhöfe, zu denen sich der

Halbkreisbau im Osten und der Nordflügel mit vorgelegten Säulengängen öffneten (Abb. 1). Charakteristisch für die Planung sind verschiedene Achsbezüge, die Räume wie auch Gebäude untereinander verbinden.⁵

Die Pfalz liegt im Rhein Hessischen Tafel- und Hügelland, geologisch Mainzer Becken genannt, einer Lage, der sie ein mildes Klima verdankt. Sie wurde auf einer Hangterrasse des Rhein Hessischen Plateaus (Mainzer Berg) zum Rheingraben hin angelegt.

Mauertechnik

Um die Mauertechnik zu beschreiben, werden wesentliche Elemente des Mauerwerks – Fundamente, aufgehendes Mauerwerk und Maueröffnungen – anhand einzelner Befunde vorgestellt. Dabei stehen das verwendete Baumaterial und seine Verarbeitung im Fokus.

Fundamente

Zum Ausgleich der Hanglage wurden die Fundamente im oberen (südlichen) Bereich eingegraben, während im unteren (nördlichen) Bereich Ausschubarbeiten nur in sehr geringem Umfang erforderlich waren. So reichen die Fundamente der ›Aula regia‹ und des Halbkreisbaus in den gewachsenen Boden⁶ hinein, während die

1 Dieser Beitrag ist ein Vorbericht zum laufenden Promotionsvorhaben der Verfasserin zu demselben Thema.

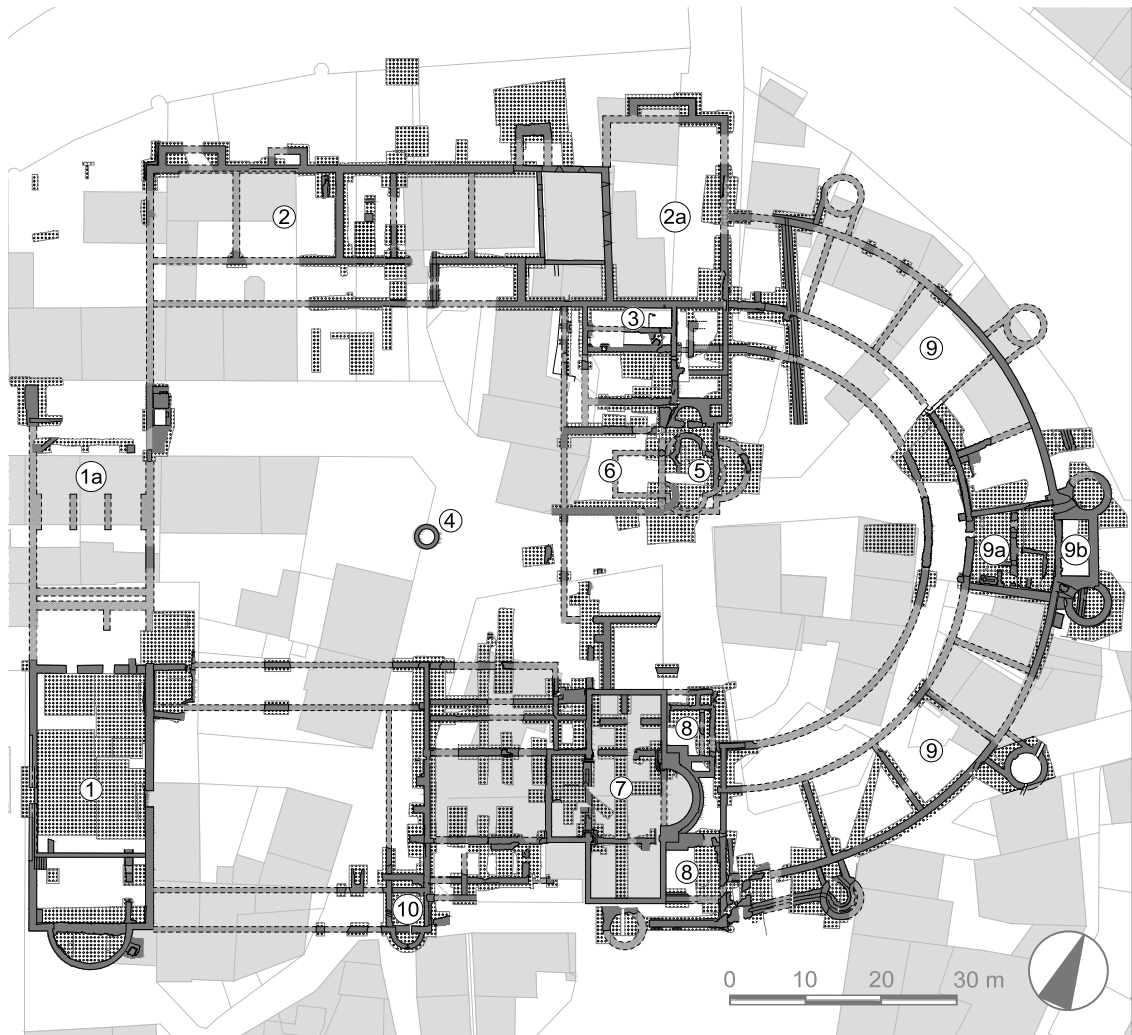
2 Siehe letzter Absatz dieses Beitrages.

3 Brühl 1968, Bd. II, Itinerarkarte I.

4 Zur Datierung Peisker 2016, 109. Zum Ausschluss römischer Besiedlung Ament u. a. 1968, 299. 304 und Sage 1976, 148.

5 Peisker 2016, 111–112.

6 Es handelt sich zum Großteil um einen schwer zu bearbeitenden, wasserundurchlässigen Lettenboden, zum Teil um Sand.

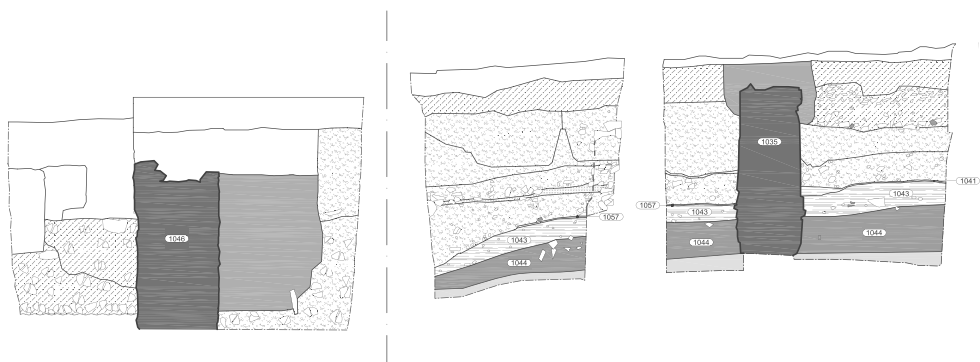


1 Befundplan der Mauerwerke mit Rekonstruktionen (gestrichelt) und Eintragung der Grabungsflächen von Ch. Rauch (1909–1914), W. Sage – H. Ament (1960–1963), W. Sage – U. Weimann (1965–1970) und H. Grewe (1993–2012), Maßstab 1:1000.
 1 »Aula regia«, 1a Vorhalle (Narthex), 2 Nordflügel, 2a Querbau, 3 Bassin der Fernwasserleitung, 4 Saalbrunnen, 5 Trikonchos, 6 Kirche II, 7 Saalkirche (ottonisch), 8 Vorgängerbau Saalkirche, 9 Halbkreisbau, 9a Pfeilerhalle, 9b Heidesheimer Tor, 10 kleiner Apsidenbau. Die heutige Wohnbebauung ist hellgrau hinterlegt, Stand 2012

Mauern des Nordflügels oberhalb dieses gewachsenen Bodens gegründet wurden und das Gelände anschließend großflächig mit Sand- und Schuttschichten aufgefüllt wurde. Diese gegensätzlichen Befundsituationen werden nun an den beiden äußeren Punkten der Anlage vorgestellt (Abb. 2).

Für die südliche Außenmauer des Halbkreisbaus wurde zunächst ein an dieser Stelle circa zweieinhalb Meter tiefer Fundamentgraben in den Lettenboden eingetieft. An den Seitenwänden dieses Graben schichtete man die Mauersteine annähernd lagenweise auf und vermörtelte sie; das Innere dieser Schalen wurde mit Mörtel- und Steinmaterial

+130,00 m
—
+129,00 m
—
+128,00 m
—
+127,00 m
—
+126,00 m
—
+125,00 m
—
+124,00 m
—
+123,00 m
—
+122,00 m



aufgefüllt.⁷ Die Maurer standen im Graben auf der Mauer. Die auf der Innenseite festgestellte Baugrube direkt oberhalb des einseitigen, 5–12 cm breiten Fundamentvorsprungs (Abb. 2 rechts) bot keinen ausreichenden Arbeitsraum: Aufgrund der schwierigen Bodenverhältnisse wurde der Erdaushub auf ein Minimum beschränkt.

Ganz anders die Situation im Norden: Säulengang, Innenmauer und Quermauern des Nordflügels wurden oberhalb des gewachsenen Bodens (unterste Schicht, ohne Befundnummer) flach, d. h. circa 30–70 cm tief, in einer Kulturschicht (1043) und der Infiltrationsschicht (1044) gegründet (Abb. 2 links). Die Fundamente konnten dann ohne Grube deutlich bequemer als im Süden mit ausreichendem Arbeitsraum aufgemauert werden. Das Bauniveau fiel – wie die Mörtelhorizonte 1041 und 1057 auf der Kulturschicht zeigen – entsprechend dem Geländeverlauf ab. Die darüberliegenden Auffüllschichten erreichen an der Nordmauer eine Stärke von bis zu 3 m. Diesen Höhenunterschied innerhalb des Nordflügels verdeutlichen außerdem

zwei Rüstbalkenlöcher im Nordteil einer Quermauer, die ungefähr anderthalb Meter unter dem späteren Fußbodenniveau liegen.⁸

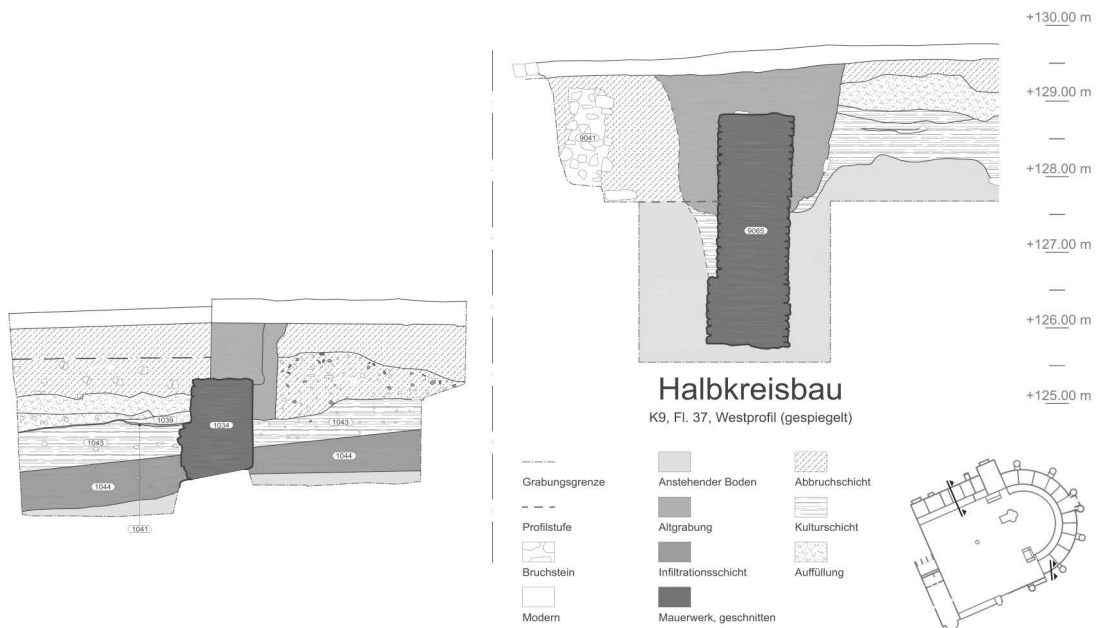
Bruchsteinmauerwerk

Die Pfalzmauern bestehen aus Kalkbruchsteinmauerwerk, das in der Regel zweischalig hergestellt wurde. Die Fundamente sind zwischen 70–120 cm breit und wurden sowohl ohne als auch mit ein- wie zweiseitigen Vorsprüngen bis zu 20 cm hergestellt. Die Grenze zwischen Fundament und aufgehendem Mauerwerk ist deswegen nicht immer klar fassbar. Manchmal liefert weniger sorgfältig ausgesuchtes Steinmaterial mit eher runden Formen und unregelmäßiger Oberfläche im unteren Mauerbereich einen weiteren Hinweis.⁹ Bei der Nordflügelaußenmauer steht außerdem der Fuß der Mauer im Lehmverband, während das darüberliegende Mauerwerk in Kalkmörtel gesetzt wurde (Abb. 3).

7 Notiz der Ausgräberin U. Weimann, Feldzeichnung Nr. 34 (1968, Schnitt 35, unpubliziert): »Bis OK gew. Boden erscheinen die Steine »an der Schnur gesetzt«, d. h. die Außenseite der Mauer erscheint relativ gerade. Darunter sind sie unregelmäßig gegen den gewachsenen Boden gesetzt. Die Steine sind auch nicht mehr so regelmäßig und sorgfältig ausgesucht.«

8 Feldzeichnungen Nrn. 159 und 161 (1970, Schnitt 48 IV) von U. Weimann (unpubliziert): Unterkanten Rüstbalkenlöcher bei 123,90 bzw. 123,60 m. Das Fußbodenniveau konnte anhand von Resten eines Mörtelstriches auf einer Planierung über den Auffüllungen (K1, Fl. 3) bei circa 125,30 m ermittelt werden. Die Unterkanten zweier Rüstbalkenlöcher liegen bei 123,90 bzw. 123,60 m.

9 Halbkreisbau: Siehe Anm. 7. Nordflügelaußenmauer: M. Gierszewska-Noszczyńska, Grabungsdokumentation Nordflügel 2011/12 (unpubliziert).



2. Fundamentierungen: Nordflügel, Außenmauer und Halbkreisbau, südliche Außenmauer. Profile, Maßstab 1:100 (Arbeitsstand)

Die Steinformate der Bruchsteinmauern variieren stark: Sie sind sowohl quadratisch als auch rechteckig bis plattig, sowohl kantig als auch oval und rund. Die Oberflächen sind teilweise unregelmäßig gebrochen, teilweise eben. Das Mauerwerk wurde lagenweise geschichtet, die Lagerfugen sind jedoch häufig nur annähernd waagrecht und verlaufen wellig oder bogenförmig. Die Schichthöhen variieren von Lage zu Lage, manchmal auch innerhalb derselben Lage. Ab und zu sind Ausgleichsschichten zu erkennen, manchmal werden stehende Formate verbaut.

Mörtel¹⁰

Für die Mauerwerke der Pfalzgebäude wurde ein Kalkmörtel mit einem Sand-Kies-Zuschlag verwendet.¹¹ Die Anteile von Bindemittel und Zuschlag wurden beim

Anmischen lediglich grob abgeschätzt, im Durchschnitt 1:1,8.¹² Auffällig sind große Korngrößen von bis zu 30 mm.

Als weitere Zuschläge sind Holzkohle sowie Ziegelsplitt und Ziegelmehl festzustellen. Die Holzkohle gelangte vermutlich über den Brennprozess in den Kalk und somit in den Mörtel. Beim Ziegelbeischlag handelt es sich um einen bewussten Zusatz: Der dadurch wasserbeständige Mörtel, das sogenannte »opus signinum«, wurde zur Abdichtung der 6,8 km langen Fernwasserleitung eingesetzt, die Quellwasser aus dem Quellgebiet »Karlsquelle« bei Heidesheim in die Pfalz transportierte. Verschiedene antike Vorbilder – insbesondere die Wasserleitung aus dem Königsborn zum Legionslager auf dem Kästrich in Mainz – legen nahe, dass die karolingischen Baumeister hier bewusst auf antike Techniken zurückgegriffen haben.¹³

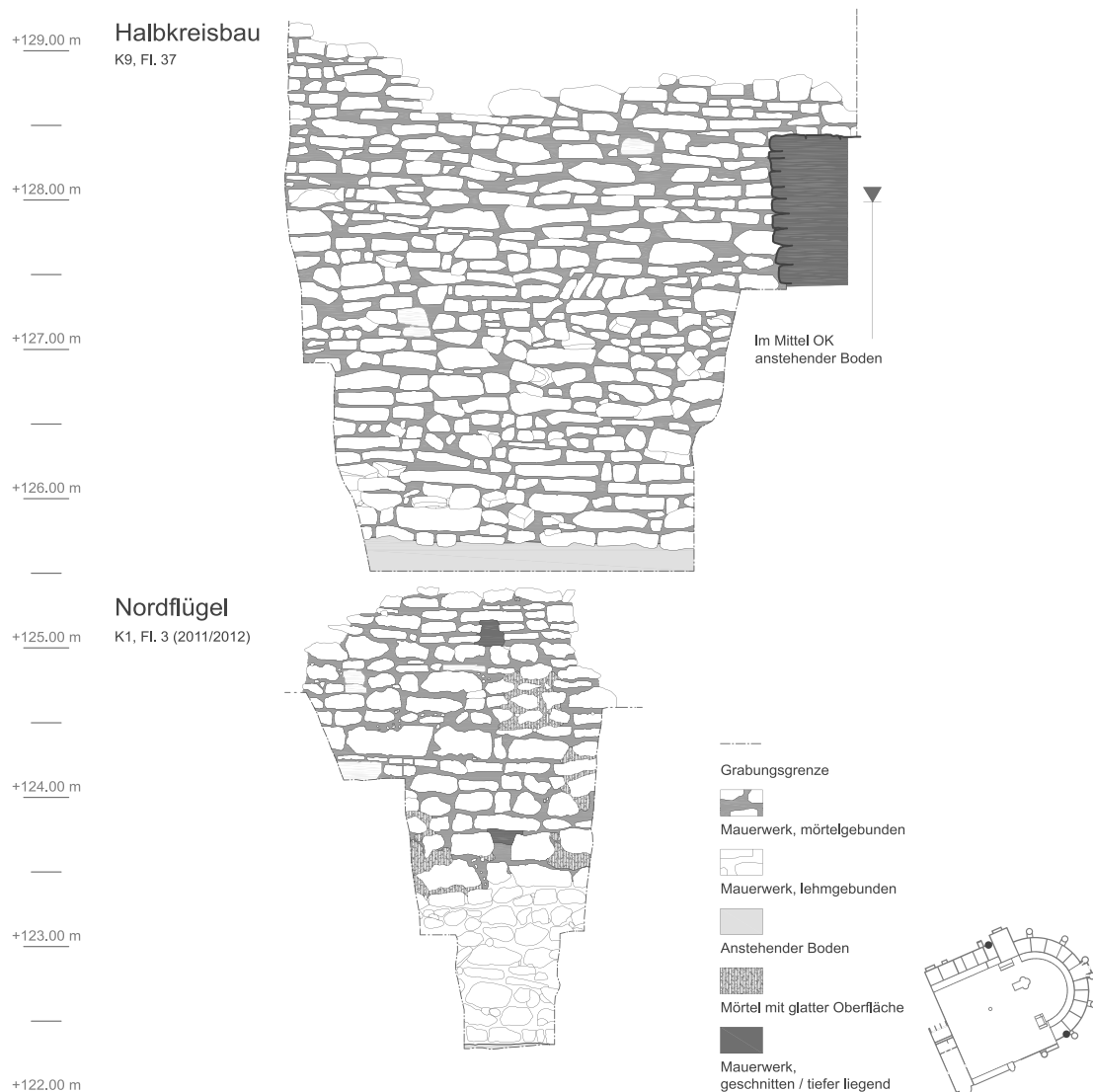
An allen Pfalzgebäuden wurde der nach dem Setzen des Steins aus den Fugen quellende Mörtel so verstrichen,

10 Die Mörtelanalysen sind Teil des laufenden Promotionsvorhabens der Verfasserin. Beratung und chemische Analysen wurden vom Institut für Steinkonservierung e. V. Mainz, Dr. K. Kraus und E. Hanebutte, durchgeführt.

11 Siehe Anm. 10. Verwendet wurden feiner bis grober Sand (Korngrößen zwischen 0,063–2 mm) sowie feiner bis grober Kies (Korngrößen zwischen 2–63 mm).

12 Siehe Anm. 10. Als normal anzusehen sind jedoch auch Kalkanteile von 20 oder 50 Massenprozent (1:4 bzw. 1:1)

13 Grewe 2007; Grewe 2014, 165–166.

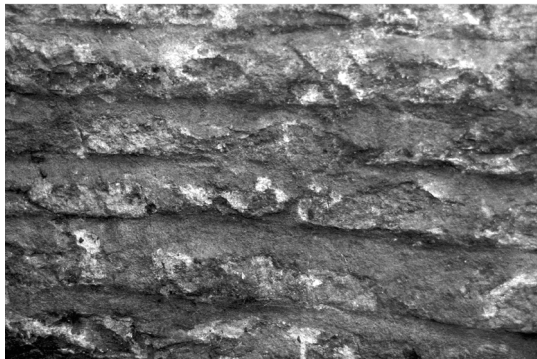


3. Mauerwerke: Halbkreisbau, südliche Außenmauer und Nordflügel, Außenmauer. Außenansichten, Maßstab 1:50 (Arbeitsstand)

dass er die Randbereiche der oft unregelmäßigen Bruchsteine abdeckte. Teilweise wurde er zusätzlich mit einer Kelle oder einem Fugeisen so in die Fuge gedrückt, dass rillenartige Vertiefungen und ein Fugenbild entstanden (Abb. 4). Diese ›pietra rasa‹-Technik, die in der Pfalz mit und ohne Fugenstrich vorkommt, wurde zur Egalisierung der Oberflächen, als Witterungsschutz und zur

Herstellung eines guten Haftgrundes für den Verputz verwendet. Eine gestalterische Funktion und somit keine weitere Oberflächenbehandlung erscheint unwahrscheinlich, da diese Technik auch im Fundamentbereich beobachtet wurde und sich am Bassin der Fernwasserleitung Putzreste über einer ›pietra rasa‹-Oberfläche erhalten haben.¹⁴

¹⁴ Beim Kloster St. Johann in Müstair konnte für die meisten Mauern, die in ›pietra rasa‹-Technik mit Fugenstrich hergestellt wurden, Putz nachgewiesen werden. Courvoisier – Sennhauser 1996, 32–33.



4. Mörtelverarbeitung: ›pietra rasa‹ mit Fugenstrich. Bassin der Fernwasserleitung, Südmauer (unten) und Querbau, Ostmauer (oben). Außenansichten

Quadermauerwerk für Laibungen, Ecken und Pfeiler

Zur Stabilisierung von Gebäudeecken und Fundamenten, zur Herstellung von Pfeilern und Pfeilervorlagen sowie Tür- und Fensterlaibungen und Bogenkonstruktionen wurde in der Pfalz Quadermauerwerk verwendet. Dabei handelt es sich hauptsächlich um unprofilerte, großformatige Sandsteinquader in plattigen, rechteckigen bis würfelförmigen Formaten mit typischen Maßen zwischen 40 und 65 cm. Für die Rundbögen der Türen und Fenster wurden deutlich kleinere Keilsteine verwendet (Abb. 5).

Es fällt auf, dass unterschiedliche Quaderhöhen durch kleinformatisches Bruchsteinmaterial ausgeglichen oder ganze Quader durch Bruchsteinmauerwerk ersetzt wurden (Abb. 5). Dies verweist zum einen darauf, dass die Quader nicht für den Pfalzbau gefertigt wurden, es sich



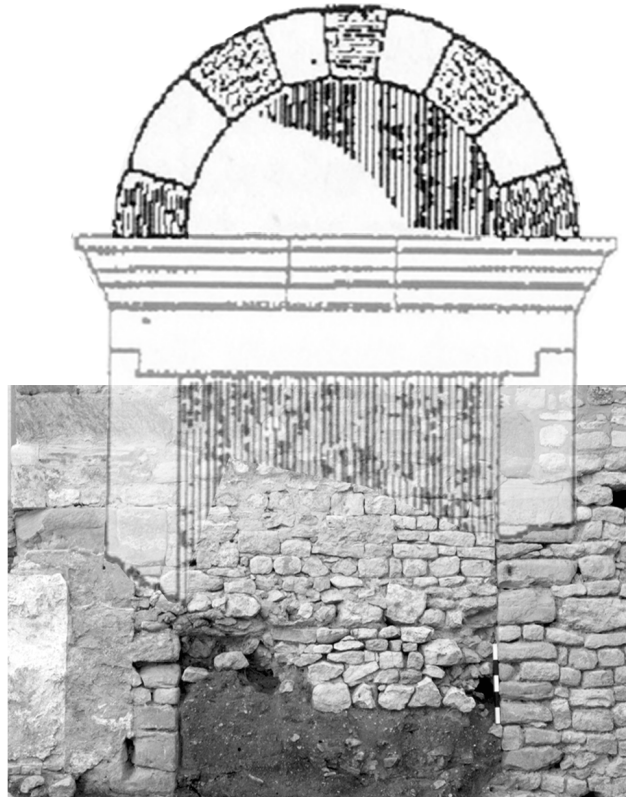
5. Spolienquader: ›Aula regia‹, Apsis, Ostecke (links), Halbkreisbau, Fenster in der Außenmauer (rechts oben), Heidesheimer Tor, südlicher Turmzugang (links unten)

also um Spolien handelt; Belege hierfür sind insbesondere verschiedene Inschriften- und Reliefsteine, die auf der Seite oder dem Kopf stehend verbaut wurden und z. B. von römischen Grab- und Weihemonumenten stammen.¹⁵ Zum anderen zeigt es, dass die Quader auf der Baustelle insofern knapp waren, als nicht immer die zueinanderpassenden Formate gefunden werden konnten.

Türöffnungen mit Entlastungsbögen

Beispielhaft herausgegriffen wird hier die am besten erhaltene Türöffnung der Pfalz, der nördliche Turmzugang am Heidesheimer Tor. Er bildet den Durchgang zu einem tonnengewölbten Gang, der – wie sein südliches Pendant – den Torbau flankiert und von der Pfeilerhalle in den außen angesetzten Rundturm führt (Abb. 6 links).

¹⁵ Schulze-Böhm (in Druckvorbereitung), Kap. 4.10 und Kat.-Nrn. 1.1.104-122 und Haupt 1996, 88-99.



6. Türstürze mit Entlastungsbogen aus Naturstein und Ziegel. Heidesheimer Tor, nördlicher Turmzugang (links) und ›Aula regia‹, Westportal (rechts; Montage heutiger Zustand und Zeichnung Cohausen 1852). Innenansichten, Maßstab 1:50. Cohausen sah den Bogen, der profilierte Sturz wurde von ihm aufgrund von zwei Ausbruchstellen in Kämpferhöhe rekonstruiert.

Auf den Laibungsquadern liegt ein horizontaler Sturz, auf dem ein Entlastungsbogen aufsitzt. Der monolithische Balken aus Rotsandstein weist eine leichte Profilierung auf: Der Bereich oberhalb der Öffnung wurde um circa 1 cm zurückgearbeitet. Dabei ist die Oberfläche der unteren Hälfte – wie die der Sturzenden – relativ fein gearbeitet, während die obere Hälfte einen groben Bearbeitungszustand zeigt. Der darüberliegende Entlastungsbogen besteht aus braunen, keilförmigen Sandsteinen, zwischen die flache, rote Ziegel in regelmäßigem Wechsel gestellt wurden. Darüber wurde aus denselben Ziegelformaten ein zweiter Bogen gelegt. Ausführung und Materialwahl des Entlastungsbogens lassen eine dekorative Gestaltungsabsicht vermuten.

Ein ähnlicher Bogenabschluss einer Tür ist bei August von Cohausen 1852 für den Osteingang in die ›Aula regia‹ überliefert. Cohausen schreibt von Kalk- und Backsteinen und zeichnet verschieden farbige Keilsteine, ebenfalls in regelmäßigem Wechsel. Die schmalen Ziegelformate des Turmzugangs fehlen allerdings.¹⁶ Heute sind nur noch Reste der Laibungen erhalten (Abb. 6).

Vorbilder für solche Entlastungsbögen aus Naturstein und Ziegeln gibt es vor allem in der römischen Architektur. Beispiele in der näheren Umgebung sind die Kaiser- und Barbarathermen in Trier aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. In Müstair, Klosterkirche St. Johann, ist ein solches Motiv im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts aufgemalt worden.¹⁷

¹⁶ Cohausen 1852, II, Fig. 12 und 13. Clemen 1890, 72. (Clemen zitiert jedoch lediglich die ältere Quelle).

¹⁷ Goll 2016, 353 sowie Abb. 4. 22. 23.

Herkunft des Baumaterials

Der Kalkbruchstein, der fast ausschließlich für den Mauerbau der Pfalz verwendet wurde, stammt mit hoher Wahrscheinlichkeit aus den verschiedenen Kalksteinvorkommen an den Hängen bzw. dem Hochplateau des Mainzer Berges: Diese liegen günstig in unmittelbarer Nähe oberhalb des Bauplatzes, 750 bis 2.500 m entfernt. Mörtelanalysen bestärken die Annahme.¹⁸ Sand und Kies stammen vermutlich aus dem Bereich des Rheins in etwa 3 km Entfernung.¹⁹

Für die zweitverwendeten Quader aus Kalk- oder Sandstein sind als Herkunftsorte römische Ruinen in Ingelheim, vor allem jedoch im nahen Mainz anzunehmen.²⁰ Bei den Basen, Säulen und Kapitellen der Säulengänge handelt es sich, wie von B. Schulze-Böhm nachgewiesen, fast ausschließlich um römische Spolien. Die Kapitelle stammen fast alle aus Italien; was die Säulen betrifft, ist bis heute unklar, ob die verwendeten Gesteinsarten süd- oder nordalpiner Herkunft sind. Die Spolien waren wohl keine Direktimporte aus Italien, sondern wurden vermutlich aus Römerstädten nördlich der Alpen nach Ingelheim transportiert. Hier kommen besonders Trier, eventuell auch Mainz und Köln in Frage, die über Mosel und Rhein eine gute Verkehrsverbindung zu Ingelheim hatten.²¹

Heutiger Umgang mit der untergegangenen Architektur

Die Zerstörung der Pfalz begann, als diese 1375 ihre Funktion als Herrschersitz endgültig verlor und der umwehrte Saalbezirk 1402 zur Besiedlung freigegeben wurde.²² Eine kleinteilige Wohnbebauung entstand und überformte nach und nach den Palast, der als Steinbruch diente. Es entstand das sogenannte Saalgebiet im heutigen Stadtteil Nieder-Ingelheim.

1888 fanden die ersten Ausgrabungen statt, die mit Unterbrechungen bis heute andauern. Von 2000 bis 2014 schlossen sich bauliche Maßnahmen zur touristischen Erschließung des Denkmals an. Grundlegendes Konzept war das Verknüpfen der Funktionen von Denkmal und Wohnquartier: Die ehemalige Palastanlage wird nur in Ausschnitten präsentiert. Das Wohnen im Denkmal wurde im Rahmen einer Stadtsanierung verbessert, zusätzliche Denkmalnutzungen als Standesamt und Freilichtbühne sorgen gleichzeitig für eine Verankerung des Denkmals im Bewusstsein der Ingelheimer wie auch vieler Menschen in der Umgebung, die die Zukunft des Denkmals auf hoffentlich lange Zeit sichert.

Anschrift der Verfasserin:

*Forschungsstelle Kaiserpfalz Ingelheim, Mainzer Straße 68,
55218 Ingelheim am Rhein*

18 Die ermittelten niedrigen Magnesium- und teilweise hohen Silicium-Werte passen zu den Steinbrüchen Am Rabenkopf und Am Kahlen Berg, bei denen im Wechsel Kalk- und Mergelbänke anstehen. Stribrny 1987, 12, Abb. 10. 11.

19 Siehe Anm. 10. Der Flugsand in der direkten Umgebung der Pfalz ist deutlich feinkörniger als die Mörtelzuschläge und hat keinen Grobsand- und Kiesanteil.

20 Schulze-Böhm (in Druckvorbereitung), Kapitel 5.2.2.

21 Siehe Anm. 20.

22 Classen 1964, 138. 141; Petry 1964, 203.

Literatur

- Ament u. a. 1968: H. Ament – W. Sage – U. Weimann, Die Ausgrabungen in der Pfalz zu Ingelheim am Rhein in den Jahren 1963 und 1965, in: *Germania* 46.1968, 291–312
- Brühl 1968: C. Brühl: Fodrum, gistum, serivium regis (Kölner Historische Abhandlungen 14/I, II) (1968)
- Classen 1964: P. Classen: Die Geschichte der Kaiserpfalz Ingelheim bis zur Verpfändung an Kurpfalz 1375, in: J. Autenrieth (Hg.): *Ingelheim am Rhein. Forschungen und Studien zur Geschichte Ingelheims* (1964) 87–146
- Clemen 1890: P. Clemen: Der karolingische Kaiserpalast zu Ingelheim, in: *Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst* 9.1890, 54–92
- Cohausen 1852: A. von Cohausen: *Der Palast Karls des Grossen in Ingelheim und die Bauten seiner Nachfolger daselbst* (1852)
- Courvoisier – Sennhauser 1996: H. R. Courvoisier – H. R. Sennhauser (Hg.): *Müstair, Kloster St. Johann. Zur Klosteranlage – Vorklösterliche Befunde* (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 16.1) (1996)
- Goll 2016: J. Goll: *Müstair, Kloster St. Johann*, in: K. Papajanni – J. Ley (Hg.): *Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz* (2016) 342–359
- Grewe 2007: H. Grewe: Die Wasserversorgung der Kaiserpfalz Ingelheim am Rhein im 8./9. Jahrhundert, in: *Frontinus-Gesellschaft e. V. (Hg.): Wasser auf Burgen im Mittelalter (Geschichte der Wasserversorgung 7)* (2007) 191–199
- Grewe 2014: H. Grewe: *Pfalzen Karls des Großen*, in: *Stiftung Deutsches Historisches Museum (Hg.): Kaiser und Kalifen. Karl der Große und die Mächte am Mittelmeer um 800* (2014) 158–181
- Haupt 1996: P. Haupt: *Vicus, Villae, Vinum. Der Ingelheimer Raum in der Römerzeit*, Ingelheim 1996.
- Peisker 2016: K. Peisker: *Ingelheim, Pfalz*, in: K. Papajanni – J. Ley (Hg.): *Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz* (2016) 108–121
- Petry 1964: L. Petry: *Der Ingelheimer Grund vom Ausgang des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*, in: J. Autenrieth (Hg.): *Ingelheim am Rhein. Forschungen und Studien zur Geschichte Ingelheims* (1964) 201–274
- Sage 1976: W. Sage: Die Ausgrabungen in der Pfalz zu Ingelheim am Rhein 1960–1970, in: *Francia* 4.1976, 141–160
- Schulze-Böhm (in Druckvorbereitung): B. Schulze-Böhm: *Die Bauskulptur der karolingischen Pfalz Ingelheim. Zur Ausstattung frühmittelalterlicher Herrschaftsarchitektur*, in: H. Grewe (Hg.): *Bauskulptur und Steinbearbeitung im Frühmittelalter (Archäologie und Bauforschung in der Pfalz Ingelheim am Rhein 1)* (in Druckvorbereitung)
- Stribrny 1987: C. Stribrny: *Die Herkunft der römischen Werksteine aus Mainz und Umgebung. Vergleichende petrografische und geochemische Untersuchungen an skulptierten Kalksteinen* (1987)

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Stadt Ingelheim, R. Myszka 2014 – Th. Raab 2015, höhler-brockmann Kulturgutdokumentation 2016; Abb. 2: Stadt Ingelheim, R. Myszka 2014, höhler-brockmann Kulturgutdokumentation 2016, Feldzeichnungen: U. Weimann 1970 und H. Grewe 1993 (links) und U. Weimann 1969/70 (rechts); Abb. 3: höhler-brockmann Kulturgutdokumentation 2016, Feldzeichnungen: U. Weimann 1969 (oben) und Stadt Ingelheim, R. Kohl 2012 (unten); Abb. 4: Stadt Ingelheim, M. Gierszewska und P. Noszczyński 2006; Abb. 5: Stadt Ingelheim, H. Grewe 2011 (links), M. Gierszewska und P. Noszczyński 2006/07 (rechts); Abb. 6: Montage Verf., Stadt Ingelheim, Th. Raab 2015 (links), A. von Cohausen 1852 (rechts, Zeichnung), Stadt Ingelheim, H. Grewe 1997 (rechts, Foto)

Der Naumburger Westlettner – Experimentelles Bauen im 13. Jahrhundert

Der Naumburger Dom gehört unbestritten zu den bedeutendsten Sakralbauten Deutschlands. Seine herausragende bautypologische und architekturhistorische Stellung als eine der wenigen Doppelchoranlagen im deutschsprachigen Raum wird gekrönt durch die beiden beinahe unverändert erhaltenen mittelalterlichen Lettner, die als funktionsgebundene Kleinarchitekturen mit dem Einzug der Reformation vielerorts unwiderruflich verloren gegangen sind.¹ Ihren Ruhm verdankt die Naumburger Bischofskirche jedoch insbesondere dem um 1250 erbauten Westchor mit zwölf überlebensgroßen Stifterfiguren und dem zeitgleich entstandenen Westlettner. Dieses Ensemble aus Architektur, Ausstattung und darin konstruktiv untrennbar eingebundener Skulptur gehört zu den Werken eines namentlich unbekanntes Künstlers, oder vielmehr einer Werkstatt, die in der kunstgeschichtlichen Forschung unter dem Notnamen ›Naumburger Meister‹ bekannt wurde. Die überwältigende Naturnähe in der Ausführung der Pflanzenornamentik und die hervorragende bildhauerische Qualität der Skulpturen rückten die gotischen Werke bereits seit dem 19. Jahrhundert immer wieder in den Fokus wissenschaftlichen Interesses.² Und dennoch ließen die lückenhaften schriftlichen Quellen und vor allem das Fehlen einer systematischen

Durchsicht des Baubestandes viele Fragen unbeantwortet. Vor diesem Hintergrund sollte mit der Einrichtung des ›Naumburg Kollegs‹, eines interdisziplinär arbeitenden Graduiertenkollegs, durch eine befundorientierte Erfassung und wissenschaftliche Aufarbeitung sowie unter Einbeziehung modernster naturwissenschaftlicher Methoden und technischer Verfahren ein konzeptuell neuer Ansatz zur Erforschung des Naumburger Westchors und Westlettners geleistet werden.³ Für die Bestandserfassung und Bauforschung am Westlettner wurde bewusst das traditionelle Handaufmaß mit Bleistift auf Karton gewählt, das damit im methodischen Kontrast zu den überwiegend auf computerbasierten Dokumentationsmethoden beruhenden Untersuchungen im Westchor stand.⁴ Aus dieser Arbeit wird im Folgenden die Zusammensetzung der Portalarchitektur vorgestellt, die als in sich geschlossenes Gefüge innerhalb des Lettneraufbaus das Können einer Werkstatt repräsentiert, die in ihrem Wirken stets die Grenzen des technisch Machbaren zu überschreiten suchte.⁵

Die bauhistorischen Untersuchungen haben gezeigt, dass Westchor und Westlettner einer einheitlichen Planung und Ausführung unterlagen.⁶ Die gestalterische wie auch bauchronologisch-konstruktive Verbindungsstelle

1 Ein Lettner wird allgemein über seine beiden Bestandteile definiert: Zum einen trennt er als schrankenartiger Einbau unterschiedliche Funktionsräume innerhalb einer Kirche voneinander, zum anderen besitzt ein Lettner eine erhöhte Bühne, die zu hohen Kirchenfesten zur Verlesung des Evangeliums diene. Ausführlich zur Definition von Lettner und weiteren archivalisch belegbaren Funktionen, vergleiche Schmelzer 2004, 10–11, 142–155.

2 Eine umfangreiche Auflistung der wichtigsten Publikationen findet sich zuletzt in: Krohm – Kunde 2011.

3 Das von der VolkswagenStiftung geförderte Forschungsprojekt mit einer Gesamtlauzeit von dreieinhalb Jahren erfasste die Teilprojekte Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft sowie Naturwissenschaften/Archäometrie (HfBK Dresden), Kunstgeschichte (Westfälische Wilhelms-Universität Münster), Sächsische Landesgeschichte (Historisches Seminar der Universität Leipzig), Wirtschaftsgeographie und Tourismusforschung (Ludwig-Maximilians-Universität München) sowie das Teilprojekt Historische Bauforschung, das unter der Leitung von Manfred Schuller mit zwei Dissertationen an der Technischen Universität München angesiedelt war. Für die Möglichkeit der Teilnahme am Naumburg Kolleg sowie die Förderung und Unterstützung sei hier Manfred Schuller herzlichst gedankt.

4 Siehe Beitrag von Dominik Jelschewski im vorliegenden Tagungsbericht sowie ausführlich in: Jelschewski 2015.

5 Der vorliegende Beitrag ist ein zusammengefasster Auszug aus der kürzlich abgeschlossenen Dissertation mit dem Titel *Der Westlettner des Naumburger Doms. Historische Bauforschung an Architektur und Skulptur* (siehe Dudziński 2017).

6 Siehe Jelschewski 2015 und Dudziński 2017.



1. Naumburger Dom, Blick auf die Rückseite des Westlettners mit beidseitig anschließenden Dorsalereihen mit Baldachinbekrönung

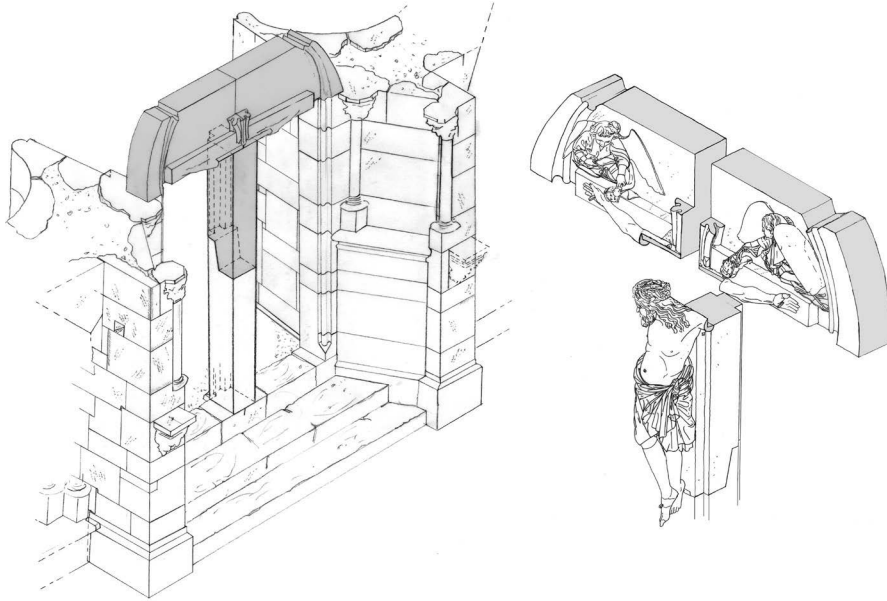


2. Dem Langhaus zugewandte Schauseite des Naumburger Westlettners mit einer lebensgroßen Kreuzigungsgruppe im Eingangsbereich zum Westchor

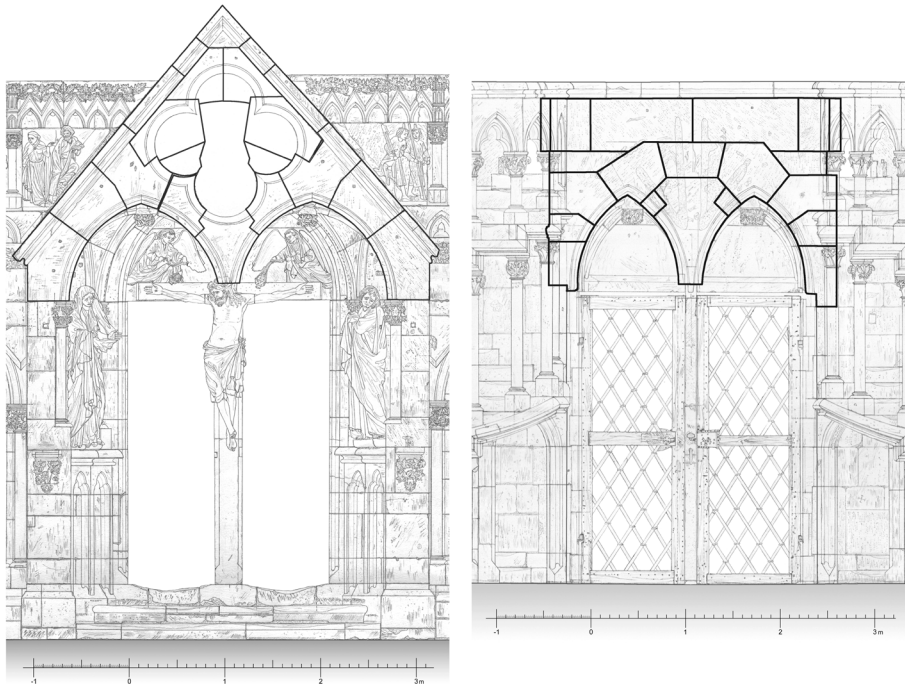
zwischen diesen beiden Bereichen bildet das steinerne Dorsale mit Baldachinbekrönung, das sich entlang der Längswände des Chors erstreckt und an der Rückseite des Lettners fortgeführt wurde (Abb. 1). Als prägende Elemente der Lettnerrückseite gelten die beiden äußerst transparent gestalteten, von filigranen Säulen getragenen Treppentürmchen, die aus dem Westchor auf die Bühne des Lettners hinaufführen. Dazwischen spannt sich ein von zwei Spitzbögen durchbrochenes Gewölbe über einem aus der Erbauungszeit stammenden zweiflügeligen Gitterportal. Dieses verbindet als einzige Erschließungsmöglichkeit den Chor mit dem Kirchenraum östlich des Westlettners. Die Schauseite des Lettners ziert ein Relief fries, der sich über einem schrittweise gegen Osten stark vorspringenden Aufbau aus Sohlbank, Blendarkatur und Friesbändern über die gesamte Frontansicht erstreckt und durch einen zentralen Giebelaufbau durchbrochen wird (Abb. 2). Insgesamt acht mit schmalen Säulenelementen gerahmte Relieffelder zeigen Szenen der Passionsgeschichte,⁷ die in einer lebensgroßen und ungewöhnlich niedrig positionierten Kreuzigungsgruppe im Portalbereich kulminiert. Ihre beiden Assistenzfiguren Maria und Johannes wurden erst nach Abschluss der Versatarbeiten der

Lettnearchitektur in den schmalen Nischen des trapezförmig vorspringenden Portalrisalits aufgestellt. Der Versatz des Gekreuzigten hingegen, der aus einem Werkstück mit dem oberen Abschnitt des Kreuzbalkens gearbeitet wurde, sowie der beiden über ihm schwebenden Engel erfolgte bereits im Bauverlauf (Abb. 3). Dieses figürliche Gefüge aus insgesamt vier Baugliedern ist über komplex verzahnte Fugenverläufe miteinander verwoben und bildet als Mittelstütze und Tympanon den Unterbau aus, der neben den massiven Portalwangen einen großen Teil der darauf ruhenden Gewölbekraft aufnimmt. Weder das nachträgliche Einfügen noch das zerstörungsfreie Entfernen der vier Einzelglieder ist an dieser Stelle möglich. Ihr Einbau erfolgte gleichzeitig und erforderte zudem eine bereits in der Planung eingeleitete, gemeinsame Durchdetaillierung und Vorfertigung von Architektur und Skulptur. Wie ein vergleichender Blick auf ausgewählte Beispiele der gotischen Portalarchitektur gezeigt hat,⁸ stellt diese grandiose Gesamtkomposition eine einmalige, eigens für den Naumburger Westlettners entwickelte Lösung dar. Doch ist diese Skulpturengruppe von höchster bildhauerischer Qualität nicht der einzige Höhepunkt des zentralen Portalrisalits. Bautechnisch brillant gelöst ist auch das darüber

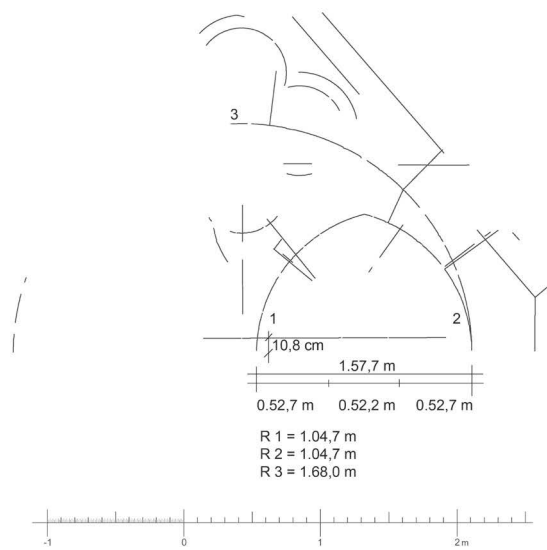
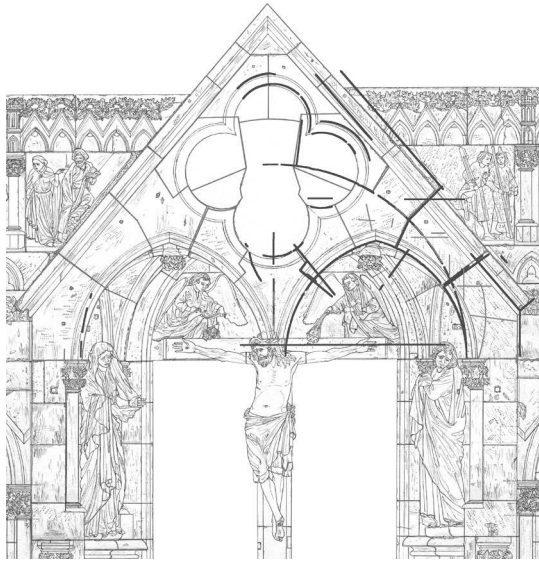
7 Dargestellt sind die Szenen (von links nach rechts): Abendmahl, Auszahlung der Silberlinge, Gefangennahme Christi, Verleugnung Petri (Zwickelrelief links), Zwei Bewaffnete (Zwickelrelief rechts), Vorführung Christi vor Pilatus, Geißelung Christi und die Kreuztragung.
8 Ausführlich hierzu in: Dudziński 2017.



3. Naumburger Westlettner, Aufbau des Portalarisalits mit viergliedriger Zusammensetzung aus Mittelstütze (zwei Bauteile) und den beiden Tympanonfeldern (links: vereinfachte Systemzeichnung unter Weglassen der Skulpturen). Detaillierte Darstellung der drei oberen Glieder des Trumeauaufbaus (rechts)



4. Giebelaufbau des Naumburger Westlettners (links) und seiner rückwärtigen Zentralkonstruktion (rechts), jeweils mit Akzentuierung des Fugennetzes (Originalmaßstab 1:20)



5. Ein aus der Erbauungszeit des Westlettners stammender Werkriss (rechts) und seine Kongruenzüberprüfung mit dem tatsächlich realisierten Giebelaufbau (links)

aufgehende Gefüge aus Gewölbe und dem Zentralgiebel mit einem eingearbeiteten und farbig gefassten Vierpass.⁹ Tatsächlich handelt es sich hierbei um ein falsches Gewölbe, das nicht als Schale ausgebildet wurde, sondern aus massiven Werksteinen besteht, die zugleich als Bauglieder des Giebels dienen. Das Herzstück bildet dabei ein 1,92 m hoher, frei nach unten abgehängter Werkstein mit einem überaus raffinierten Steinschnitt (Abb. 4, links). Allein durch den Druck der von allen Seiten auf den mehrfach verkröpften Steinkörper wirkenden Lasten der angrenzenden Bauglieder wird der Koloss buchstäblich in die Zange genommen und so sein Durchrutschen nach unten verhindert. Verstärkende Eisenklammern sind nur im Bereich der Gewölbeanfänger vorzufinden. Hier dienten sie insbesondere im Bauverlauf zur Lagesicherung der massiven Blöcke. Zwischen den Baugliedern der darauffolgenden Steinlagen konnten keine Eisenverbindungen oder Dübel nachgewiesen werden. Lediglich einige bleivergossene

Fugen, die mit einem Zentimeter Breite ungewöhnlich stark sind, wurden gezielt an besonders beanspruchten Steinkanten zum Abfangen des Drucks positioniert.

Vergleichbare Konstruktionen in Form abgehängter Schlusssteine können erst ab dem 14. Jahrhundert verzeichnet werden, so etwa an zahlreichen Bauten der englischen Kathedralgotik. Doch im Gegensatz zum Naumburger Beispiel werden diese Schlusssteine in der Regel – sofern sie bereits bautechnisch erschlossen sind – durch Eisenelemente, wie etwa lange, alle Bauglieder durchstoßende Stangen zusammengehalten. Mit seiner Entstehungszeit um 1250 weist der Naumburger Westlettner damit womöglich eines der ältesten dieser »steinernen Hängewerke« auf, die bisher erschlossen werden konnten. Im tektonischen Sinne fungiert der Naumburger Werkstein zudem nicht als Schlussstein, sondern als ein Gewölbeanfänger ohne Auflager – ein folglich tragendes Element, das an dieser Stelle selbst zum getragenen

9 Der im Zentrum der Giebellfläche eingearbeitete, von einem Wulst-Kehle-Profil gesäumte Vierpass besitzt einen Durchmesser von 1,70 m bei 0,10 m Tiefe. Das Bildfeld zeigt die »Majestas Domini«, eine Darstellung von Christus als Weltenrichter. Hervorgehoben wird dieses Motiv durch eine erhabene, in Stuck gearbeitete Inschrift, die sich um den Vierpass entlang legt: »+ ARBITER: HI/C: SEDIS: ANGOS: DISTING/VIT:AB: EDIS + DURA. SIT: AN/GRATA.TENET.HIC. SENTE/NTIA. LATA« (Der Richter hier auf dem Throne scheidet die Lämmer von den Böcken. Mag es hart sein oder angenehm, endgültig ist das hier gefällte Urteil). Eine ausführliche kunsttechnologische Untersuchung des Vierpasses wurde 2004/05 durch Henry Ewert vorgenommen und ist in einer bis dahin unveröffentlichten Diplomarbeit dokumentiert. Das zweibändige Manuskript kann auf Anfrage an der Hochschule für bildende Künste Dresden eingesehen werden, siehe Ewert 2004/05.

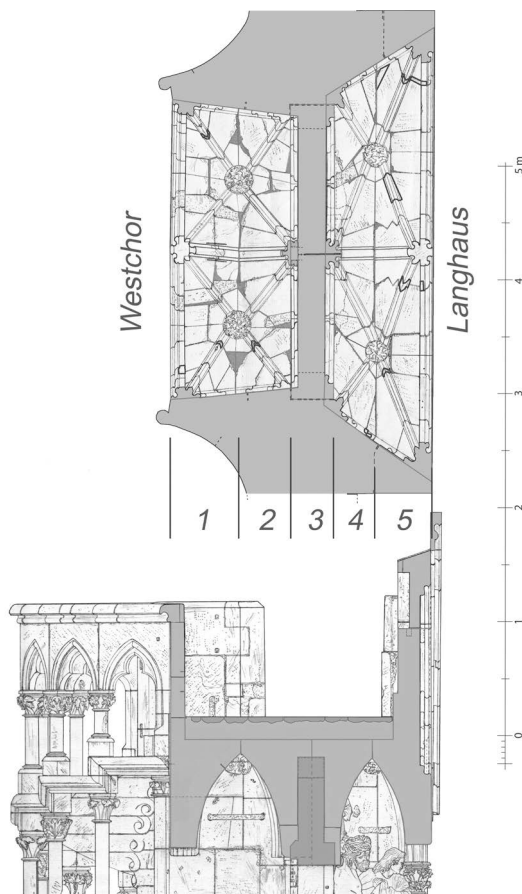
modifiziert wurde und damit die statischen Gesetze künstlerisch aufzuheben scheint.

Auch die Lettnerrückseite zeigt im mittleren Abschnitt eine analoge Konstruktion (Abb. 4, rechts). Diese ist jedoch trotz eines parallelen Versatzes deutlich unausgereifter als das Pendant der Lettnervorderseite. Die hier fehlende Verzahnung des zentralen, deutlich kleineren Werksteins mit den angrenzenden Baugliedern erforderte bereits im Bauprozess eine Verklammerung des gesamten Gefüges mit zwei langen, V-förmigen Flacheisen.

Zu beantworten ist an dieser Stelle daher neben der Frage nach der bautechnischen Umsetzung des Gewölbes und beider Hängekonstruktionen auch die nach den Gründen für ihre divergente Beschaffenheit.

Einige Hinweise zur Entstehung des Zentralgiebels gibt ein aus der Erbauungszeit stammender Werkriss im Maßstab 1:1 (Abb. 5). Die an der nördlichen Polygonwand des Westchors eingeritzte Zeichnung kann als ein äußerst fortgeschrittener Entwurfsplan eingestuft werden.¹⁰ Dieser zeigt neben gestalterischen Elementen, wie etwa dem eingearbeiteten Vierpass, bereits detaillierte Steinschnitte sowie die Position und Größe des rechten Spitzbogens. Überdies geht aus dem Riss klar hervor, dass dem Giebelentwurf ein Konstruktions-Halbkreis mit dem Radius 1,68 m zugrunde liegt.

Bringt man den Werkriss mit dem realisierten Aufbau in Deckung, so treten zwar an einigen Stellen geringe Abweichungen auf, die etwa am Verlauf der rechten Giebelschräge fassbar sind, die wesentlichen Elemente des Gefüges jedoch – der Konstruktions-Halbkreis, die Lage und Dimension des Spitzbogens und die Verkröpfungen der Steinkanten – wurden unverändert übernommen. Zudem tragen auch die verbauten Werkstücke einige Ritzungen, die mit den Linien der Werkzeichnung exakt zusammenfallen. Dies gilt für die senkrechte Mittelachse und den Konstruktions-Halbkreis. Letzterer setzt sich an drei benachbarten Baugliedern der rechten Giebelhälfte als durchgängige Ritzung fort. Dies zeigt, dass die Werkstücke beim Fertigstellungsprozess immer wieder probeweise



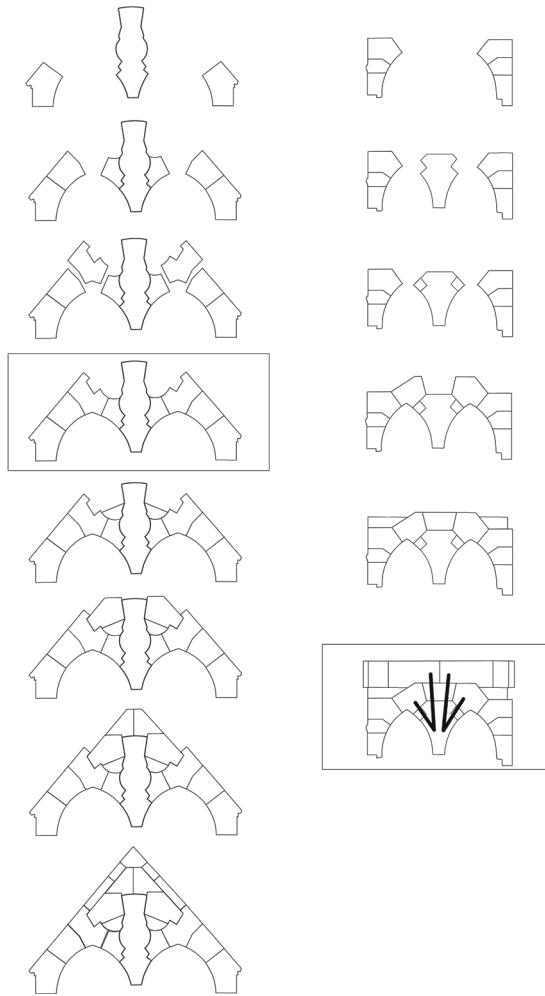
6. Gewölbespiegel (oben) und zugehöriger Querschnitt (unten) durch den Portalbereich des Naumburger Westletners.

Durch die Ziffern 1–5 gekennzeichnet sind hier die einzelnen Abschnitte des Gewölbe-Giebelaufbaus. Der Gewölbespiegel zeigt zudem Steinvierungen an Rippenenden (schwarz eingeraht) sowie im Bauverlauf mit Mörtel zugesetzte Fehlstellen zwischen den Baugliedern der Gewölbekappen (dunkelgrau)

zusammengelegt worden sein müssen, denn ein nachträgliches Anbringen des Halbkreises auf dem vollendeten Aufbau erscheint an dieser Stelle nicht plausibel.

Die Schwierigkeit beim Zusammenlegen der hier

¹⁰ In einem der wohl wichtigsten Beiträge zur Architekturzeichnung des Mittelalters stellte Wolfgang Schöller eine Reihe von Zweckbestimmungen auf, die er anhand zahlreicher untersuchter Werkrisse herausarbeiten konnte. Neben Schablonenherstellung dienen diese Risse, je nach Zeichenart sowie Übereinstimmungsgrad mit den ausgeführten Varianten, als flüchtige Entwurfsskizzen, als Präsentationsrisse für den Bauherrn oder auch als zeichnerische Lösungsansätze für komplexe Konstruktionsgefüge, siehe Schöller 1989. Ausführliche Erläuterungen zu den Werkrissen des Naumburger Doms finden sich bei Donath – Donath 2011, Dudziński 2013 und 2017.



7. Systematische Darstellung der Zusammensetzung der äußeren Abschnitte im östlichen Giebelbereich (links) und westlichen Zentralbereich (rechts) des Westlettners unter Berücksichtigung der Versatzreihenfolge einzelner Bauglieder. Hervorgehoben ist jeweils das Stadium, in dem ein statisch tragfähiges Gefüge vorliegt

verbauten großformatigen Werkstücke bestand darin, dass sie aufgrund ihrer mehrfach verspringenden Kanten keine durchgehend glatten Oberflächen besaßen, die ein planes Auslegen ohne erheblichen Aufwand ermöglicht hätten. Mit welcher raffinierten Anordnung diese Hürde gemeistert werden konnte, verdeutlichen der Gewölbespiegel und ein zugehöriger Querschnitt (Abb. 6). Der Gesamtaufbau aus Gewölbe, dem Zentralgiebel und

rückwärtiger Hängekonstruktion ist gekennzeichnet von durchgehenden, lediglich von Schlusssteinen mit polygonal verspringenden Kanten unterbrochenen Fugenverläufen, die das Gefüge in fünf schmale Abschnitte unterteilen: das Tympanonfeld, bestehend aus den beiden Engelreliefs in der Mitte des Aufbaus (Abb. 6.3), die beiden jeweils nach außen gerichteten Abschnitte mit ihrem abgehängten Zentralstein (6.1; 6.5) sowie die zwischen diesen und dem Tympanon liegenden Bereiche (6.2; 6.4). Diese geschichtete Unterteilung ermöglichte eine gesonderte Vorfertigung der einzelnen Abschnitte, die erst beim Versatz zu einer Einheit verbunden wurden. Dabei erfolgte auch die abschließende Feinanpassung. Besonders an Übergängen der filigranen Rippenverläufe ist zu beobachten, dass deren exakte Ausrichtung bei der Vorproduktion der Bauteile offensichtlich Probleme bereitet hatte. Die Rippenenden sind mehrfach mit Steinvierungen versehen, die, wie die nach unten verlaufenden Tropfnasen des als Klebstoff verwendeten Baumharzes bezeugen, erst im Bauverlauf eingesetzt wurden. Des Weiteren sprechen unterschiedlich große, mit dem Versatzmörtel verfüllte Fehlstellen, die hauptsächlich entlang der Trennfugen zu beobachten sind, für eine finale Anpassung beim Bauvorgang. Möglicherweise erklärt diese Vorgehensweise auch die ungewöhnliche Form der Schlusssteine, deren Außenkanten an die verbliebenen Restflächen nach dem Zusammenfügen aller fünf Abschnitte passend zugerichtet worden zu sein scheinen.

Auch Hinweise zum Versatz können dem Baubestand entnommen werden. Wie am Beispiel des außen liegenden Giebelabschnitts ersichtlich wird, war dieser bereits mit dem Einsetzen der beiden Scheitelemente tragfähig (Abb. 7). Zwei am Oberlager des Zentralsteins eingearbeitete Konstruktionslöcher bezeugen den Einsatz einer Steinzange, die diesen Stein während des Zusammensetzens in der gewünschten Position fixiert hatte. An der Lettnerrückseite war das Festhalten des zentralen Werkstücks mittels Steinzange bis zum Einsatz der Eisenklammern – und somit zur Vollendung eines tragfähigen Verbandes – nicht möglich. Hier muss davon ausgegangen werden, dass eine temporäre Hilfskonstruktion zum Aufbocken des hängenden Werksteins eingesetzt wurde.

Die eingangs festgestellte Verschiedenartigkeit beider Hängekonstruktionen wird auch an weiteren Details

ersichtlich (Abb. 6). Neben deutlich größeren Fehlstellen, und somit fehlender Anpassung von benachbarten Steinkanten, zeigt die Unteransicht des rückwärtigen Gewölbefeldes eine auffällige Asymmetrie der einzelnen Steinkörper sowie einen deutlich geknickten Verlauf des mittigen Gurtbogens.

Die folgerichtige Erklärung für die abweichende Präzision in der Beschaffenheit der zeitgleich versetzten Einzelabschnitte dieser bautechnisch herausragenden Gewölbe-Giebel-Konstruktion kann nur ein in der Vorplanung und Vorfertigung verankerter Entwicklungsprozess gewesen sein, der aus einer neuen Idee heraus nur durch gewagtes Austesten perfektioniert werden konnte.

Die aus bautechnischer Sicht außergewöhnlichen Lösungen, die am Naumburger Westlettner am Trumeau und dem darüber aufgehenden Aufbau umgesetzt wurden, repräsentieren das Œuvre einer Werkstatt, die mit den aktuellen Bauaktivitäten sowie den neuesten technischen Entwicklungen ihrer Zeit bestens vertraut gewesen sein muss. Angetrieben von hohen gestalterischen und konstruktiven Ansprüchen, brachte sie innovative, durchaus als experimentell zu bezeichnende Konstruktionen hervor, die selbst in der vom technischen Fortschritt erfüllten Gotik durch beispiellose Individualität und Raffinesse hervorstechen.

Anschrift der Verfasserin:

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Architekturtheorie und Baugeschichte, Arbeitsbereich Baugeschichte und Denkmalpflege, Technikerstraße 21, A-6020 Innsbruck

Literatur

- Donath – Donath 2011: G. Donath – M. Donath: Zeugnisse mittelalterlicher Bauplanung und Bauprozesse an den Chorbauten von Naumburg, Schulpforte und Meißen, in: H. Krohm – H. Kunde (Hg.): Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen, Bd. 2 (2011) 1273–1291
- Dudziński 2013: I. Dudziński: Der Westlettner. Entstehung und Wandel im Spiegel der Zeit, in: Naumburg Kolleg (Hg.): Interdisziplinäre Forschungen zum Naumburger Dom. Ein Werkstattbericht (2013) 32–37
- Dudziński 2017: I. Dudziński: Der Westlettner des Naumburger Doms. Historische Bauforschung an Architektur und Skulptur (Dissertation TU München 2016) (2017, im Druck).
- Ewert 2004/05: H. Ewert: Das Vierpassfeld am Eingangportal des Westlettners im Dom St. Peter und Paul in Naumburg. Erstellung eines Konservierungs- und Restaurierungskonzeptes (Unveröffentlichtes Manuskript der Diplomarbeit in 2 Bänden. Hochschule für bildende Künste Dresden) (2004/05)
- Jelschewski 2015: D. Jelschewski: Skulptur, Architektur und Bautechnik des Naumburger Westchors (Dissertation TU München 2014) (2015)
- Krohm – Kunde 2011: H. Krohm – H. Kunde (Hg.): Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen (Ausstellungskatalog, 2 Bde.) (2011)
- Schmelzer 2004: M. Schmelzer: Der mittelalterliche Lettner im deutschsprachigen Raum. Typologie und Funktion (2004)
- Schöllner 1989: W. Schöllner: Ritzlinienzeichnungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Architekturzeichnung im Mittelalter, in: architectura 19.1989, 36–61

Abbildungsnachweise

Abb. 1–7: Verf.

Der Naumburger Westchor – Bildhauerarchitektur im 13. Jahrhundert? (Kurzfassung)



1. Naumburger Westchor mit den Skulpturen der »primi fundatores«



2. Das Stifterpaar Ekkehard und Uta vor dem Laufgang des Westchors

Um das Jahr 1250 vollendete man den spätromanischen Neubau der Naumburger Kathedrale durch einen Westchor in der Formensprache der Gotik, die sich im mittel-deutschen Raum gerade erst etablierte. Seine Bekanntheit verdankt der Chorbau jedoch nicht zuerst seiner Architektur, sondern der einmaligen skulpturalen Ausstattung im Inneren, die einen Zyklus von zwölf lebensgroßen Skulpturen der ersten Stifter, in den Quellen als »primi fundatores« bezeichnet, und einen Lettner mit Reliefdarstellungen der Passion Christi samt monumentaler Kreuzigungsgruppe umfasst (Abb. 1).¹ Die Figuren gelten als Hauptwerk eines namentlich unbekanntes Künstlers, der als sogenannter Naumburger Meister Eingang in die Kunstgeschichtsschreibung gefunden hat.² Für die Bauforschung ist vor allem die einzigartige Integration der Bildwerke in den architektonischen Aufbau von Interesse. Unklar war bisher der zeitliche Zusammenhang

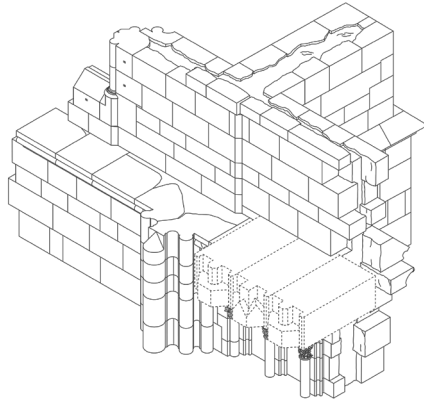
zwischen der Architektur des Chors und den Figuren. Wurden die Skulpturen bereits im Bauverlauf versetzt oder erst nachträglich eingefügt? Eine Frage, die in Anbetracht der überwiegend stilistisch geführten Datierungsdebatte relevant ist.³ Ein weiteres kontrovers diskutiertes Problem betrifft die Urheberschaft des architektonisch-skulpturalen Ensembles. Entwarf der Baumeister zusammen mit dem Bildhauer einen Gesamtplan oder ist der Westchor letztlich die Idee eines einzelnen Werkmeisters, der sich auf beide Gewerke verstand und somit als Bildhauer-Architekt bezeichnet werden könnte?

Für die seit geraumer Zeit ins Stocken geratene kunsthistorische Diskussion um den Figurenzyklus sollten mit den Methoden der Historischen Bauforschung neue Grundlagen geschaffen und darüber hinaus unser Wissen zur gotischen Bautechnik und Baupraxis erweitert werden. Zur Klärung diene unter anderem die Untersuchung der

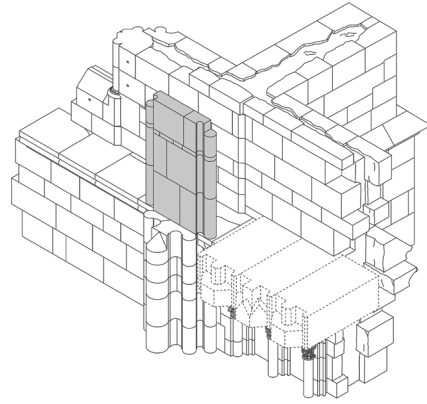
1 Zum Naumburger Westlettner siehe den Beitrag von Ilona Dudzinski im vorliegenden Band.

2 Siehe Straehle 2009.

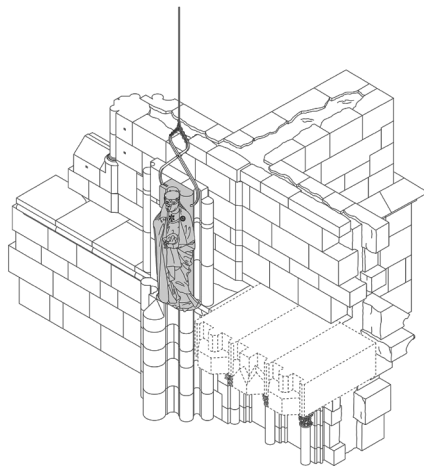
3 Siehe die Beiträge in Krohm – Kunde 2011.



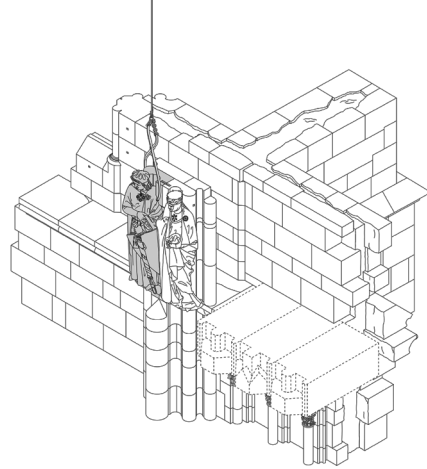
a)



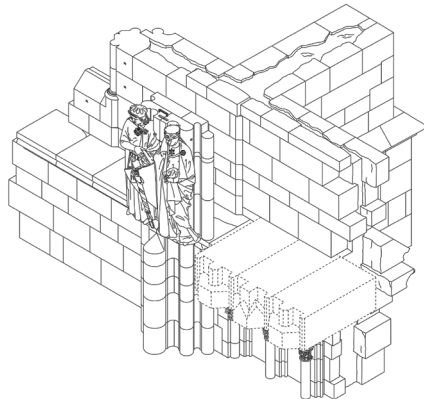
b)



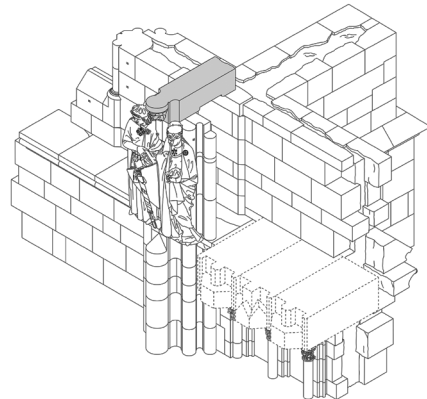
c)



d)

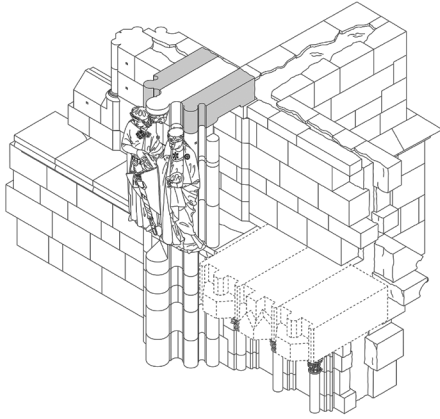


e)

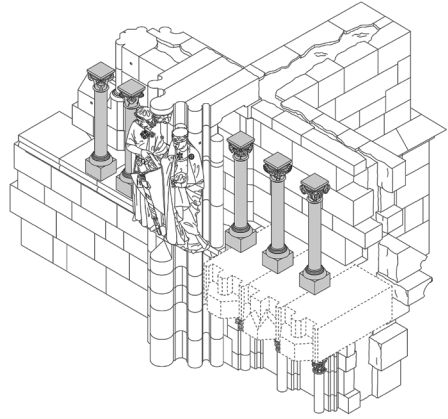


f)

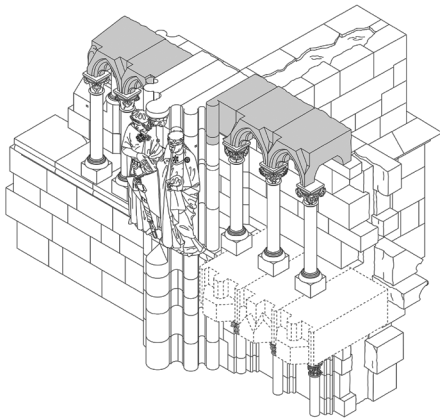
3. a–f) Rekonstruktion des Versatzprozesses der Stifterpaare am Beispiel Ekkehard und Uta



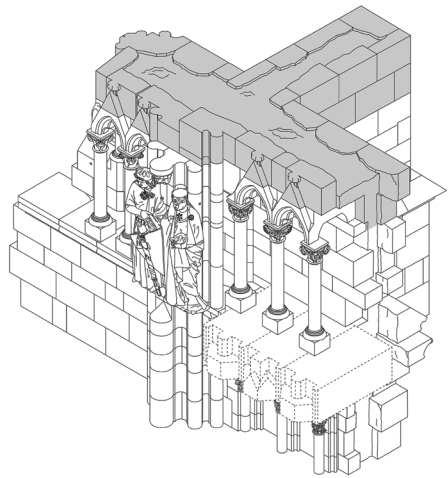
g)



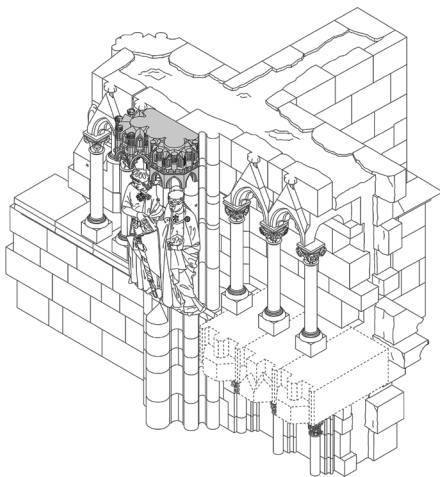
h)



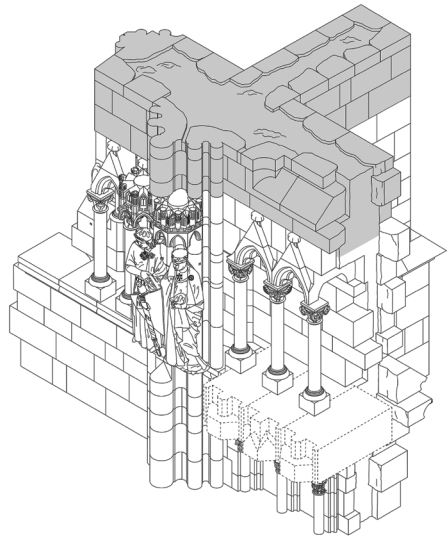
i)



j)



k)



l)

Versatztechnik der Skulpturen, wie anhand des folgenden Beispiels aufgezeigt werden soll.

Am Übergang vom quadratischen Chorjoch zur polygonalen Apsis steht das Stifterpaar Ekkehard und Uta; eingebunden in das System der Gewölbedienste und zugleich gerahmt von der Arkatur des hinter ihnen entlangführenden Laufgangs (Abb. 2). Bemerkenswert ist hierbei vor allem die Durchtrennung des Gurtbogendienstes im Bereich der Figuren. So gelingt die optische Zusammenführung des Pairs trotz des eigentlich scheidenden Säulenbündels. Diese Lösung widerspricht zwar dem tektonischen Prinzip der Architektur, ist jedoch so raffiniert ausgeführt, dass sie kaum als störend empfunden wird. Der Gurtbogendienst endet unterhalb der Figuren in einem halben Kegel, oberhalb der Standbilder wächst er wieder aus einer Blattkonsole heraus, wobei die Figurenbaldachine die Wiederaufnahme der architektonischen Gliederung verschleiern.

Konstruktiv betrachtet stellt sich der Aufbau wie folgt dar:⁴ Unterhalb der Figuren verschmelzen das Dienstbündel und das ausladende Gesims des Laufgangs in zwei großen Werkstücken, die eine plane Standfläche bilden (Abb. 3a). Darüber erhebt sich hinter den Figurenblöcken eine schmale Wandscheibe mit den seitlichen Fortsetzungen der Schildbogendienste samt den Kehlen (Abb. 3b). Die Figurenblöcke selbst sind als Teil der architektonischen Gliederung gedacht und daher mit einer entsprechend ausgebildeten Rücklage samt Gewölbedienst gearbeitet. Die Fuge zwischen den Figuren verläuft mittig in der Achse des Dienstbündels (Abb. 3c, d). Der konstruktiv einbindende Part der Skulpturen endet auf der Höhe der rückwärtigen Wandscheibe. Oberhalb der Figuren, der Wandscheibe und der Laufgangswand überspannen insgesamt drei große Binderblöcke den Durchgang. Der zentrale Binder liegt mittig über der Fuge zwischen den Figuren auf, er umfasst die Blattkonsole und reicht seitlich bis in die Mitte der benachbarten Kehlen des Säulenbündels (Abb. 3f). Seitlich schließen zwei weitere Binder an, die jeweils die andere Hälfte der inneren Kehle, den Diagonalrippendienst und die äußere

Kehle in einem Block vereinen (Abb. 3g). Oberhalb der zentralen Blattkonsole sind die beiden Baldachine in einem monolithischen Werkstück vereint. Dieses umfasst neben den Baldachinen die Dienste der Diagonalrippen, die inneren Kehlen und den Gurtbogendienst (Abb. 3k). Der Doppelbaldachin lastet somit auf der auskragenden Blattkonsole, die wiederum Teil eines über den Laufgang hinwegreichenden Binderblocks ist, der die Skulpturen mit dem Bauwerk verbindet. Die visuelle Einheit von Skulptur und Architektur spiegelt sich daher in der konstruktiven Verschränkung in vollkommener Weise wider.

Der Bauablauf lässt sich anhand eines versteckten Konstruktionsdetails genau rekonstruieren. Auf Höhe der Köpfe konnte zwischen den Figurenblöcken mit einem Armierungssuchgerät Metall geortet werden. Eine daraufhin erstellte Röntgenaufnahme⁵ zeigt eine Eisenklammer, die in die Oberseite der Figurenblöcke eingelassen ist, um ein Auseinanderklaffen der vertikalen Fuge im Bauverlauf zu vermeiden (Abb. 3e). Die Klammer ist in ihrer Bettung mit Blei vergossen, das teilweise in die Fuge zwischen den Figuren gelaufen ist. Da das Einsetzen der Klammer und die anschließende Verbleiung nur erfolgen konnten, solange der mittige Binderblock mit der Blattkonsole noch nicht aufgesetzt war, folgt daraus, dass das Stifterpaar bereits im Bauverlauf versetzt wurde. Ein nachträgliches Einschleiben der Figuren in den Wandaufbau kann definitiv ausgeschlossen werden. Die Figuren sind somit gleichzeitig mit dem Mauerwerk versetzt worden und datieren daher in die Bauzeit des Chors (um 1250). Der Versatz der kostbaren Skulpturen in einer frühen ›Rohbauphase‹ erscheint aus heutiger Sicht seltsam, spiegelt jedoch das hochmittelalterliche Verständnis von Bauskulptur als integralem Bestandteil der Architektur wider. Im übertragenen Sinn werden die Stifter der Naumburger Kathedrale hierdurch bildlich und konstruktiv zu den ›Säulen der Kirche‹, wie dies der biblischen Überlieferung nach üblicherweise für die zwölf Apostel gilt.⁶

Die Frage nach der Urheberschaft dieses komplexen architektonisch-skulpturalen Gebildes gestaltet sich etwas schwieriger. Hierzu ist ein vergleichender Blick nach

4 Die ausführliche Dokumentation sämtlicher Befunde in Jelschewski 2015.

5 Die Röntgenaufnahme erfolgte durch die SWS Werkstoffprüfung GmbH. Bei 44 cm Materialstärke (Schaumkalk) und einer Spannung von 225 kV betrug die Belichtungszeit 60 Minuten.

6 Vgl. Suckale 2012, 134.

Frankreich, in das Mutterland der Gotik, notwendig. Die dortigen Sakralbauten kennen zwar ähnliche Figurenzyklen und Aufstellungen, im Detail betrachtet belegen die zahlreichen Beispiele jedoch eine eher konventionelle Einbindung der Bildwerke als Säulen- oder Archivoltenfiguren, die als additives Element dem architektonischen Grundgerüst vorgesetzt sind. Selbst die prominentesten Beispiele, wie die Apostelfiguren der Pariser Sainte-Chapelle, die Figuren des sogenannten Engelspfeilers im Straßburger Münster oder die Portalskulpturen der Kathedralen in Reims oder Chartres kennen die aufwändigen,

geradezu ›manieristischen‹ Steinschnitte und Konstruktionen des Naumburger Ensembles, bei dem die Figuren zum eigentlichen Ausgangspunkt der baulichen Gestaltung werden, nicht. Die in Naumburg angetroffene gestalterische und konstruktive Durchdringung von Architektur und Skulptur stellt somit keinesfalls den Regelfall dar und spricht im Zusammenhang mit zahlreichen weiteren Befunden mehr für die Konzeption einer einzelnen Person, die als leitender Bildhauer und Baumeister in Personalunion fungierte.⁷

Anschrift des Verfassers:

Technische Universität München, Lehrstuhl für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege, Arcisstraße 21, 80333 München

7 Die vorausgegangenen Beobachtungen und Folgerungen sind Teil der Dissertation des Autors, die im Rahmen eines von der Volkswagen-Stiftung in den Jahren 2009 bis 2013 geförderten Graduiertenkollegs mit dem Titel »Naumburg Kolleg – Interdisziplinäre Forschungen zur Baugeschichte, Ausstattung und Konservierung des Westchors des Naumburger Doms« entstand. Teilprojektleiter waren Prof. Dr. Ulrich Schießl (†), Prof. Dr. Thomas Danzl (Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaften), Prof. Dr. Christoph Herm (Archäometrie), alle Hochschule für Bildende Künste Dresden; Prof. Dr. Joachim Poeschke (Kunstgeschichte) Westfälische Wilhelms-Universität Münster; Prof. Dr. Enno Bünz (Mittelalterliche Geschichte und Landesgeschichte) Universität Leipzig; Prof. Dr. Jürgen Schmude (Wirtschaftsgeografie und Tourismusforschung) LMU München; Prof. Dr. Manfred Schuller (Baugeschichte und Historische Bauforschung) Technische Universität München. Das Projekt umfasste elf Dissertationsvorhaben, deren Ergebnisse in einer Gesamtedition im Verlag Friedrich Pustet (Regensburg) erscheinen. Zum Projekt siehe auch Naumburg Kolleg 2013. In der Dissertation des Autors wurde der Westchor in modernen Bauaufnahmen dokumentiert, seine Konstruktion analysiert und die Bauabfolge rekonstruiert. Hinzu kommen Studien zum Baumaterial, den Steinmetzzeichen sowie zum Maßsystem. 3D-Streifenlichtscans der zwölf Stifterfiguren und ihrer Baldachine bildeten die Grundlage einer Untersuchung zur Entwurfs- und Ausführungspraxis gotischer Monumentalskulptur, die im Zusammenspiel mit Befunden am Baudekor und den figürlichen Wasserspeiern einen erweiterten Blick in die Naumburger Werkstatt gewährt. Die abschließende Publikation liegt seit Kurzem vor, siehe Jelschewski 2015.

Literatur

- Jelschewski 2015: D. Jelschewski: Skulptur, Architektur und Bautechnik des Naumburger Westchors (Dissertation TU München 2014) (2015)
- Krohm – Kunde 2011: H. Krohm – H. Kunde (Hg.): Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen (1–2) (2011)
- Naumburg Kolleg 2013: Naumburg Kolleg (Hg.): Interdisziplinäre Forschungen zum Naumburger Dom. Ein Werkstattbericht (2013)
- Straehle 2009: G. Straehle: Der Naumburger Meister in der deutschen Kunstgeschichte. Einhundert Jahre deutsche Kunstgeschichtsschreibung 1886–1989 (Dissertation LMU München 2008) (2009) <<http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2009/747/>>
- Suckale 2012: R. Suckale: Einige Gesichtspunkte zum Verständnis der Naumburger Dom-Skulpturen, in: H. Krohm – H. Kunde (Hg.): Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen 3. Internationales wissenschaftliches Kolloquium, Naumburg 5.–8. Oktober 2011 (2012), 128–140

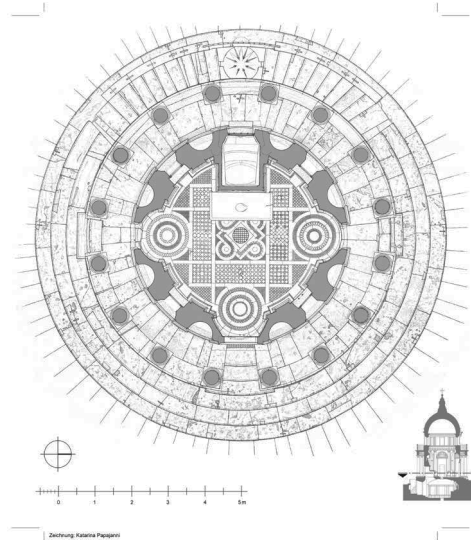
Abbildungsnachweise

Abb. 1–3: Verf.

Der Tempietto Bramantes in Rom

Der herausragende Architekt der Hochrenaissance Donato Bramante bekam 1502 vom spanischen Kardinal Carvajal den Auftrag, über dem angeblichen Ort der Kreuzigung Petri ein Erinnerungsmonument zu errichten. Dieser für Pilger wichtige Ort lag neben dem bis heute spanischen Franziskanerkloster S. Pietro in Montorio hoch über Trastevere. In der beengten Raumsituation eines Hofes zwischen der 1480 fertiggestellten Kirche und dem eigentlichen Kreuzgang des Klosters entstand ein Rundtempelchen, das trotz der kleinen Dimensionen zu einem der wichtigsten Bauten der Renaissance wurde. Die Tholos mit dem freistehenden Säulenkranz und erstmals seit der Antike rein dorischen Formen war so ungewöhnlich, dass sie den Pilgern als antiker Bau erscheinen musste, der dadurch die Altehrwürdigkeit des Ortes bezeugte. Sowohl Sebastian Serlio wie auch Andrea Palladio führten den Tempietto in ihren Traktaten absichtlich unter den antiken Gebäuden als wiedergefundene »buona e bella Architettura«, die seit der Antike verloren gewesen wäre. Seine Wirkung war enorm, denn Bramante war durch die bei einem Rundbau – zumal mit geringem Durchmesser – sehr anspruchsvolle Dorica zu ungewöhnlichen und zukunftsweisenden Lösungen angespornt worden, die sich schnell herumsprachen. In der Folge suchten alle Renaissancearchitekten von Rang diesen kleinen Bau auf, vermaßen und zeichneten ihn, lernten dabei für ihre eigenen Werke.

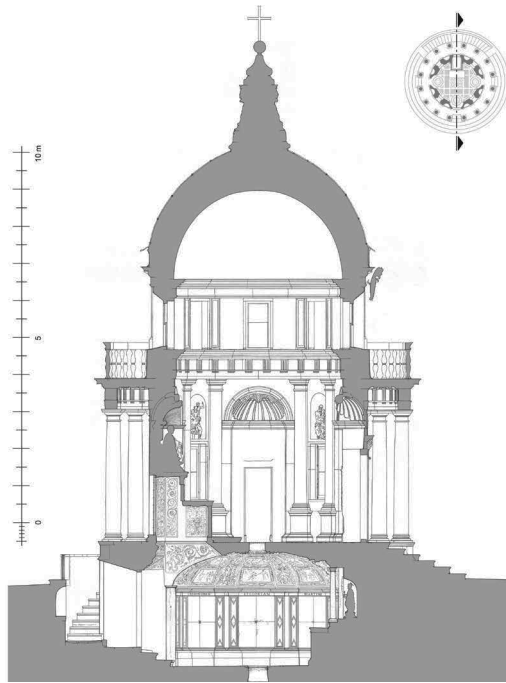
Bereits 1995 konnte ein Team von Bauforschern der Universität Bamberg erstmals seit dem 19. Jahrhundert



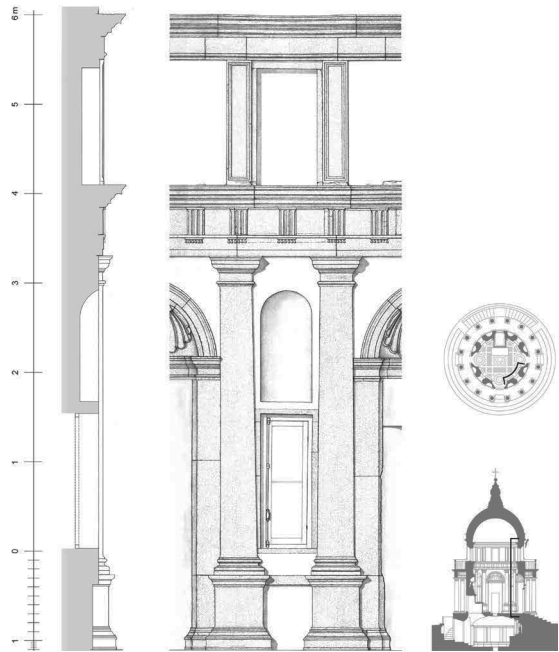
1. Grundriss

eine komplette, großformatige Bauaufnahme mit vier Grundrissen, einem Längsschnitt diversen Abwicklungen und vielen Detailaufnahmen ausführen (Beispiele Abb. 1–3).¹ Diese bildet die Grundlage der folgenden Bauuntersuchung. Neben einer Darstellung der Bautechnik vom Fundament bis zur Kuppelbekrönung konnten der ursprüngliche Planungszustand und die ungewöhnlich häufigen Planänderungen unter Bramante analysiert werden. Dazu gehört der ursprüngliche Zugang zur sogenannten Krypta, dem Ort der angeblichen Kreuzigung,

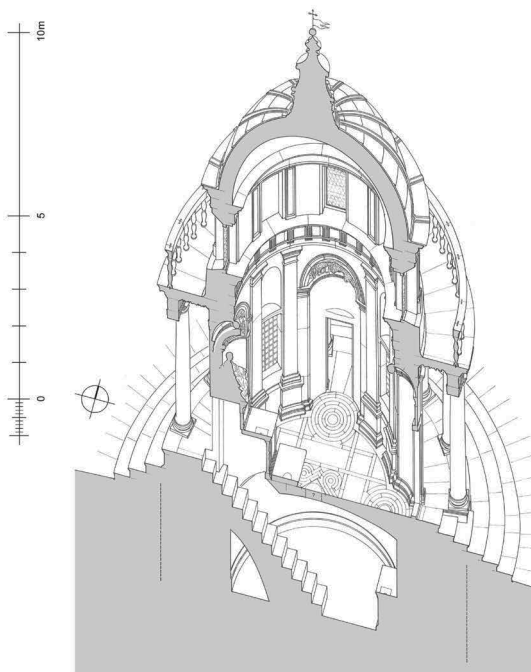
1 Das Projekt war geplant als Kooperation von Kunstgeschichte (Bibliotheca Hertziana unter Leitung von Christoph L. Frommel) und der Universität Bamberg (Leitung Manfred Schuller). Mitarbeiter auf Seiten der Bauforschung: Sabine Gress, Tillman Kohnert, Katarina Papajanni und Michael Häßler. Die Finanzierung einschließlich einer eigenen Gerüststellung erfolgte durch die DFG. Eine umfassende Publikation war nach einer Sanierung anlässlich »Roma 2000« in Zusammenarbeit von deutschen, italienischen und spanischen Autoren vorgesehen. Diese Publikation hat sich bis heute verzögert, wird aber 2017 in italienischer Sprache erscheinen. Darin enthalten sind unsere komplette zeichnerische Dokumentation des Tempiettos und die ausführliche Darstellung der Ergebnisse. Eine deutsche Fassung der bauforscherischen Ergebnisse und des Beitrags der Kunstgeschichte erscheint ebenfalls 2017 im Römischen Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana 41, 2013/14.



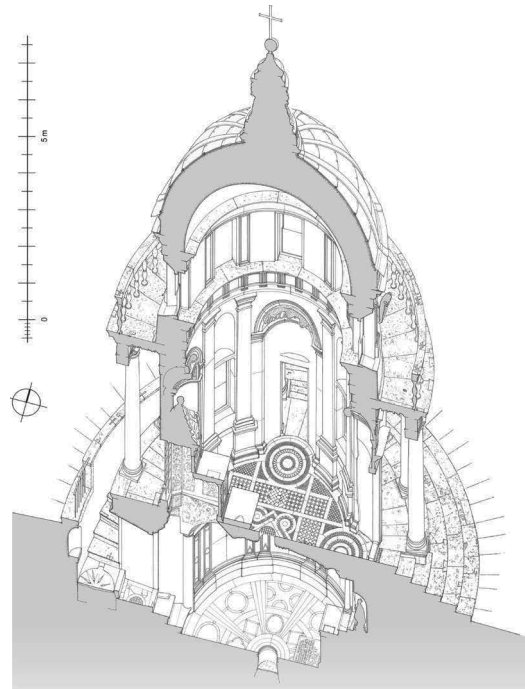
2. Schnitt



3. Innenordnung, gekuppelte Pilaster mit dorischer Ordnung

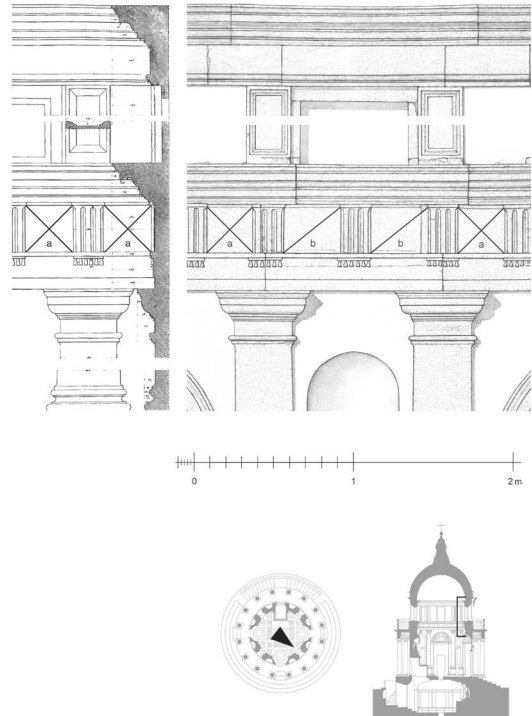


4. ausgeführter Bauzustand unter Bramante



5. heutiger Zustand mit neuem Kryptenzugang des 17. Jahrhunderts

der im 16. Jahrhundert einer bequemer nutzbaren Lösung weichen musste (Abb. 2, 4). Noch unter Bramante wurde der Hauptzugang zum Cellainnenraum durch eine aufwändige marmorne Türrahmung mit ionischen Stützkonsolen ergänzt, eine Lösung, die die Architekten des 16. Jahrhunderts besonders begeistert haben muss, da sie die Tür immer wieder in ihren Skizzen festhielten. Die erstmalige nachantike Verwendung der dorischen Ordnung für den Erinnerungsort der Kreuzigung Petri war zugleich eine besonders ungewöhnliche und anspruchsvolle: Bramante setzte vier gleich hohe dorische Friesen an Architravaußen- und -innenseite sowie an Cellaaußen- und -innenseite ein. Bei dem geringen Durchmesser der Tholos gelang dies nur durch Kunstgriffe, wie die zunehmende Reduzierung der Metopenbreite bei den drei äußeren Friesen und die neuartige Innenraumlösung mit gekuppelten Pilastern eingepasst in den engen Innenraum, jeweils penibel abgestimmt mit Türen, Fenstern, und Nischen (Abb. 3). Nachlässig und anscheinend nicht unter fachkundiger Aufsicht war dabei die Ausführung der unbekanntenen neuen dorischen Formen durch die Bauleute. Die Achsen von Säulen, Regulae und Triglyphen stimmen nicht überein, die Ausformung der Guttae zeugt von Unverständnis (Abb. 6). Bramante war zu diesem Zeitpunkt vielleicht schon mit dem Auftrag, den Neubau von St. Peter im Vatikan zu planen, ausgelastet. Vielleicht kam auch deswegen die von Serlio in seinem 3. Buch überlieferte, großartige Planung, den Tempietto mit einem säulenumstandenen Rundhof zu umgeben, nicht mehr zur Ausführung. Nach den Maßangaben von Serlio,



Zeichnung: links Letaroullv... / rechts: Katarina Pasaiani

6. Ungenauigkeiten des äußeren Frieses

übertragen auf unsere Bauaufnahme, hätte diese Planung knapp in den Bereich zwischen Kirche und Kreuzgang gepasst, war also durchaus realistisch. Sie hätte vor allem dem nach der Ursprungsplanung Bramantes allansichtigen Tempietto erst das richtige Umfeld gegeben.

Anschrift des Verfassers:

Technische Universität München, Lehrstuhl für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege, Arcisstraße 21, 80290 München

Abbildungsnachweise

Abb. 1–6: Institut für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege TUM

Die Klosterkirche Tegernsee – Einblicke in eine fast 1.000 Jahre währende Baugeschichte

Das Kloster Tegernsee ist eines der ältesten und bedeutendsten Zentren christlicher Kultur in Bayern. Nach der Überlieferung wurde schon im Jahr 746 die erste Klosterkirche geweiht.¹ Nach einer zwischenzeitlichen Aufhebung und einem Brand der Gebäude konnte das Kloster schließlich im Jahr 978 wiederbelebt werden. Im Zuge dessen baute man bald darauf auch die Kirche wieder auf.² Infolge eines erneuten Niedergangs im 14. Jahrhundert wurde das Ordensleben 1426 erfolgreich reformiert;³ bis zur Säkularisation galt das Kloster Tegernsee als wichtigste Benediktinerabtei Oberbayerns. Mit der endgültigen Aufhebung des Klosters wurde die Abteikirche zur Pfarrkirche.

Im Laufe ihrer über 1.000-jährigen Geschichte erfuhr die Klosterkirche viele bauliche Wandlungen – die einflussreiche Abtei trug augenscheinlich Sorge, sich stets in einem modernen Kleid zu präsentieren. Die jeweils zeitgemäße Umgestaltung der Kirche wurde, entgegen dem Vorgehen bei den übrigen Klostergebäuden, immer einem Neubau vorgezogen – eine Tatsache, die das gesamte Baugeschehen maßgeblich determinierte und zahlreiche künstlerische und technische Konventionen nach sich zog, mit denen sich auch bekannte Baumeister wie Henrico Zuccalli zu arrangieren hatten.

Ein Blick in die dem Besucher unzugänglichen Bereiche offenbart die Spuren sämtlicher Bauzustände vom beginnenden elften Jahrhundert bis zu den letzten größeren Maßnahmen unter Leo von Klenze im 19. Jahrhundert und zeigt das Geschick der Baumeister, das Alte wie neu aussehen zu lassen. So präsentiert sich der heutige Kirchenraum hinter der klassizistischen Fassade wie ein Neubau der Barockzeit (Abb. 1), während sich über den



1. Blick in das Mittelschiff

Gewölben, im Dach und in verborgenen Seitenbereichen noch zahlreiche Relikte finden, die bis in das elfte Jahrhundert datieren.

Die hohe künstlerische Qualität der Umbaumaßnahmen, insbesondere der Barockisierung des späten 17. Jahrhunderts und die Anschaulichkeit von Planung und Durchführung dieser Maßnahmen machen die Tegernseer Klosterkirche zu einem herausragenden Beispiel für eine ›Renovatio‹⁴ – eine Modernisierungsmaßnahme zur Anpassung an einen aktuellen Baustil.

Im Süden Bayerns finden sich viele ›barockisierte‹ Sakralbauten, darunter eine Vielzahl von Dorfkirchen. Aber auch Kloster-, Stifts- und Kathedraalkirchen durchliefen diesen Wandlungsprozess. In Tegernsee wird man Mitte des 17. Jahrhunderts ebenfalls die Argumente für und wider einen Neubau sorgfältig abgewogen haben. Leider

1 Vgl. Nadler – Hildebrandt 1997, 14. 42.

2 Vgl. Nadler – Hildebrandt 1997, 15. 42.

3 Vgl. Hartig 1946, 16.

4 Vgl. v. Engelberg 2005. Der Autor benutzt den zeitgenössischen Begriff der ›Renovatio‹ für das heute als Barockisierung bekannte Phänomen.

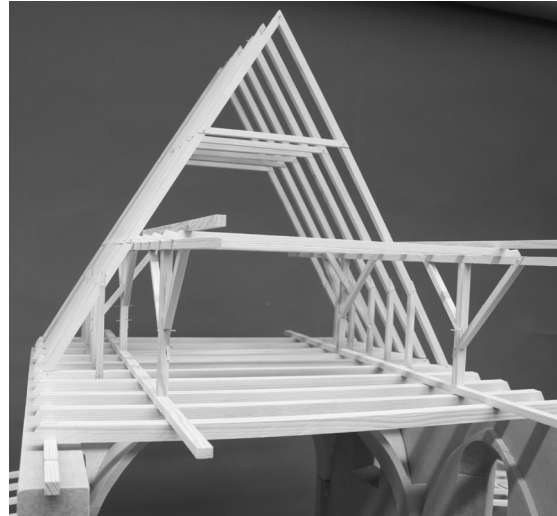
hat sich kein Dokument dazu erhalten. Dass alleine die Kostenfrage den Ausschlag gab, ist unwahrscheinlich, denn auch wirtschaftlich potente Klöster und Stifte haben sich oft zu einem (auch durchaus kostspieligen) Umbau entschlossen.⁵ Zwar wird man sich im Fall einer Umbaumaßnahme einen geringeren Aufwand und eine schnellere Fertigstellung der Arbeiten versprochen haben, dennoch mag vielerorts die Bewahrung der Tradition des Gotteshauses den Ausschlag für eine Modernisierung und gegen einen Neubau gegeben haben.

Die Arbeit der Verfasser begann mit dem Ziel, die bereits vorliegenden Forschungsergebnisse⁶ um Erkenntnisse zu den bislang noch unerforschten Dachwerken zu ergänzen. Im Zuge der Dokumentation von Dachwerken, Gewölben und relevanten Bereichen des Kirchenraums⁷ traten zahlreiche Befunde zutage, welche die Forschungen um folgende Aspekte erweiterten:

- möglichst weitgehende Ergründung historischer Bauzustände bis in das 11. Jahrhundert
- Erkenntnisse zur technischen und künstlerischen Realisierung tiefgreifender historischer Modernisierungsmaßnahmen
- die Tegernseer Klosterkirche als Musterbeispiel für eine ›Renovatio‹ (Barockisierung bzw. Gotisierung)

Als Arbeitsmethoden kamen das verformungsgerechte, digitale Bauaufmaß und die Fotogrammetrie zur Anwendung. Zudem wurden dendrochronologische Untersuchungen⁸ sowie Quellen- und Vergleichsstudien durchgeführt. Aufbauend auf den alten und neuen Erkenntnissen konnten Rekonstruktionsmodelle zum gotischen und barocken Bauzustand im Maßstab 1:20 gebaut werden, die einerseits der Plausibilitätsprüfung der Forschungsergebnisse dienten, andererseits auch zusätzliche Informationen zur Gebäudestruktur lieferten.

Das Modell zweier regulärer Joche des gotischen Bauzustandes ist ein Rekonstruktionsmodell, welches auch



2. Dachmodell des gotischen Bauzustandes

heute verdeckte bzw. entfernte Bauteile darstellt. Nachdem zwar die Gebäudestruktur, nicht aber die Oberflächen und architektonische Details rekonstruiert werden konnten, ist es betont zurückhaltend gestaltet. An Stellen, an denen sich anhand archivalischer Zeugnisse Konsolen bzw. Dienste nachweisen lassen,⁹ sind diese zwar dargestellt, mangels Kenntnis ihrer genauen Form jedoch als Platzhalter anzusehen.

Dem Rekonstruktionsmodell des gotischen Zustandes wurde ein Modell des barocken Baus, der sich mit einigen Umbauten aus dem 19. Jahrhundert bis heute erhalten hat, gegenübergestellt.

Anhand von Modellfotos und Zeichnungen lassen sich nun Teil- und Gesamtrekonstruktionen von der frühromanischen bis zur klassizistischen Epoche des Bauwerks darstellen, die im Folgenden kurz beschrieben werden.

Bei dem mittelalterlichen Dachwerk handelte es sich um ein Kehlbalkendach mit doppelt stehendem Stuhl. Die Leergespärre waren durch zwei Kehlbalken und

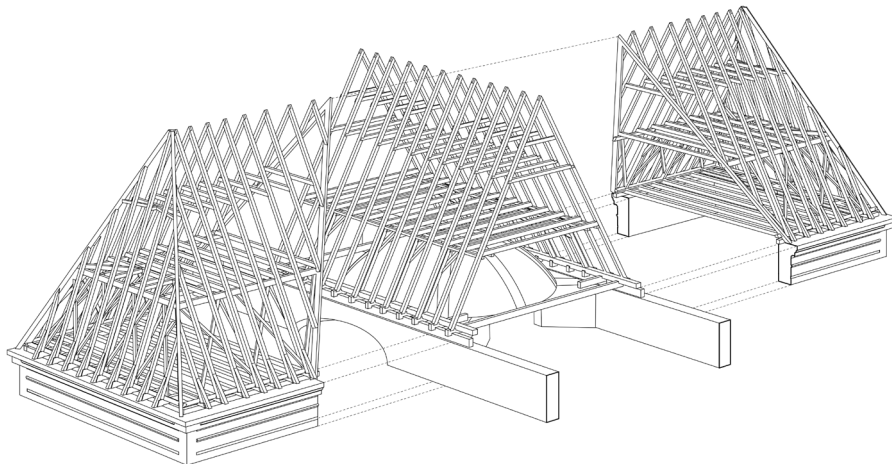
5 Als Beispiel können u. a. die Klosterkirche Steingaden, die Stiftskirche Rottenbuch oder der Dom zu Freising genannt werden.

6 Vgl. Lampl 1975.

7 Einige Aufmäße waren Bestandteil studentischer Projektarbeiten, die unter der Betreuung der Autoren in den Jahren 2011–2014 am Lehrstuhl für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege der TU München entstanden.

8 Die dendrochronologischen Untersuchungen erfolgten durch G. Brütting (Fa. dendroscan) und F. Gschwind (Büro für Dendrochronologie und Baudenkmalpflege).

9 Vgl. Lampl 1975, Abb. 16.



3. 3D-Modell des
Dachwerks über der
Vierung

Sparrenknechte ausgesteift. Jedes fünfte Gespärre war ein Bindergespärre, an welches der ohne Verkämmung ausgeführte Stuhl mit Steigbändern angeschlossen wurde. Interessanterweise endeten die Steigbänder an Kehlbalken und Sparrenknechten, nicht jedoch an den Zerrbalken. Der Stuhl war in Längsrichtung durch tief sitzende Kopfbänder ausgesteift (Abb. 2). Die dendrochronologische Analyse ergab für die Zerrbalken, Sparren, Stuhlsäulen und Stuhlschwellen in Langhaus und Chor eine Datierung um 1407/08 und 1408/09.¹⁰ Die einheitliche Datierung von Kehlbalkendach und Stehendem Stuhl führt zur Frage nach dem Aufbauprozess des Dachwerks. Entweder wurden die Arbeiten nach dem gängigen Schema verrichtet, bei dem zunächst der Stehende Stuhl auf den Zerrbalken aufgebaut wurde und möglicherweise als Aufstellhilfe für Kehlbalken und Sparren diente.¹¹ Alternativ könnte der Einbau des doppelt Stehenden Stuhls nachträglich, aber unmittelbar nach Aufrichten des Kehlbalkendachs zum Zweck einer besseren Längsaussteifung des Daches durchgeführt worden sein. Die fehlenden Verkämmungen und der Anschluss des Steigbandes nur am Sparrenknecht, nicht aber auch am Zerrbalken, könnten ein Indiz dafür sein. Die Datierung der Zerrbalken ermöglicht eine

Neuinterpretation der Bauakten, die von einem gänzlichen Neubau des Langhauses ab dem Jahr 1471 sprechen.¹² Da es jedoch sehr unwahrscheinlich ist, dass das komplette Dachwerk über die gesamte Länge des Mittelschiffes vor dem vermeintlichen Neubau abgenommen und nach der Fertigstellung desselben wieder aufgestellt wurde, müssen – entgegen bisheriger Annahmen – große Teile des Langhauses noch aus früheren Bauphasen stammen.¹³

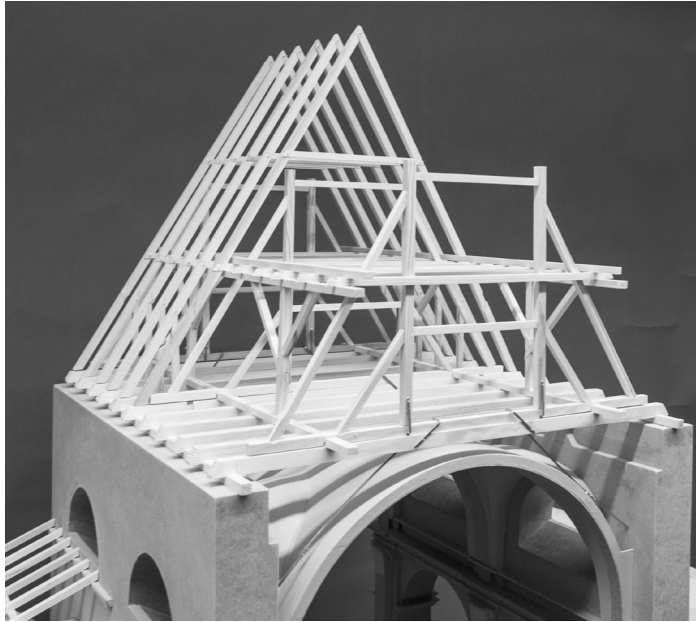
Die größte Veränderung der bestehenden Dachkonstruktion erfolgte in den 1680er Jahren durch den Einbau einer Vierung mit Kuppel in die bislang querhauslose Basilika. Dafür wurden zwei Joche des Kirchenschiffs abgebrochen und durch das Vierungsjoch ersetzt. Da die Vierungskuppel in den Dachraum ragte, mussten die mittelalterlichen Zerrbalken durchtrennt werden. Die durchgesägten Mauerlatten westlich und östlich der Vierung deuten darauf hin, dass das mittelalterliche Dach in diesem Bereich zunächst demontiert wurde. Im Anschluss konnten die Bögen des Vierungsjoches aufgemauert werden. Das mittelalterliche Dach wurde dann wieder aufgestellt, nun jedoch ohne durchgehende Zerrbalken. In die wieder errichteten Gespärre integrierte man einen Liegenden Stuhl. Über den Seitenarmen des neuen

10 Vgl. Gschwind 2016. Die Ausnahme stellt eine Probe aus dem östlichen Bereich des Chores dar, die auf 1423 (ohne Waldkante) datiert wird. Zur Bewertung siehe S. 6 des dendrochronologischen Berichtes.

11 In diesem Fall hätte man die Stuhlkonstruktion temporär gegen Umkippen sichern müssen.

12 Vgl. BayHStA, KL Tegernsee Nr. 99, f. 306', zitiert nach Nadler – Hildebrandt 1997, 60, sowie BayHStA, KL Tegernsee Nr. 99, f. 338', zitiert nach Nadler – Hildebrandt 1997, 63.

13 Vgl. weiter unten.



4. Dachmodell des barocken Bauzustandes

Querhauses wurden Dachwerke mit Liegenden Stühlen errichtet, die sich über ein Sparrenpaar in den Kehlen an das wiedererrichtete gotische Dach des Mittelschiffs anlehnten (Abb. 3). Eventuell haben sich die Baumeister davon die Wirkung eines Widerlagers für das seiner Zugglieder beraubten Mittelschiffdach versprochen.

Ein weiterer Eingriff in die Substanz des Bauwerks waren Abbruch und Neubau der Gewölbe. Im Gegensatz zu den gängigen Barockisierungsmaßnahmen begnügte man sich hier nicht mit einer oberflächlichen Umgestaltung des Bestandes, sondern errichtete ein neues Gewölbe mit halbkreisförmigem Querschnitt. Offensichtlich um den Horizontalschub abzufangen, wurden die Hochgadenwände verschlaidert. Dazu wurden jeweils zwischen den Stichkappen Eisenbänder in das Mauerwerk eingebracht, die bis zu den Untergurten von Sprengwerken reichten, die wiederum auf den mittelalterlichen Zerrbalken jedes fünften Gespärres errichtet wurden. Die Sprengwerke sollten die Zugkräfte aus den Eisenbändern, und somit den Gewölbeschub, auffangen. Dadurch konnte ein Anbau von Strebepfeilern im Mittelschiff, die es auch schon beim gotischen Gewölbe nicht gab, vermieden werden. Die Sprengwerke waren so konstruiert, dass sie in die gotischen Gespärre integriert werden konnten. Lediglich die Sparrenknechte mussten an den betroffenen Stellen

ausgebaut werden. Die Überblattung der Untergurte der Sprengwerke mit den Schwellen des stehenden Stuhls zeigt, dass auch dieser zu jener Zeit noch existierte. Das Dachwerk bestand zum Ende des 17. Jahrhunderts also aus einer Mischkonstruktion mit mittelalterlichen Binder- und Leergespärren und Sprengwerken, die in Leergespärre integriert und mit diesen durch Überblattungen an Stuhlschwellen und Kehlbalcken verbunden waren (Abb. 4).

Im 19. Jahrhundert erkannte man, dass die barocken Sprengwerke zur Kompensation des Horizontalschubs nicht benötigt wurden. Die vermutlich als reine Vorsichtsmaßnahme eingebauten Hilfskonstruktionen wurden, zusammen mit dem doppelt stehenden Stuhl des Mittelalters, größtenteils wieder entfernt. Lediglich das westliche Sprengwerk blieb bis auf die diagonalen Streben erhalten. Da sich aber die Schlaudern und Untergurte aller Sprengwerke bis heute an ihrer ursprünglichen Position im Dachwerk befinden, lässt sich neben der Dimension auch der Standort der abgebauten Sprengwerke rekonstruieren. Im Zuge der letzten großen Umbaumaßnahmen des 19. Jahrhunderts wurden erneut Sprengwerke, die den barocken Vorgängerkonstruktionen sehr ähnlich waren, in die Dachkonstruktion integriert. Allerdings standen sie nicht mehr im Verbund mit der Verschlauderung, eine Wirkung auf den Gewölbeschub konnte also nicht das

Ziel der Maßnahme sein. Da die neuen Sprengwerke, im Gegensatz zu den ausgebauten Konstruktionen des 17. Jahrhunderts, durch horizontal verlaufende Balken auf den Pfosten verbunden sind, könnte sich deren Einbau als Beitrag zur Längsaussteifung erklären lassen. Zusammen mit einem neuen Stehenden Stuhl aus zweitverwendeten Hölzern, der den mittlerweile ausgebauten mittelalterlichen Stuhl ersetzte, versprach man sich möglicherweise eine Unterstützung der Anschlüsse der Kehlbalken an die Sparren, die unter Umständen durch schadhafte Balkenköpfe der Zerrbalken gefährdet waren.¹⁴ Die Einbauten des 19. Jahrhunderts sind bis heute erhalten und stehen im Zusammenhang mit der Neugestaltung der Kirche durch Leo von Klenze in den Jahren 1823 bis 1824.

Ausgehend von den eindeutigen Befunden die zur Rekonstruktion der einzelnen Bauphasen des Dachwerkes führten, war es unter Einbeziehung weiterer aussagekräftiger Befunde am aufgehenden Mauerwerk außerdem möglich, Rekonstruktionen von den verschiedenen Bauphasen des gesamten Gebäudes zu erstellen. Wohl gleichzeitig oder kurz nach dem Einbau der Vierung wurde, wie oben bereits angesprochen, das gotische Gewölbe der Basilika abgebrochen und durch das barocke Tonnengewölbe mit Stichkappen ersetzt. Nachdem das barocke Gewölbe etwas tiefer ansetzt, blieben die oberen Enden der gotischen Schildbögen sichtbar und konnten als Befund eingemessen werden. Aus dem Aufmaß beider Hochschiffwände wurde dann die Geometrie des gotischen Gewölbes rekonstruiert. Aufgrund des Längen- und Breitenverhältnisses eines Joches wird angenommen, dass es sich beim gotischen Gewölbe um eine Spitztonne mit leicht tiefer ansetzenden Stichkappen gehandelt haben muss. Zu möglichen Rippenfigurationen existieren leider keine Befunde mehr. Wie über dem Mittelschiff lassen sich auch über dem Seitenschiff aussagekräftige Spuren der gotischen Gewölbe finden. Im Zuge des barocken Umbaus wurden auch die gotischen Spitzbogenfenster des Obergadens in halbkreisförmige Lünetten umgewandelt, im westlichsten Joch des Langhauses hat sich jedoch ein zugesetztes gotisches Obergadenfenster erhalten (Abb. 5).



5. Gotisches Obergadenfenster



6. Rekonstruktionsmodell des gotischen Baus

Aufgrund weiterer Befunde¹⁵ konnte dieses als Muster für die Rekonstruktion eines Regeljoches herangezogen werden.

14 Vgl. BayHStA, MIInn 2928, zitiert nach Nadler – Hildebrandt 1997, 171f., sowie StAM, RA 7647, zitiert nach Nadler – Hildebrandt 1997, 172f.

15 Auch in anderen Jochen sind zum Teil noch die Sohlbänke der ehemaligen Obergadenfenster zu sehen.



7. Nördliche Mittelschiffwand. Putzkante und verputzter Spitzbogen

Darüber hinaus kann aufgrund der Befunde über den Seitenschiffgewölben auch die Form der gotischen Arkaden zwischen Mittel- und Seitenschiff rekonstruiert werden. Demnach erreichen die mittelalterlichen Arkaden zwei Drittel der Höhe des Mittelschiffs. Dieses ungewöhnliche Höhenverhältnis wurde durch die Abrundung der Spitzbögen im Zuge der Barockisierung etwas abgemildert. Die barocken Scheidarkaden wurden nicht durch Halbkreise, sondern durch Segmentbögen gebildet – man wollte offenbar nicht in die Mauerung der intakten Spitzbögen eingreifen, auch sollte die Kämpferhöhe der neuen Arkaden nicht zu tief liegen.

Die äußerst flache Neigung der Seitenschiffdächer der gotischen Bauphase (Abb. 6) lässt sich durch den Abdruck einer Dachkante an der Ostseite des Nordturms rekonstruieren.

Die Baubefunde reichen zeitlich jedoch noch weiter zurück. Auf einem Wandabschnitt im östlichen Teil der nördlichen Mittelschiffwand finden sich sowohl zugesetzte Rundbogenfenster als auch eine horizontale Putzkante und verputzte Spitzbögen (Abb. 7). Zudem ist das Fragment einer Wandmalerei erhalten. Fast alle Befunde lassen sich auch im gegenüberliegenden Bereich der südlichen Mittelschiffwand beobachten.

Die Rundbogenfenster sowie die Putzkanten gehören – alle Quellen zum Bau berücksichtigend – noch zum romanischen Bau, möglicherweise dem des elften Jahrhunderts, der eine etwas geringere Höhe besaß und mit einer Flachdecke im Mittelschiff ausgestattet war. Die Proportionen des romanischen Baus lassen sich somit relativ genau bestimmen.

Vor oder spätestens mit dem Neubau des Oberen Chores 1426¹⁶ muss die Mittelschiffwand um einen knappen Meter erhöht und der Putz am aufgestockten Teil ergänzt worden sein. Zudem wurde der Chorbogen mit der Wandmalerei versehen, die bis zur Unterkante des heutigen Zerrbalkens erhalten ist. Die Spitzbögen zeugen von der Wölbung des Unteren Chores 1446:¹⁷ ab diesem Zeitpunkt waren sowohl der obere Wandbereich als auch die Reste der Wandmalerei vom Kircheninneren aus nicht mehr sichtbar. Die heutigen Strebepfeiler der Seitenschiffe wurden mit dem Einbau der Gewölbe errichtet; die Abstände der Pfeiler nutzte man wohl immer schon als Kapellen.

Diese Befunde lassen im Zusammenhang mit der oben bereits erwähnten dendrochronologischen Datierung der Zerrbalken des Dachwerks die Annahme zu, dass nicht nur Teile der Türme,¹⁸ sondern auch große Bereiche des Langhauses und des westlichen Chorabschnittes nunmehr bald tausend Jahre alt sein werden.

So erklären sich auch die gedrungenen Proportionen der gotischen Kirche: Man stockte die Mauern des für eine Flachdecke proportionierten Mittelschiffs nur geringfügig auf. Dadurch musste die Kämpferhöhe der neuen Gewölbe relativ niedrig angesetzt werden. Ein gutes Vergleichsbeispiel für diese Ausgangslage bildet das im Kern ottonische, ehemals auch flachgedeckte Langhaus des Augsburger Doms, das ebenfalls gotisch eingewölbt wurde.¹⁹ Durch den Einbau des barocken Gliederungssystems wirken die Proportionsverhältnisse der Tegernseer Kirche wieder ausgewogener (Abb. 8).

Die baukünstlerische Integration des barocken Formenapparats in die romanischen und gotischen Mauern

16 Vgl. Nadler – Hildebrandt 1997, 17. 48 f.

17 Vgl. BayHStA, KL Tegernsee 247 1/2, 330, zitiert nach Nadler – Hildebrandt 1997, 51.

18 Vgl. Nadler – Hildebrandt 1997, 15 und BayHStA, KL Fasz. 726, Nr. 1, zitiert nach Nadler – Hildebrandt 1997, 43.

19 Auch wenn der Hohe Dom zu Augsburg in keiner direkten Verbindung zur Tegernseer Klosterkirche steht, ergeben sich in Bezug auf Bauzeit und Umbaumaßnahmen deutliche Parallelen. Vgl. dazu Barthel u. a. 2010.



8. Gegenüberstellung gotischer und barocker Bauzustand

ist ein anschauliches Beispiel für die Herausforderungen, die sich bei einer ›Renovatio‹ ergaben. Die Relikte des Umbaus vom gotischen zum barocken Zustand belegen, dass für Bauvorhaben dieser Art oft ein großer Aufwand betrieben werden musste, der zur Beschäftigung von weit mehr Gewerken als jene des Malers und des Stuckateurs

führte. Die technische Realisierung war im Falle Tegernsees auch durch Experimente geprägt, deren Wirksamkeit sich nicht immer bestätigen ließ. Sie bezeugt die empirische Vorgehensweise ihrer Baumeister, die es damit jedoch immer schafften, das Bauwerk stets höchsten ästhetischen Anforderungen ihrer Zeitgenossen anzupassen.

Anschrift der Verfasser:

Technische Universität München, Lehrstuhl für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege, Arcisstraße 21, 80290 München

Literatur

- Barthel u. a. 2010: R. Barthel – H. Maus – M. Jagdfeld – C. Kayser: Untersuchung und Instandsetzung des Langhaus-Regelquerschnitts am Hohen Dom zu Augsburg, in: R. Barthel – C. Kayser: Vorträge zu Denkmalpflege und Instandsetzung (2010)
- v. Engelberg 2005: M. von Engelberg: *Renovatio Ecclesiae. Die Barockisierung mittelalterlicher Kirchen* (2005)
- Lampl 1975: S. Lampl: *Die Klosterkirche Tegernsee. Maßanalytische Untersuchungen zum Bestand, zur Baugeschichte und zur Funktion, Text und Tafelband* (1975)
- Nadler – Hildebrandt 1997: S. Nadler – M. Hildebrandt: *Katholische Pfarr- und ehem. Benediktinerklosterkirche St. Quirin in Tegernsee. Dokumentation zur Bau-, Ausstattungs- und Restaurierungsgeschichte, erstellt im Auftrag des Kunstreferates des Erzbischöflichen Ordinariates München, Typoskript* (1997)

Abbildungsnachweise

Abb. 1–2, 4–8: Verf.; Abb. 3: Projektarbeit von E. Golub, D. Laczó, A. Nunn und T. Stamatelatos (2013)

Hyperboloide Gittertürme. Zerstörungen aus militärischen, wirtschaftlichen oder nutzungsbedingten Gründen

Türme sind in einer Landschaft oder Stadt markante Objekte, die oft als Orientierungspunkte dienen. Diese Eigenschaft ist nicht immer zu ihrem eigenen Vorteil. Sie sind Standorte mit gutem Überblick über die Umgebung und werden in Kriegen oder militärischen Einsätzen als taktische Landmarken genutzt. Von so einem erhöhten Punkt wie von einem Turm aus, ist es am einfachsten, Truppenbewegungen oder Artillerie-Beschuss zu navigieren. Deswegen sind Türme häufig potenzielle Angriffsziele einer Zerstörung.

Im nachfolgenden Aufsatz sind Beobachtungen von Zerstörungen von Türmen in Kriegen wie auch Reparaturen und totale Zerstörungen aus der Nachkriegszeit zusammengestellt.

2011 begann ein Dreiländer-Projekt von Deutschland, Österreich und der Schweiz zur Erforschung von hyperboloiden Türmen des russischen Ingenieurs Wladimir Schuchow.¹ Sein erstes Hyperboloid wurde im Jahre 1896 patentiert. Seitdem wurden von Schuchow bis in die 1930er Jahre über 200 Türme in dieser Konstruktion gebaut. Einer dieser Türme, der auch als ein Vorzeigeobjekt der Ingenieursfirma diente, wurde in der Ukraine in der Hafenstadt Mykolajiw gebaut.² Bei der Untersuchung des Turmes wurde zuerst eine Bestandsaufnahme durchgeführt. Diese zeigte starke Verformungen, die zur Zeit der Bauaufnahme nicht eindeutig erklärbar waren (Abb. 1). Man hatte zahlreiche Stellen von nicht fachgerechten

Reparaturen sehen können – nur konnten diese nicht zu so starken Deformationen geführt haben. Die Stäbe am Turm sind verdreht und verbogen, die horizontalen Ringe eingedellt gewesen. Die Verbiegung um die eigene, vertikale Achse war unregelmäßig, sichtbar vor allem im mittleren Bereich der Stäbe. Die Deformationen an den aussteifenden Ringen waren am stärksten in der dritten bis achten Ebene festzustellen. Die größte Abweichung von der idealen Ringform maß 60 cm und wurde auf der Nordostseite lokalisiert.

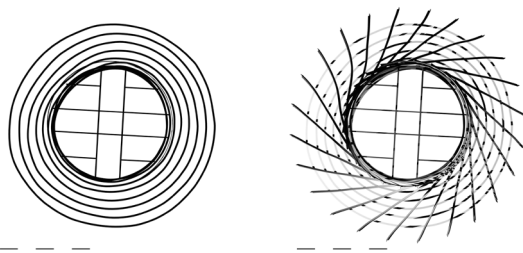
Auf Grundlage der Bauaufnahme wurde eine Kartierung der Originalbauteile und der reparierten Bauelemente durchgeführt. Auf dem Kartierungsplan der ausgetauschten Bauteile konnte man erkennen, dass die ersetzten und reparierten Teile im unteren Bereich auf einer Seite konzentriert waren: und zwar ebenfalls auf der Nordostseite des Turmes. Erst als aus Archivquellen ersichtlich wurde, dass der Turm eine Fällung erlitten hatte, war die Ursache der Schäden klar.

Der Wasserturm wurde im Jahre 1906 für die Wasserversorgung auf dem höchsten Punkt der Stadt erbaut. Diese Lage wurde während der Kriegshandlungen des Zweiten Weltkrieges als potenzielle strategische Gefahr gesehen und der Turm deswegen beim Abzug der Deutschen Armee gesprengt.³ Nach dem Krieg wurde er wieder errichtet, teilweise mit Reparaturen, aber auch mit stark verformten Bauteilen. Die historischen Bilder belegen

1 Projektpartner des DFG-geförderten D-A-CH Projektes waren die Technische Universität München mit dem Lehrstuhl für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege (Prof. Dr. Manfred Schuller) und dem Lehrstuhl für Tragwerksplanung (Prof. Dr. Rainer Barthel), Universität Innsbruck (Prof. Dr. Rainer Graefe) und ETH Zürich (Prof. Dr. Uta Hassler). Von Seiten des Lehrstuhls für Baugeschichte wurden die Forschungsarbeiten unter Leitung von Andrij Kutnyi mit Beteiligung von Andrei Tregubow, Jonas Caspar Hahn, Michal Marsik und Lukas Rinne durchgeführt.

2 Der Turm in Mykolajiw war der erste Wasserturm von Schuchow, der ein Gewicht von 600 Tonnen tragen konnte, und wurde oft als Beispiel auf den Werbeplakaten der Firma Bari gezeigt. Außerdem benutzte man sein Abbild auf Telegramm-Karten.

3 Kremin' 2006, 97.



1. Wasserturm in Mykolajiw, Ukraine. Links: Projektion der horizontalen Ringe im Grundriss. Rechts: Projektion der äußeren Stäbe im Grundriss, Bauaufnahme Juni 2011



2. Arbeiten beim Wiederaufbau des Wasserturmes in Mykolajiw

den Wiederaufbau (Abb. 2). Mit zwei Baukränen wurde der Turm zunächst aufgerichtet und über seiner ursprünglichen Position hängend gehalten. Dann fanden die Reparaturarbeiten am Fundament und der tragenden Netzkonstruktion statt. Nur vollständig deformierte und zerstörte Elemente wurden ersetzt. Bei der Instandsetzung wurde aber nicht die ursprüngliche Niettechnologie angewendet, sondern die Bauteile wurden miteinander verschweißt, was mit der Zeit zu Schäden führte. Die neu verschweißten Verbindungselemente lösten sich wieder, vor allem an den Anschlussstellen zwischen vertikalen und horizontalen Bauelementen. Der Turm konnte aber trotz starker Deformationen und Schäden bis heute fortbestehen.

Zwei weitere Beispiele ähnlichen Schicksals sind die Wassertürme von Bila Zerkwa und Tscherkys.⁴ Der Turm in Bila Zerkwa wurde sogar zweimal zerstört. Im Sommer 1941 wurde er beim Rückzug der Sowjetischen Armee gesprengt, damit er nicht dem Feind dienen konnte. Unter der deutschen Besatzung wurde er rasch, innerhalb von wenigen Monaten, wiederaufgebaut. Und im Dezember 1943 wurde er beim Rückzug, diesmal von den Deutschen, nochmals gesprengt. Der Wiederaufbau durch sowjetische Ingenieure dauerte einige Jahre und wurde erst 1950 abgeschlossen.

Was diese Türme aushalten konnten, bestätigten Anfang

des 20. Jahrhunderts die Untersuchungen zur Standfestigkeit durch die Amerikaner: Die Belastbarkeit dieser Konstruktionsart wurde durch Tests an den hyperboloiden Türmen, die auf US-Schiffen als Navigationsmasten dienten, auf Tauglichkeit im Kampf geprüft. Man hatte sie mit Granaten von 30,5 cm Durchmesser beschossen und das Ergebnis zeigte, dass die Konstruktion erst nach dem 13. Treffer in eine statische instabile Lage kam.⁵ Hierbei wäre zu erwähnen, dass ein dünner Träger eines schaukelnden Schiffes in einer Kampfhandlung kaum zu treffen ist und die Wahrscheinlichkeit, 13 Treffer zu erzielen, sehr gering ist.

Traurige Realität ist, dass die Schuchow-Türme in jüngerer Zeit sorgfältiger zerstört bzw. abgerissen wurden, als im Krieg. Grund dafür ist die Gier nach einer leichten Beute, dem Eisenmaterial der Türme. Solche Beispiele sind zahlreich. Das vom Ausmaß umfangreichste stammt aus Nizhnij Novgorod in Russland.

Von einer früheren Stromleitung über den Fluss Oka in Russland, die ursprünglich aus sechs Gittertürmen bestand, ist heute nur noch ein einziger Turm erhalten geblieben. Die anderen wurden von Dieben demontiert und als Altmetall verkauft. Als 2006 die Untersuchungen des letzten Turmes durch ein Team des Projektes begannen, war der Zustand erschreckend: Die Stahlräuber hatten an ihm 18 von 40 Stäben am Fuß und den untersten

4 Der Turm in Bila Zerkwa wurde 1929 erbaut und 1943 durch deutsche Streitkräfte zerstört. Im Archiv von WODOKANAL in Bila Zerkwa liegen ein deutsches Zustandsprotokoll aus dem Jahr 1941 sowie sowjetische Unterlagen zum Wiederaufbau des Wasserturmes von 1946.

5 Bach 1994, 106.



3. Wasserturm in Fastiw, Ukraine. Links: Fotoaufnahme während des ersten Besuchs im September 2011. Mitte: Fotoaufnahme November 2011 mit abgerissenem Wassertank. Rechts: März 2012, der Turm wurde bis auf die Fundamente durch eine Mannschaft mit Schweißgeräten zerstört

Aussteifungsrings abgesägt. Statisch gesehen war dieser Turm sehr stark beschädigt, aber er stand in diesem Zustand einige Jahre bis zu seiner Sanierung im Jahr 2009. Kürzlich wurde er schließlich zum Nationaldenkmal Russlands erklärt. Im Projekt konnten wir den letzten Turm untersuchen und die abgerissenen Türme digital rekonstruieren. Allerdings gab es bei dem kleinsten der Türme Schwierigkeiten, da für dessen Rekonstruktion als Grundlage nur Reste der Fundamente und ein Foto mit geringer Auflösung vorhanden waren.

Aktuellere Beispiele von zerstörten Türmen befinden sich in Fastiw in der Ukraine und Samarkand in Usbekistan. In Samarkand wurde eine neue Residenz für den usbekischen Präsidenten gebaut. Der Schuchow-Turm stand von den Fenstern des Neubaus aus gesehen, genau in der Sichtachse zur Altstadt. Der im Welterbe-Stadtteil stehende Wasserturm wurde daraufhin zum Abriss freigegeben.

In Fastiw stand der Wasserturm der Eisenbahnlinien seit den 1990er Jahren ohne Nutzung. Er wurde maroder und beliebter Spielplatz für Jugendliche. Angeblich verunglückte ein Kind beim Klettern am Turm – was als Begründung für seinen Abriss diente. Trotz der Bemühung

des Teams des Lehrstuhls für Baugeschichte der TU München mit Unterstützung der Deutschen Botschaft in Kiew, den Abbruch zu stoppen, oder zumindest das Objekt zu dokumentieren, wurde noch während der Verhandlungen schnell der Abriss durchgeführt (Abb. 3). Dies war ein besonders bedauernswerter Verlust, da das Projektteam vor Ort war und machtlos der barbarischen Zerstörung zusehen musste.

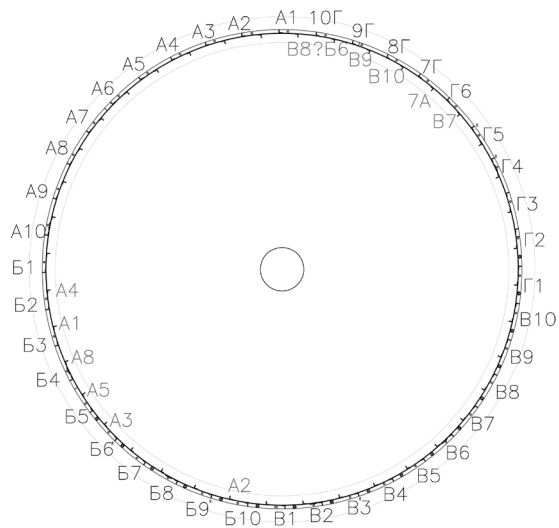
Ein weiterer Turm erfuhr eine andere Art der Zerstörung, die eigentlich mit dem Erhalt des Objektes verbunden war. Der Wasserturm in Charkiw, Ukraine, war während der Kriegshandlungen des Ersten Weltkriegs umgestürzt. Danach wurde entschieden, ihn nicht vor Ort, sondern im 140 km entfernten Poltawa aufzubauen. 1946 wurde der Wasserturm von der sowjetischen Firma ›Stahlkonstruktion‹ demontiert. Bereits Ende des Jahres wurden die Bauteile des Turmes mit der Eisenbahn nach Poltawa transportiert und die Firma begann sofort mit dem Aufbau. Überraschend folgte die Absage des Wiederaufbaus durch die Leitung und sämtliche Arbeiten wurden eingestellt. Die Auftraggeber erhielten nicht einmal die technische Dokumentation.⁶ Die Ingenieure der

⁶ Jermak 2000, 155.

Wasserversorgung mussten selbstständig die statischen Berechnungen und die Dokumentation neu erstellen – auch für das notwendige Turmfundament. Laut Vertrag sollte eine Baufirma aus Poltawa die Gründung des Turmes ausführen. Sie hatte jedoch mit dem Beginn der Arbeiten so lange gezögert, dass ›WODOKANAL‹ (Wasserversorgungszentrale) entschied, selbstständig zu bauen. Dabei mussten die oberen Teile des Wassertanks, der untere Ring und die gesamten Eisenplatten darüber durch neue Teile ersetzt werden. Die oberen Schichten des Wassertanks wurden im Schweißverfahren verbunden, die unteren konnten noch genietet werden.

Wegen der wiederkehrenden Unterbrechungen der Finanzierung und Lieferung der Baumaterialien bei der Montage des Turmes zog sich der Aufbau bis ins Jahr 1950 hin.⁷ Das Bauwerk konnte aber nicht lange seine Funktion als Wasserturm erfüllen. Acht Monate nach der Fertigstellung, im Sommer, gab es mehrmals Überfüllungen des Tanks, bis sich am 16. Dezember 1951 ein Unfall ereignete: Das Reservoir war beschädigt, Teile der Rohre versackten im aufgeweichten Fundamentbereich und zerbrachen. Die Untersuchung einer Kommission lokalisierte das Problem im unteren Bereich des Tanks und in der Verstärkung des Ringes in diesem Bereich: Beim Transport leicht deformiert hatten sie unter Belastung mit der Zeit zum Schaden geführt. Wie der Turm nach der Translozierung zusammengesetzt worden war, konnte leider nicht untersucht werden, da dieser Turm kurz vor Start des Vorhabens im Jahr 2004 abgerissen wurde.⁸

Es war aber möglich, nach einem Wiederaufbau den Zustand des ersten Gitterturmes Schuchows zu untersuchen. Er wurde 1896 als Vorzeigobjekt der Firma Bari für die Allrussische Ausstellung in Nizhnij Novgorod gebaut. Nach der Ausstellung wurde der Turm von dem Unternehmer Nechaev-Malzev gekauft und sollte für die Bewässerung in seinen Garten transloziert werden. Er wurde für den Transport zerlegt und später neu zusammengesetzt. Wie der Turm transportiert wurde, ist nicht bekannt; er musste aber zu seinem 300 km entfernten neuen Standort in Polibino gebracht werden. Die Konstruktion des Turmes war vernietet und teilweise verschraubt. Für den



4. Turm in Polibino, Russland. Grundriss mit Kartierung der Markierungszeichen

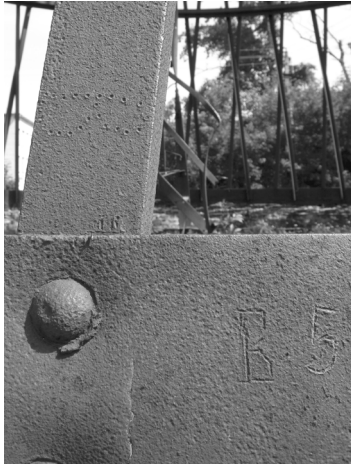
Abbau konnten die Verschraubungen leicht geöffnet werden, die Nietverbindungen jedoch mussten zerstört werden. Vermutlich wurden die aussteifenden Ringe erst nach der Translozierung mit Schrauben an den Stäben befestigt.

Die Befunde zeigen, dass die Bestandteile nicht bis ins kleinste Glied auseinandergenommen worden waren, sondern zum Beispiel die aus mehreren Elementen zusammengesetzten Stäbe in ihrer fast gesamten Länge transportiert wurden. Man konnte deutlich einen Unterschied zwischen den handgefertigten und den mit Presslufthammer genieteten Elementen feststellen. Die letzteren stammen sicher noch aus der ursprünglichen Fertigung für die Ausstellung.

Bei der Untersuchung des Turmes wurden zahlreiche eingekerbte Markierungen auf den Stäben und auf dem Schwellenring beobachtet. In der Systematik dieser Markierungszeichen konnte eine Ähnlichkeit zu Nummerierungen in Form von Abbundzeichen von Zimmerleuten festgestellt werden. Bei der Kartierung konnten die Zeichen auf den inneren Bauelementen des Turmes nicht vollständig identifiziert werden (Abb. 4). Viele Markierungen sind schwach in die Oberfläche des Eisens eingeritzt und

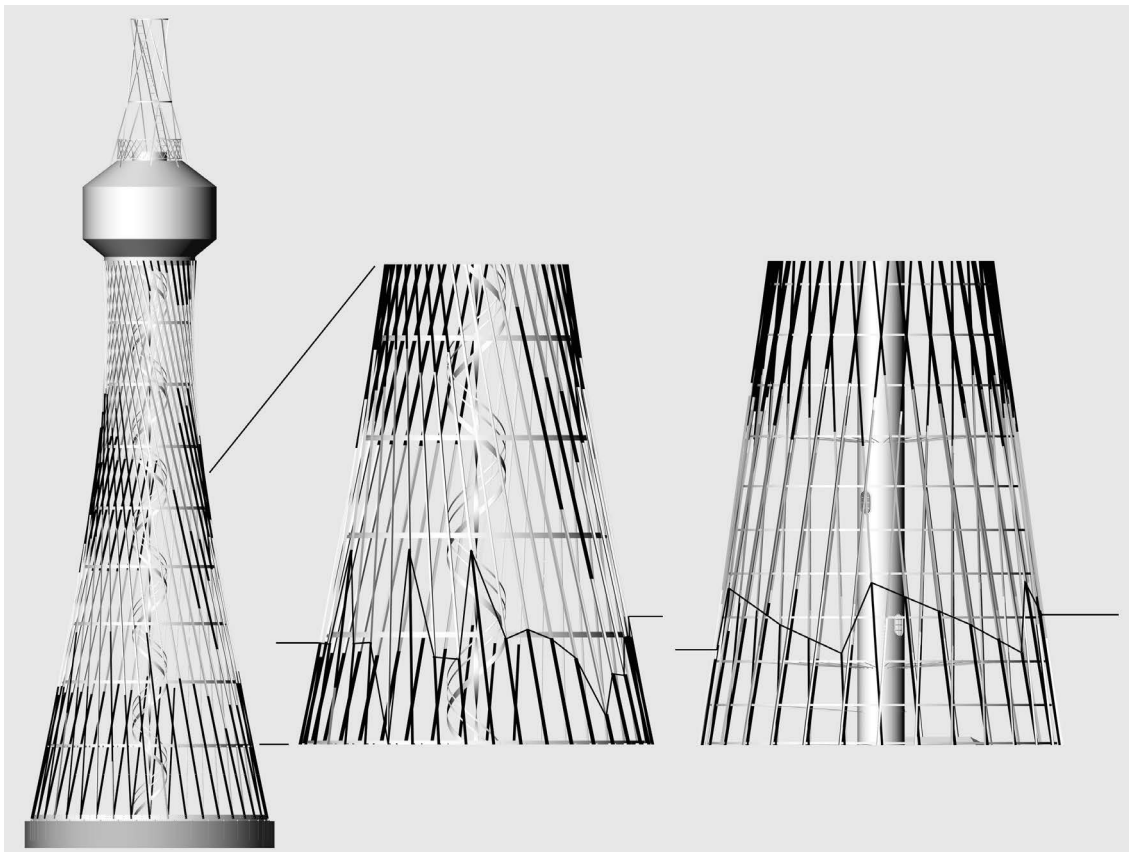
7 Die Fertigstellung wurde bereits für den 14. Juli angekündigt, aber endgültig fertiggestellt war der Turm erst am 14. Dezember 1950.

8 Die Demontage des Turmes begann im August 2003, Zeitungsartikel in: »Wetschirnja Poltawa« vom 15. August 2003.



5. Beispiel eines Zeichens (Б5) auf dem Schwellenring des Turmes in Polibino

wegen starker Korrosion nur noch schlecht zu erkennen. Aber die wenigen, die noch eindeutig zu sehen sind, zeigen ein klares Bild des Ist-Zustandes: Man hat auf jedem Stabelement im Schwellenbereich eine Nummer aus einem Buchstaben und einer Zahl eingeritzt. Zusätzlich wurde auch seine Position am Schwellenring mit einer Buchstabeneinritzung markiert. Hier wurden die Außen- und Innenteile in entgegengesetzten Richtungen nummeriert. Die Außenstäbe wurden gegen den Uhrzeiger beschriftet und mit dem kyrillischen Buchstaben H (dem Anfangsbuchstaben des russischen Wortes ›Naruzhnyj‹ = Äußeres), die Innenstäbe im Uhrzeiger mit B (russisch ›Wnutrennyj‹ = Inneres) markiert (Abb. 5). Die Stäbe, die von außen an die Schwellen montiert worden sind, wurden in ihrer



6. Kartierung der Einzelemente der Stäbe des Turmes in Polibino. Mitte: Vergrößerter Ausschnitt. Rechts: Als Gegenüberstellung das Beispiel von Schuchows Leuchtturm in der Ukraine. Um das System der Anschlussstellen der Einzelemente zu verdeutlichen, wurde als Hilfe eine Linie entlang der Verbindungsstellen gezogen

ursprünglichen Reihenfolge befestigt. Dagegen sind die inneren Stäbe in falscher Reihenfolge montiert worden. Ob die Bauleute die Zeichen nicht lesen konnten, oder ob sie *bewusst* die Teile willkürlich verbaut haben, ist unklar.⁹ Eindeutig ist aber, dass bei der erneuten Montage die Einhaltung der Reihenfolge nicht mehr wichtig war. Zuerst wurde die vollständige Reihe der Außenstäbe aufgestellt und mit den ersten Ringen ausgesteift. Dadurch wurden diese formgebenden Elemente befestigt und die restlichen bzw. inneren Stäbe wurden dann nach der vorgegebenen Form verteilt. Der Grund dafür, dass sie neu sortiert wurden, ist momentan nicht benennbar. Fakt ist, dass heute viele Eisenstäbe nicht in ihrer originalen Lage eingebaut sind.

Die Stäbe des Turmes bestehen aus mehreren Elementen. Die Verbindung zwischen diesen Einzelteilen folgte ursprünglich vermutlich einem sich alle fünf Stäbe wiederholenden Schema. Das Kartierungsmodell des heutigen Zustandes zeigt deutlich, dass dieses Schema nach dem Wiederaufbau nicht eingehalten wurde. Es gibt deswegen auch keine optisch klare Trennung zwischen den Montagephasen auf der gesamten Höhe des Turmes (Abb. 6).

Auch bei der Befestigung des Schwellenringes wurde die ursprüngliche Konstruktion nicht eingehalten. Nach dem Wiederaufbau in Polibino verzichtete man auf genau die Hälfte der Ankerschrauben, was bereits beim Errichten des neuen Fundaments vorgesehen war (Abb. 7). Es wurde also bewusst auf jede zweite Verankerung verzichtet. Nach dem Zusammenbau versorgte der Turm bis 1919 die Bewässerungsanlage des Parks und Gartens mit Wasser.¹⁰

Ein Beispiel aus dem Jahre 1911 zeigt, dass diese Türme auch ohne sie zu zerlegen transloziert werden konnten, allerdings nur über eine kurze Entfernung. Bei dem Bau zweier Leuchttürme in der Mündung des Flusses Dnjepr ins Schwarze Meer ist ein Fehler in der Standortvermessung unterlaufen: Dieser musste dann nach dem Bauabschluss korrigiert werden. Einer der Türme wurde mit einer Abweichung von etwa 0,25 Grad von der gewünschten



7. *Fundament und Schwellenring des Turmes in Polibino*

Achse gebaut. Um den Fehler zu beheben, musste einer der Türme verschoben werden.

Als einfachste Maßnahme wurde eine Translozierung erwogen; nur sollte der Turm nicht wie in Polibino auseinandergebaut, sondern im komplett montierten Zustand versetzt werden. Wie ein historisches Bild zeigt, ist die zwei Meter hohe Insel rund und lediglich so groß, wie der Grundriss des Turmes selbst, so dass es keine Fläche außerhalb des Turmkörpers gab.¹¹ Die heutige Form der Insel verrät, dass die Insel-Plattform zunächst nach Süden erweitert werden musste, bevor der Turm verschoben werden konnte. Es wurde zuerst das Wärterhaus, das innerhalb des Turmes stand, abgerissen. Dann baute man zwei Paar Zwangsschienen mit doppelter Fangvorrichtung.¹²

9 Auf dem Foto von A. Karelin während des Aufbaus ist keine systematische Reihenfolge der Stäbe beim Einbau erkennbar, was vermuten lässt, dass der Aufbau des ersten Turmes in dieser Hinsicht ein Experiment war.

10 Polechina 2000, 177.

11 Archiv der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau, Bilder 1508–1–78 Bl. 10 und 1508–1–77 Bl. 3.

12 Kutnyi 2013, 45.

Nachdem die Ankerschrauben des Fundaments abmontiert, der Turm erhöht und die Unterzüge eingerichtet worden waren, wurde der Turm über Seilzüge und eine mit Muskelkraft betriebene Seilwinde Zentimeter für Zentimeter verschoben. Durch die Inselform wissen wir heute, dass der Turm um genau acht Meter und 55 cm bewegt wurde. Nach dem erfolgreichen Verschieben des Turmes dient dieser noch heute als Leuchtturm.

Obwohl mittlerweile schon die NASA die Vorteile der

hyperboloiden Gitterkonstruktion erkannt hat und für den Bau ihrer Satellitenträger nutzt, stellen wir fest, dass die Zerstörung der Schuchow-Türme heute noch weiter voranschreitet. Nachdem die Geschichte der Türme zeigt, was sie schon alles überlebt haben, fällt es umso schwerer, heute die umfangreichen Verluste zu beobachten. Dies ist jedoch eher durch mangelnde Kenntnis und Wertschätzung dieser stabilen Konstruktion bedingt, als durch den Niedergang durch Bauschäden oder Korrosion.

Anschrift des Verfassers:

*Technische Universität München, Lehrstuhl für
Baugeschichte, Historische Bauforschung und
Denkmalpflege, Arcisstraße 21, 80290 München*

Literatur

- Bach 1994: K. Bach: Gittermasten russischer und amerikanischer Schlachtschiffe, in: R. Graefe – M. Gappoev – O. Pertschi (Hg.): Vladimir G. Schuchow (1853 – 1939) – die Kunst der sparsamen Konstruktion (1994)
- Jermak 2000: O. Jermak: Geschichte des staatlichen Gebietsunternehmens »Poltavawodokanal«. 1900–2000 (2000)
- Kremin´ 2006: T. Kremin´: Potik zhywoji vody, Mykolajiw (2006)
- Kutnyi 2013: A. Kutnyi: Tanz der Eisentürme auf dem Wasser. Baugeschichte zweier Leuchttürme am Schwarzen Meer, in: Kurzberichte aus der Bauforschung 2.2013, 38–48
- Polechina 2002: E. Polechina; Sochranjat dlja potomkow, in: »Moja rodina – Lipezkij kraj«, Tagungsband der neunten Tagung des Vereins »Heimat« 2002, 1, 174–182
- Schuchow 2003: E. Schuchowa: Wladimir Grigorijewitsch Schuchow: perwyj ingener Rossii (2003), 130

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 4, 5, 6, 7: Verf.; Abb. 2: Staatliches Archiv des Mykolajiw-Gebietes (DAMO), Ukraine; Abb. 3: Andrei Tregubov

Das Neue Bauen und die Bauingenieure

Rekurse auf das Vorbild des vermeintlich einzig zweckgebunden arbeitenden Ingenieurs und seiner ›sachlichen‹ Bauten waren nachgerade kanonische Bestandteile der Ideologie des Neuen Bauens.¹ Gleiches gilt für die schon 1906 von Hans Poelzig erhobene Forderung nach Erschaffung einer aus der Konstruktion »ungesucht entwickelten Formensprache«.² Diese Aspekte wurden in der Historiografie zum Neuen Bauen umfassend behandelt. Kaum Beachtung fanden hingegen bislang die Wechselbeziehungen mit den im Deutschland der Weimarer Jahre tätigen Bauingenieuren, die parallel zu und teils gemeinsam mit den Heroen der jüngeren Baugeschichte die technische Entwicklung des Bauwesens maßgeblich vorantrieben.³

Baukunst und technische Gymnastik

Anfang der 1920er Jahre feierte man im modernistischen Lager die Bauingenieure als die eigentlichen »Künstler und Baumeister unserer Zeit«.⁴ Dies erfolgte allerdings üblicherweise in Kontrastierung zum dekorierenden Eklektizisten, denn die eigenen Ansprüche stellte man mitnichten zurück. In Weiterentwicklung der Ideen Carl Böttichers hatte Walter Gropius bereits 1914 betont, »technische Form« und »Kunstform« könnten nur durch »echte Formbildner« in harmonische Übereinstimmung gebracht

werden.⁵ Wem diese Aufgabe zufallen sollte, machte Ludwig Hilberseimer einige Jahre später unmissverständlich klar: Da »Technik immer nur Mittel der Baukunst« sei, habe sie sich »dem schöpferischen Willen des Architekten unterzuordnen«.⁶

Dem erfindungsreichen Ingenieur gestand man folgerichtig primär in der Retrospektive eine tragende Rolle zu. Paradigmatisch demonstriert dies Sigfried Giedions epochales Werk ›Space, Time and Architecture«, in dem das zeitgenössische Ingenieurwesen – abgesehen vom Sonderfall Robert Maillart – weitgehend ausgeblendet wurde. Heinrich Klotz spöttelte hierzu ein halbes Jahrhundert später, offenbar habe man geglaubt, die beklagte Dichotomie zwischen Baukunst und Ingenieurbau hätte in den »Leitfiguren Gropius, Mies van der Rohe, Le Corbusier und Aalto [...] eine Auflösung gefunden«.⁷

Die Frage nach dem tatsächlichen bautechnischen Niveau des Neuen Bauens wurde indessen bis heute kaum gestellt, was wohl auch damit zusammenhängt, dass – wie Julius Posener konstatierte – im Neuen Bauen bereits Mitte der 1920er Jahre das anfänglich noch zentrale »Problem der Konstruktion [...] für einige Zeit zurück[trat]«.⁸ Dies zeigt sich deutlich am Beispiel Ludwig Mies van der Rohes, dem in der auftragslosen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg »der konstruktive Gedanke« noch als »die notwendige Grundlage für die künstlerische Gestaltung« galt.⁹ Als es

1 Neues Bauen wird in diesem Beitrag im Sinne von Huse 1975 als Sammelbegriff für die verschiedenen Strömungen der modernen Architekturbewegungen der Weimarer Zeit verwendet.

2 Poelzig 1906, 19.

3 Die folgenden Betrachtungen basieren auf Erkenntnissen, die der Verfasser im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs 1913 ›Kulturelle und technische Werte historischer Bauten‹ der BTU Cottbus-Senftenberg in Kooperation mit Ralf Dorn gewinnen konnte. Der Fokus lag hierbei auf dem konstruktiven Ingenieurbau.

4 Johannes Molzahn: Lebenslauf 1923, unveröffentlichtes Manuskript, zitiert nach Reisse 1999, 71.

5 Gropius 1914, 30 f.

6 Hilberseimer 1928, 18.

7 Klotz 1986, 10.

8 J. Posener: Erich Mendelsohn (1969), in: Posener 1981, 175–187, hier 184.

9 Mies van der Rohe 1922, 124.



1. F. Dischinger, Entwurf Thermenpalast, 1928. 3D-Rekonstruktion Sandra Hauße (2011)

jedoch ans Bauen ging, rückten Fritz Neumeier zufolge »ideale Schöpfungen der Baukunst«¹⁰ in seinen Fokus.

Im Neuen Bauen wurde Spitzenbautechnologie demgemäß nach Randolph Rutsky primär »repräsentiert« oder gar »simuliert«.¹¹ Dennoch erscheint Vittorio Magnago Lampugnani im Umkehrschluss erhobener Vorwurf überzogen, der »zentrale Anspruch, Bauten nach den neuesten technischen Errungenschaften zu konzipieren«, sei nahezu durchgehend »nicht erfüllt« worden.¹² Der eng mit der britischen Avantgarde verbundene Bauingenieur Ove Arup (1895–1988) charakterisierte nämlich bereits die formale Klarheit vieler modernistischer Bauwerke als »oft trügerisch«, weil sie nicht selten »eine ziemlich verzwickte Konstruktion kaschiert«.¹³

Prägnante Exempel für solche »versteckten Konstruktionen«¹⁴ sind Mies' Krefelder Villen Lange und Esters (1928–30), deren dezenter Auftritt durch eine regelrechte »technische Gymnastik«¹⁵ erkaufte wurde. Als »Vorturner« fungierte hier Ernst Walther (tätig um 1906/36), den Mies während seiner Tätigkeit bei Peter Behrens kennengelernt hatte. Obwohl der Berliner Bauingenieur laut Mies' damaligem Mitarbeiter Sergius Ruegenberg unter anderem auch beim grazilen Barcelona-Pavillon (1929)

einen wichtigen Part übernahm,¹⁶ ist er weitgehend in Vergessenheit geraten.

Expressionismus versus Realismus

Projekte des Neuen Bauens sind generell nur selten mit den Namen von Ingenieuren verbunden. Eine der Ausnahmen ist Adolf Meyers Prüfam 6 des Frankfurter Elektrizitätswerks (1927–29), dessen Betonschalendächer Franz Dischinger (1887–1953) und Ulrich Finsterwalder (1897–1988) verantworteten. Deren Hochleistungstragwerke stießen wegen ihrer idealtypischen Übereinstimmung von Konstruktion und Form in der Avantgarde auf einiges Interesse. Trotz mancher spektakulärer Vorschläge (Abb. 1) konnte sich der Schalenbau aber nicht im Neuen Bauen etablieren – wohl auch, weil seine gekrümmten Flächen der propagierten »neue[n] Statik der Horizontalen«¹⁷ entgegenstanden.

Ähnliches gilt für Hans und Bodo Raschs Projekte mit seilverspannten Konstruktionen, deren Machbarkeit das arrivierte Stuttgarter Ingenieurbüro Wilhelm Kintzingers (1882–1950) nachwies. Zwar setzten sie schlüssig das Postulat El Lissitzkys um, zu den »Druckkräften von Last und Stütze« träten »in der Moderne die Zugkräfte als neuer Ausdruck«;¹⁸ die Ingenieurkonstruktion zum zentralen Thema von Architektur zu machen, war aber sogar den meisten Ingenieuren suspekt. Selbst der progressive Otto Zucker (1892–1944) warnte vor einer »pseudo-konstruktive[n] Modearchitektur«, die Konstruktion »dort in den Vordergrund drängt, wo dieses nach Lage der Dinge garnicht angebracht ist«.¹⁹

Blieb der »konstruktive Expressionismus« vorerst noch ein Nischenphänomen, so manifestierte sich ein

10 Neumeier 1986, 172 f.

11 Rutsky 1999, 98.

12 Lampugnani 1982, 35. Eine mit Fehlern gespickte Beschreibung der Konstruktion des Barcelona-Pavillons (ebenda 35 f.) weckt zudem Zweifel an Lampugnani Basis für dieses pauschale Urteil.

13 Arup 1979, 320.

14 Vergleiche Poretti 2008, 11–16.

15 Kleinman – van Duzer 2005, 17; vergleiche die vorzügliche Tragwerksanalyse in ebenda, 87–96.

16 Ruegenberg 1986, 350.

17 Gropius 1923, 15.

18 Lissitzky 1924, 3.

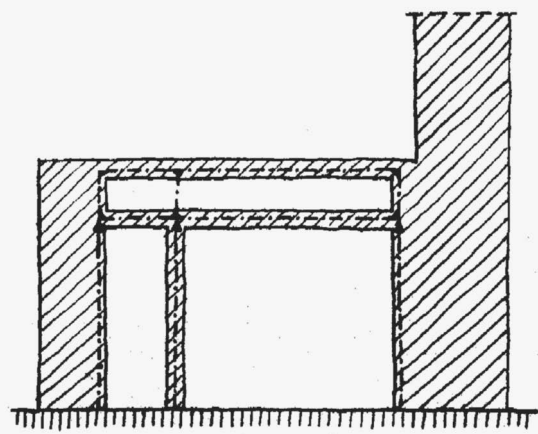
19 Zucker 1930, 478.

moderater »konstruktiver Realismus« unter anderem im verbreiteten Einsatz körperhafter Rahmentragwerke für die Überdeckung größerer Räume.²⁰ Diese prägten bereits die Montagehalle der AEG-Großmaschinenfabrik (1911/12) von Peter Behrens, deren »sachliche, ruhige und schöne«²¹ Erscheinung neben Mies van der Rohe wohl auch dem laut Gropius »kreativen Ingenieur«²² Hans Schmuckler (1875–1940) zu verdanken war. Für die Stahlbaufirma Breest & Co. verantwortete Schmuckler den ingenieurtechnischen Part bei einer ganzen Reihe von Leitbauwerken des Neuen Bauens, darunter Bruno Tauts »Monument des Eisens« (1913) oder Gropius' und Meyers Musterfabrik auf der Kölner Werkbundaussstellung 1914.

Ein interessantes Beispiel für den innovativen Umgang mit Rahmentragwerken aus Stahlbeton ist der Innenraum von Otto Bartnings Gustav-Adolf-Kirche (1931–33), der seine Gestalt durch die »unglaublich fruchtbare Mitarbeit«²³ des jüdischen Ingenieurs Itz Haber-Schaim (1882–1976) erhielt (Abb. 2). Haber-Schaim, der ein »Ineinanderwachsen, gegenseitig sich Verbinden und Ergänzen« von Ingenieurwerk und Architektur anstrebte,²⁴ plante für Bartning unter anderem noch die Tragstrukturen der Stahlkirche auf der Kölner Ausstellung »Pressa« (1928) und der Essener Auferstehungskirche (1929/30). Sein gemeinsam mit Viktor Kuhn (1859–1943) betriebenes Ingenieurbüro kooperierte aber auch mit anderen Architekten wie Hans Poelzig.

Kooperationen in Berlin

In Berlin engagierten sich noch weitere Bauingenieure für die praktische Umsetzung von Projekten des Neuen Bauens (Abb. 3). Ihr »Altmeister« war Karl Bernhard (1859–1937), dessen gemeinsam mit Behrens entwickelte AEG-Turbinenhalle (1908/09) gleichsam den Grundstein für eine Architektur gelegt hatte, deren »Schönheit [...] aus der direkten Beziehung zwischen Bau und Zweck,



2. O. Bartning – I. Haber-Schaim, *Gustav-Adolf-Kirche*, Berlin 1931–33. a) Blick in den Innenraum (Aufnahme 2016); b) Schematischer Schnitt des Rahmentragwerks

aus den natürlichen Eigenschaften des Materials und aus der Eleganz der Konstruktion« entstehen sollte.²⁵ Ein gutes Jahrzehnt später ersann er für das Haus des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds (1922/23) sowie das Verbandshaus der Deutschen Buchdrucker (1924–26) von Taut & Hoffmann ausgefeilte Stockwerkrahmen aus Stahlbeton, die den Bauten ihr charakteristisches Gepräge verliehen. Bei Walter Würzbachs Erweiterungsbau des Gewerkschaftshauses (1930–32) operierte Bernhard hingegen

20 Zu den Begrifflichkeiten vergleiche Poretti 2008, 257.

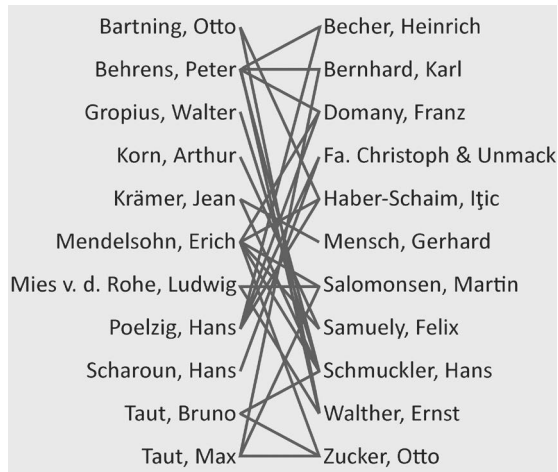
21 Schmuckler 1927, 94.

22 Zitiert nach Anderson 2010, 24.

23 Otto Bartning an Gustav Friedrich Hartlaub, 13. I. 1954, zitiert nach Nierste 2010, 139.

24 Haber-Schaim 1931, 39.

25 Taut 1929, 6.

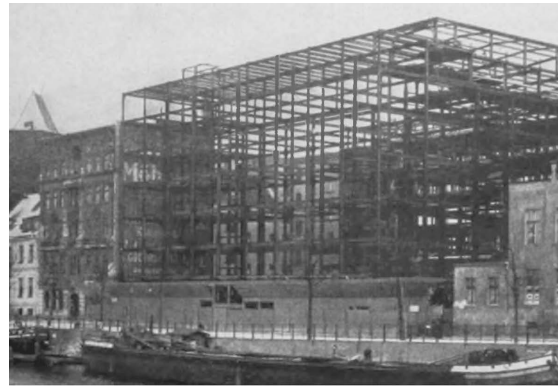


3. Beziehungsgeflecht zwischen Architekten des Neuen Bauens und Bauingenieuren in Berlin

mit einem Stahlskelett, dessen Grazilität allerdings hinter den disparaten Hauptfassaden verborgen blieb (Abb. 4).

Genau die hier fehlende Ablesbarkeit forderte der führende Stahlbauexperte Alfred Gregor (1884–1967) ein. Ihm zufolge sollte beim Stahlskelettbau »ein Baustil angewendet werden, der am besten mit Ingenieur-Architektur bezeichnet wird«, und in dem »die Gliederung der schmalen Pfeiler und großen Fensterflächen der Wahrheit des unsichtbaren aber tragenden Materials entsprechen«.²⁶ Ähnliche Gedanken äußerte auch Schmuckler, der im Neuen Bauen mit seiner Tendenz, »weiträumige Stützen zu stellen und die Fassaden in Horizontal- und Vertikalsysteme aufzulösen«,²⁷ den kongenialen Partner des Stahlbaus ausmachte. Wohl genau deshalb erhielten prominente Vertreter der Avantgarde gerade in der Zeitschrift »Der Stahlbau« eine Plattform,²⁸ zudem wurden dort etliche Gebäude des Neuen Bauens vorgestellt.

Mit gleich mehreren Projekten war der aus Dänemark stammende Martin Salomonsen (1881–1942) vertreten, der ebenfalls mit Taut & Hoffmann, insbesondere aber mit Erich Mendelsohn zusammenarbeitete. Besondere Aufmerksamkeit erhielt sein gemeinsam mit Franz Domány (1899–1939) entwickeltes Tragwerk für das Columbushaus



4. a) W. Würzbach – K. Bernhard, Erweiterungsbau des ADGB-Hauses, Berlin 1930–32. Baustelle (Aufnahme 1931);
b) Fassade zum Märkischen Ufer (Aufnahme 2014)

am Potsdamer Platz (1930–32), das nach Meinung von Alfred Bock (1894–mindestens 1990), dem Oberingenieur der ausführenden Firma Breest & Co., über das »bei solchen Bauten Übliche« weit hinausging.²⁹

Ebenso wie Bernhard, Haber-Schaim oder Schmuckler zählten auch Salomonsen und Domány zur auffallend großen Gruppe von Bauingenieuren jüdischer Herkunft im Neuen Bauen. Diesem blieb Letzterer nach seiner Emigration in die ungarische Heimat ebenso verbunden wie der nach Prag zurückkehrende Otto Zucker (Abb. 5).

Vergleichbares gilt für den aus Österreich stammenden Felix Samuely (1902–1959), der ein zentraler Kooperationspartner der britischen Avantgarde wurde.

²⁶ Gregor 1931, 187.

²⁷ Schmuckler 1930, unpaginiert.

²⁸ Siehe etwa Gropius 1929 oder Döcker 1930.

²⁹ Bock 1931, 253.



5 a) B. Hofstätter – F. Domány, Wohnanlage für die Firma Manfred Weiss, Budapest 1937/38 (Aufn. 1938); b) O. Zucker, Mehrfamilienhaus, Prag 1938–41 (Aufnahme 2012)



6. Jüdische Bauingenieur-Emigranten:
a) O. Zucker (um 1940);
b) M. Salomonsen (um 1940); c) I. Haberschaim (um 1955)

»Neues Bauen« im Ingenieurwesen?

Im Gegensatz zu den Emigranten (Abb. 6) mussten sich die in Deutschland verbleibenden Bauingenieure ab 1933 den neuen Gegebenheiten anpassen. Dies bereitete offenbar sogar ehemaligen Bauhaus-Lehrern wie Alcar Rudelt (1900–1979) oder Ernst Walthers gleichnamigem Sohn (1899–mindestens 1981) keine größeren Probleme. Bei aller Offenheit gegenüber dem »Neuen« war ihre Profession nämlich weitreichend von einer Kultur des »reaktionären Modernismus« durchdrungen.³⁰ So führte etwa 1929 mit Hermann Craemer (1894–1974) der damalige Berater des Frankfurter Hochbauamts ausgerechnet in »Das Neue Frankfurt« aus, es falle »uns Ingenieuren nicht

ein, zu glauben, daß der Geist, der unsere Hochbahnen und Großraumbunker erstehen ließ, imstande sei, eine Kathedrale oder ein Konzerthaus zu schaffen.«³¹

Hinzu kommt, dass Tragwerkstyp oder Baustoff für die meisten Ingenieure ungleich größere Bedeutung hatten als die Erscheinung ihrer Bauten. Wenn etwa Alfred Hummel (1891–1973) die Vorliebe der Architekturavantgarde für Kuben und die Verschleierung der Konstruktion durch vorgehängte, glatte Fassaden tadelte,³² verbarg sich dahinter eigentlich die Kritik eines Stahlbeton-Lobbyisten am häufigen Einsatz von Stahlskeletten im Neuen Bauen.

Als übergreifende Richtschnur für die formale Bewertung der Ingenieurarbeit entfaltete immerhin das Ideal der »Sachlichkeit« einige Wirkungsmacht. Selbst konservative

30 Vergleiche Herf 1984.

31 Craemer 1929, 5.

32 Hummel 1931.

keineswegs uneingeschränkte Begeisterung entgegenbrachten, während dessen Vertreter wiederum mitnichten scharenweise von der Haltung abrückten, im Bauingenieur nur einen »Hilfsarbeiter des Architekten«³⁷ zu sehen. Auch Hugo Häring's Einschätzung, zwischen den beiden Professionen bestehe »immer noch ein wesenhafter Unterschied«,³⁸ wurde sicher von den meisten Vertretern des Neuen Bauens geteilt. Diese auch von Bauingenieurseite betonte »Dualität wie zwischen Prosa und Poesie, zwischen männlich und weiblich«,³⁹ manifestierte sich nicht zuletzt in der unterschiedlichen Schwerpunktsetzung bei

der Präsentation von Werken des Neuen Bauens in den jeweiligen Fachpublikationen (Abb. 7).

Ungeachtet des fortbestehenden Gegensatzes zwischen Produkt- und Prozessorientierung wurde das Neue Bauen dennoch zu einem bedeutenden Baustein in der langen »Bemühung der Architekten und Bau-Theoretiker, zwischen der Kunst des Ingenieurs und der des Architekten zu vermitteln.«⁴⁰ Somit hatte es fraglos einen gewichtigen Anteil daran, dass der während der Weimarer Zeit »für unsere Zukunft ersehnte [...] Architekt-Ingenieur«⁴¹ in der Nachkriegszeit tatsächlich Gestalt annehmen konnte.

Anschrift des Verfassers:

Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg, Lehrstuhl für Bautechnikgeschichte und Tragwerkserhaltung, Konrad-Wachsmann-Allee 8, 03046 Cottbus

37 Zucker 1927, 60.

38 Häring 1932, 223.

39 Craemer 1929, 5.

40 J. Posener: Architektur oder Konstruktion (1971), in: Posener 1981, 207–217, hier 214.

41 Kießling 1932, 60.

Literatur

- Anderson 2010: S. Anderson: Considering Peter Behrens. Interviews with Ludwig Mies van der Rohe (Chicago, 1961) and Walter Gropius (Cambridge, MA, 1964), in: *Engramma* 11.2010, 81, 9–35
- Arup 1979: O. Arup: The engineer looks back, in: *Architectural Review* 166.1979, 993, 315–321
- Baum 1994: M. Baum: Ein Rundflug vom Flugplatz Dessau u. Kritische Betrachtung der Beziehung von Kunst und Technik, in: *Umění* 42.1994, 1, 3–20
- Bock 1931: A. Bock: Das Stahlskelett des Columbus-Hauses am Potsdamer Platz in Berlin, in: *Der Stahlbau* 4.1931, 22, 253–258; 25, 300
- Craemer 1929: H. Craemer: Was können wir Ingenieure zur Gesundung der Baukunst beitragen?, in: *Das Neue Frankfurt* 3.1929, 1, 1–5
- Döcker 1930: R. Döcker: Die Stahlskelettkonstruktion zum Bezirkskrankenhaus Waiblingen, in: *Der Stahlbau* 3.1930, 21, 251f.
- Gregor 1931: A. Gregor: Stahlskeletthochhaus und Trägerbau (Der praktische Stahlhochbau 2, 2. Teil) (1931)
- Gropius 1914: W. Gropius: Der stilbildende Wert industrieller Bauformen, in: *Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1914 – Der Verkehr (1914)* 29–32
- Gropius 1923: W. Gropius: Idee und Aufbau des Staatlichen Bauhauses in Weimar, in: *Staatliches Bauhaus Weimar – K. Nierendorf (Hg.): Staatliches Bauhaus in Weimar 1919–1923 (1923)* 7–18
- Gropius 1929: Der Stahlbau. Vortrag von Professor Dr.-Ing. ehr. Walter Gropius, Berlin, auf der Frühjahrsmesse 1929 zu Leipzig, in: *Der Stahlbau* 2.1929, 8, 84
- Haber-Schaim 1931: J. Haber-Schaim: Bauform und Konstruktion, in: *Zentralblatt der Bauverwaltung* 51.1931, 3, 38–40
- Häring 1932: H. Häring: Versuch einer Orientierung, in: *Die Form* 7.1932, 7, 218–223
- Herf 1984: J. Herf: The Engineer as Ideologue: Reactionary Modernists in Weimar and Nazi Germany, in: *Journal of Contemporary History* 19.1984, 4, 631–648
- Hilberseimer 1928: L. Hilberseimer: Bauten in Eisenbeton und ihre Gestaltung, in: J. Vischer – L. Hilberseimer: *Beton als Gestalter. Bauten in Eisenbeton und ihre architektonische Gestaltung. Ausgeführte Eisenbetonbauten (Die Baubücher 5) (1928)* 7–20
- Hummel 1931: A. Hummel: Von der deutschen Bauausstellung Berlin 1931, in: *Der Bauingenieur* 12.1931, 26, 473–476
- Huse 1975: N. Huse: »Neues Bauen« 1918 bis 1933. *Moderne Architektur in der Weimarer Republik (1975)*
- Kießling 1932: M. Kießling: Der Wettbewerb »Das wachsende Haus«, in: *Deutsche Bauzeitung* 66.1932, 3, 55–60
- Kleinman – van Duzer 2005: K. Kleinman – L. van Duzer: *Mies van der Rohe – The Krefeld Villas (2005)*
- Klotz 1986: H. Klotz: *Vision der Moderne*, in: H. Klotz (Hg.): *Vision der Moderne – Das Prinzip Konstruktion (1986)* 9–26.
- Lampugnani 1982: V.M. Lampugnani: Die abwesende Sprache der Technik. Eine Kritik des Mythos der positivistischen Architektur, in: *Freibeuter* 4.1982, 11, 31–46
- Lissitzky 1924: E. Lissitzky: Element und Erfindung, in: *ABC* 1.1924, 1, 3f.
- Mies van der Rohe 1922: L. Mies van der Rohe: Hochhausprojekt Bahnhof Friedrichstraße, in: *Frühlicht* 1.1921/22, 4, 122–124
- Mislin 2011: M. Mislin: [Rezension von] I. Ostermann: *Fabrikbau und Moderne in Deutschland und den Niederlanden der 1920er und 30er Jahre*, in: *Bautechnik* 88.2011, 9, 659f.
- Neumeyer 1986: F. Neumeyer: *Mies van der Rohe – das kunstlose Wort. Gedanken zur Baukunst (1986)*
- Nierste 2010: U. Nierste: *Expressionismus und Neue Sachlichkeit. Die Gustav-Adolf-Kirche von Otto Bartning und der Kirchenbau in der Weimarer Republik (Dissertation FU Berlin) (2010)*
- Pfister 1928: R. Pfister: Die neue Halle 7 der Technischen Messe in Leipzig, in: *Baukunst* 4.1928, 5, 146f.
- Poelzig 1906: H. Poelzig: *Architektur*, in: *Das Deutsche Kunstgewerbe 1906. III. Deutsche Kunstgewerbeausstellung Dresden 1906 (1906)* 17–20
- Poretti 2008: S. Poretti: *Modernismi italiani. Architettura e costruzione nel Novecento (2008)*
- Posener 1981: J. Posener: Aufsätze und Vorträge 1931–1980 (*Bauwelt Fundamente* 54/55) (1981)
- Reisse 1999: H.P. Reisse: Johannes Molzahn in Soest – ein Porträt der Wirklichkeiten, in: S. Reinhardt (Hg.): *Avantgarden in Westfalen? Die Moderne in der Provinz 1902–1933 (1999)* 69–78
- Ruegenberg 1986: S. Ruegenberg: Der Skelettbau ist keine Teigware. Sergius Ruegenberg berichtet von Mies van der Rohes Berliner Zeit, in: *Bauwelt* 77.1986, 14, 346–351
- Rutsky 1999: R.L. Rutsky: *High Technē. Art and Technology from the Machine Aesthetic to the Posthuman (Electronic Mediations 2) (1999)*
- Schmuckler 1927: H. Schmuckler: Fortschritte des Eisenbaues im 20. Jahrhundert, in: *Deutsche Bauzeitung; Beilage Konstruktion und Ausführung* 61.1927, 4, 93–100
- Schmuckler 1930: H. Schmuckler: Der Stahlskelettbau, in: *Deutsches Bauwesen; Sonderbeilage Mitteilungen [Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin]* 6.1930, 12, unpaginiert
- Taut 1929: B. Taut: *Die neue Baukunst in Europa und Amerika (1929)*
- Zucker 1927: O. Zucker: Die Konstruktion und ihre Ausführung, in: Immanuel Braun u. a. (Hg.): *Ein Industriebau. Von der Fundierung bis zur Vollendung (1927)* 57–119
- Zucker 1930: O. Zucker: *Konstruktion und Architektur*, in: *Wasmuths Monatshefte für Baukunst* 14.1930, 10, 474–479

Abbildungsnachweise

- Abb. 1, 3, 4b: BTU Cottbus-Senftenberg, Lehrstuhl Bautechnikgeschichte und Tragwerkserhaltung; Abb. 2a: Algensan, CC-BY-SA 4.0 (bearbeitet vom Verf.); Abb. 2b: ›Zentralblatt der Bauverwaltung‹ (1931); Abb. 4a: ›Deutsche Bauzeitung‹ (1932); Abb. 5a: ›Tër és Forma‹ (1938); Abb. 5b: Krokodyl, CC-BY-SA 3.0 (bearbeitet vom Verf.); Abb. 6a: Yad Vashem Photo Archive; Abb. 6b: ›Ingeniøren‹ (1942); Abb. 6c: D. Tidhar: *יצולחה הידפולקיצנא*, Bd. 7 (1956); Abb. 7a: ›Deutsche Bauzeitung‹ (1933); Abb. 7b: ›Der Stahlbau‹ (1933)

Kontinuität und Aufbruch im Zeichen der Macht Der italienische Kirchenbau in der Zeit des Faschismus

»Per la Patria Immortale!« – »Für das unsterbliche Vaterland!« steht in schnörkellosen Lettern auf einem stählerenen Kreuz inmitten des wichtigsten Raums der ›Mostra della Rivoluzione Fascista‹ in Rom; jener Ausstellung, mit der das faschistische Regime im Eingedenk des zehnten Jahrestages seiner Machtübernahme sich selbst feiert, auf das Erreichte zurückblickt und zugleich ein Italien der Zukunft beschwört. »Für das unsterbliche Vaterland«, heißt es, ein Vaterland, das 1871 nach einem Jahrzehnte währenden ›Risorgimento‹ aus der Taufe gehoben worden ist, das erstanden ist aus den Trümmern alter Fürstentümer und eines antiken Kirchenstaates, die als fremdbestimmte Einzelstaaten über Jahrhunderte die Herausbildung einer nationalen Identität in Italien behindert haben. Eine Einheit freilich, die herzustellen und zur Erfüllung zu bringen sich das faschistische Regime Mussolinis berufen fühlt, auch oder vor allem weil diese Einheit stets ihre Brüchigkeit offenbart.

Dabei ist die Frage der Einheit entscheidend mit der seit der Eroberung Roms schwelenden Frage nach der Beziehung des liberal-laizistisch verfassten Nationalstaates zu dem nach wie vor weltliche und geistliche Herrschaftsansprüche erhebenden Papsttum verknüpft. Zudem wird der institutionelle Gegensatz durch die Gegenüberstellung von Moderne verheißender Nation und traditionsverbundener Kirche zusätzlich verschärft. Im Kampf um die nationale Identität gelingt es erst der faschistischen Konsenspolitik, zu einer Integration dieser dualen Wirklichkeit zu gelangen. Trotz ihrer je eigenen hegemonialen Ansprüche finden Faschismus und

Kirche in ihrer historischen Aussöhnung im Februar 1929 (›Conciliazione‹) zu einer sprichwörtlichen »Wohngemeinschaft der Vernunft im gleichen Haus«¹, die den über Jahrhunderte gewachsenen gegenseitigen Abhängigkeiten und Verpflichtungen Rechnung trägt und zugleich als Garant für den jeweiligen Machtanspruch dient. Für das Regime trägt sie entscheidend dazu bei, dass es zu seinem totalitären Höhenflug der 1930er Jahre überhaupt erst ansetzen kann.

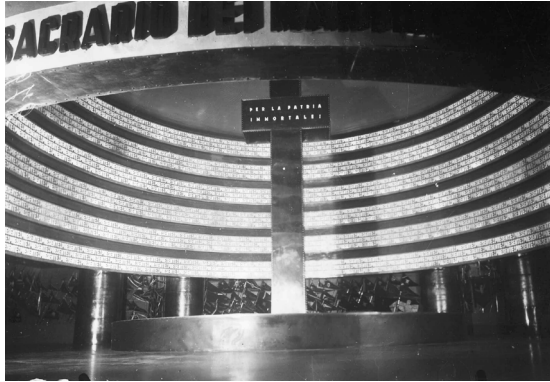
Revolution und Religion: Der ›Sacratio dei Martiri‹ in Rom, 1932

Das Ringen um ein synergetisches Zusammenleben von Kirche und Faschismus verkörpert sich schlaglichtartig in dem Gedenkraum, den der Architekt Adalberto Libera und der futuristische Szenograf Antonio Valente für die Ausstellung zum zehnten Jahrestag der faschistischen Revolution konzipieren (Abb. 1). In einem »höchst suggestiven«² Bild der Konfrontation und Vereinnahmung umrunden sechs hinterleuchtete Bänder mit dem militärischen Ausruf »Presente!« (»Bereit!«) ein auf Hochglanz poliertes Kreuz. Dabei keineswegs zufällig einem in den Boden gestoßenen Kreuzfahrschwert nachempfunden, steht das Kreuz, von einem »mysteriösen weißen Licht«³ umfassen, inmitten eines blutroten Podestes. Als Zentrum einer geheimnisvollen Parade wird es von Fahnen, die die Namen der Gefallenen der faschistischen Kampfbünde tragen, umringt, als wollten sich diese

1 Vgl. Lauster 2015, 457.

2 Fioravanti 1990, 278: »altamente mistica e suggestiva«.

3 Capanna 2004, 70: »misteriosa luce bianca«.



1. Adalberto Libera/Antonio Valente. ›Sacrario dei Martiri‹ bei der ›Mostra della Rivoluzione Fascista‹, Rom 1932

zum Klang der faschistischen Jugendhymne ein letztes Mal mit *einer* Stimme zum ewigen Appell ihres Führers erheben. Es ist eine hochfliegende Dramaturgie, die, getreu dem Schwur der faschistischen Jugendvereinigung, im Namen Gottes und des Vaterlandes dem Duce den Blutzoll einer Revolution überantwortet, die für Aufbruch und Neuanfang steht, am Ende aber bekanntlich in die Katastrophe eines zweiten Weltkrieges führen wird.⁴ 1932 verkörpert sie jedoch die Beschwörung eines reziproken Einvernehmens. Und so versetzen technoide Zutaten wie Leuchtreklamen und verchromter Stahl den mit stilisierten Fasces flankierten und nach dem Willen Mussolinis ganz bewusst im Geiste einer entschiedenen Moderne⁵ verkleideten Traditionsbau des Palazzo delle Esposizioni in Rom in die Gegenwart einer faschistischen Wirklichkeit, in der sich die identitätsstiftenden Mythen von Kirche und Nation mit dem Fortschritt verheißenden Aufbruch einer modernen Massenbewegung bis hin zur eigenen Verklärung verbinden können. Ein Synkretismus, der sich in architektonischer Hinsicht als überaus fruchtbar für den italienischen Kirchenbau der Zwischenkriegszeit erweisen wird.

›Conciliazione‹ und Kirchenbau

Die Neudefinition der institutionellen Beziehungen von Kirche und Staat schafft neue Voraussetzungen für den Kirchenbau und dessen Anpassung an die zeitgenössischen Erfordernisse. Er erhält die Aufmerksamkeit der Fachzeitschriften sowie der Architekturhochschulen und wird zunehmend in die städtebaulichen Umgestaltungsvorhaben des Regimes einbezogen. Auch neue Finanzierungsmöglichkeiten, steuerliche Erleichterungen und staatliche Grundstückszuwendungen sowie direktes Engagement des Duce und des Regimes fördern den Bau neuer Kirchen. Der aufgrund von Bevölkerungswachstum und Urbanisierung ohnehin energischer vorangetriebene Ausbau der kirchlichen Infrastruktur erfährt einen beträchtlichen Schub.⁶ Während die Kirche jedoch darauf bedacht ist, ihre Infrastruktur mit substanzieller Unterstützung des Staates dem steigenden Bedarf anzupassen, sieht sie sich zugleich mit einem zeitbedingten funktionalen und ästhetischen Anpassungsdruck konfrontiert.

Tatsächlich erscheint die im Kirchenbau bis weit in die Zwischenkriegszeit praktizierte »pathetische Anrufung einer großen Vergangenheit, der kein eigenes Erleben, Fühlen und Ausdrücken mehr entspricht«,⁷ als Ausdruck eines tiefen Misstrauens in die Fähigkeiten der Zeit, eine moderne und zugleich würdevolle Architektursprache für den Kirchenbau hervorbringen zu können. Der beständige Versuch der Einordnung neuer Kirchenbauten in die Tradition christlicher Kulturprägung soll der Selbstvergewisserung dienen. Faktisch schafft er jedoch ein baukulturelles Vakuum, das ein außerhalb kirchlicher Kreise geführter Architekturdiskurs umso wirkungsvoller füllen kann. In Ermangelung konkreter ästhetischer Vorschläge und funktionaler Neuausrichtungen erweist sich die Suche nach einem zeitgemäßen Kirchenbau als ein in entscheidendem Maße mit der faschistischen Architekturpolitik verbundener Prozess.

4 Der Schwur findet sich in der von Studenten 1909 komponierten und später vom PNF (Partito Nazionale Fascista) aufgegriffenen Hymne der Arditi: ›Giovinezza‹ (Jugend).

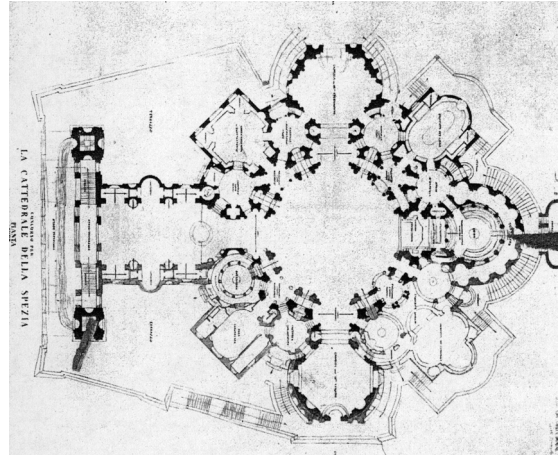
5 Vgl. Alfieri – Freddi 1933, 8: »Far cosa d'oggi [...]‹ comandò Mussolini«.

6 Allein für Mailand und Rom lässt sich im Vergleich der 1920er und 1930er Jahre eine Erhöhung der neu gebauten Pfarrkirchen von 9 auf 18 bzw. von 8 auf 54 erkennen. In beiden Fällen bemerkenswerte Steigerungen, auch wenn die für die 1930er Jahre generell verbesserte Baukonjunktur berücksichtigt wird.

7 Lauster 2015, 587.

Architekturpolitische Entwicklung

Der 1922 begonnenen Phase des Machtaufbaus des Regimes entspricht in architekturpolitischer Hinsicht ein »Pluralismus der Stile«.⁸ Da eine architekturpolitische Vorgabe fehlt, können die traditionsverbundenen Neuerungstendenzen eines »klassischen Novecento«,⁹ die seit 1926 auftretende italienische Avantgarde (»Razionalismo«) und der nach wie vor etablierte Historismus und Eklektizismus nebeneinander her existieren. Der Phase der Konsolidierung, die ihre Höhepunkte in der Conciliazione und den »plebiszitären Wahlen« der Jahre 1929 und 1934 erreicht, entspricht eine Phase der Konfrontation. Große staatliche Bauprogramme sollen das Land aus der wirtschaftlichen Krise führen und zugleich die Wahrnehmung des Regimes durch die Öffentlichkeit prägen. Dabei gelingt es dem akademischen Establishment, sich im Kampf um die sich abzeichnenden öffentlichen Aufträge durchzusetzen. Die zeitweiligen Sympathien des Duces für eine moderne Architektur – exemplarisch vergegenwärtigt im Vertrauen, das den Rationalisten bei der »Mostra della Rivoluzione Fascista« zuteilwird – forcieren jedoch bei den politisch ambitioniertesten Akademisten, allen voran bei Marcello Piacentini, eine Kurskorrektur hin zu einer gemäßigten Moderne. Mit dieser beim Kongress der faschistischen Architektenkorporation¹⁰ im Juli 1931 und in den Ergebnissen der großen nationalen Wettbewerbe sanktionierten Justierung wird letztlich die totalitäre Phase des Regimes baulich eingeläutet. Unter der Ägide Piacentinis werden die verschiedenen Tendenzen der Architektur zu einem vorbildhaften, die Bezüge zur »italianità« und »romanità«¹¹ betonenden, durchaus dogmatischen Staatsmonumentalismus vereinheitlicht, der sich aus der Kombination der abstrahierenden Momente des »Razionalismo« mit den kulturgeschichtlich fest verankerten, wiedererkennbaren Zügen des »Novecento« ergibt. »Der Logik einer



2. Tomaso Buzzzi: Kathedrale von La Spezia, Wettbewerbsbeitrag (1. Durchgang) 1929

zirkulären Wiederkehr«¹² folgend, steht am Ende der Suche nach einem Konstanz versprechenden und dennoch modernen Ausdrucksmittel der sogenannte »Stile Littorio« als ein vereinfachter, körperhafter Klassizismus aus Stahlbeton und Travertin.

Bewegungslinien im Kirchenbau

Charakteristisch für die italienische Kirchenbaudebatte ist indes, dass sich die mitteleuropäischen Bewegungen zur Erneuerung der Liturgie in Italien nicht gegen die hochmittelalterliche Kirchentradition und die nach wie vor zentrale Rolle der privaten Andacht und Heiligenverehrung durchsetzen können. Dies führt dazu, dass an eine substanzielle, von der Anpassung der räumlichen Funktionsweise herrührende Erneuerung des italienischen Kirchenbaus nicht zu denken ist. Hinzu kommt, dass gerade das in Italien fehlende Moment des Kulturprotestantismus im Vergleich zu Deutschland eine entschiedenere Aneignung progressiver liturgischer

8 Pfammatter 1996, 72–85.

9 Sarfatti 1928, 218: »Novecento classico«.

10 Gemeint ist die korporativ verfasste, faschisierte berufsständische Vertretung der Architekten, die unter dem Namen »Sindacato Nazionale Architetti Fascisti« firmierte.

11 Vgl. Tragbar 2004, 76–79.

12 Bauer 2009, 292.

Ideen verzögert. Stattdessen stagniert die Diskussion auf der Ebene einer rein äußerlichen Anpassung, die in den 1920er Jahren eng an das Prinzip der stilistischen Kontinuität gekoppelt ist und sich in der Phase des Stilpluralismus wiederfindet.

Gegen Ende der 1920er Jahre setzt jedoch, wie bereits angedeutet, sowohl im Architekturdiskurs als auch im Kirchenbau eine neue Dynamik ein. Die ›Conciliazione‹ verringert den Gegensatz von materialistisch-positivistischer Bürgerkultur und moderneskeptischer Kirche und führt zu einer nach 1929 konkreteren Kirchenbaupolitik. Unmittelbare Konsequenzen der verbesserten Beziehungen sind die Errichtung einer neuen Diözese in La Spezia mit dem zugehörigen Wettbewerb für eine neue Kathedrale als großem Zeichen der ›Conciliazione‹ sowie eine Serie von Wettbewerben in der Diözese Messina. Aber auch institutionell lässt sich anhand der Gründung der ›Pontificia Opera per la Preservazione della Fede e la provvista di nuove Chiese in Roma‹ eine Weichenstellung erkennen.¹³

Der Wettbewerb für die neue Kathedrale von La Spezia

Der groß aufgemachte und als Mittel der Kurssuche zunächst als verheißungsvoll empfundene Wettbewerb für die neue Kathedrale in La Spezia scheidet jedoch an seinen inneren Widersprüchen. Zwar wünscht man sich in der Kirchenführung die Abkehr von der bloßen Imitation. Der Ausschreibungstext mit seiner weihvollen Forderung nach Monumentalität, traditionellen Baumaterialien und einer geradezu pedantischen Einhaltung der überkommenen liturgischen Vorgaben sorgt allerdings, wie auch die konservative Zusammensetzung des Preisgerichts unter dem Vorsitz von Ugo Ojetti, für große Zurückhaltung bei den Teilnehmern.¹⁴ Der Wunsch nach einer großartigen und bedeutungsschweren Architektur in exponierter Lage manifestiert sich in den 92 eingereichten Arbeiten als ein Potpourri

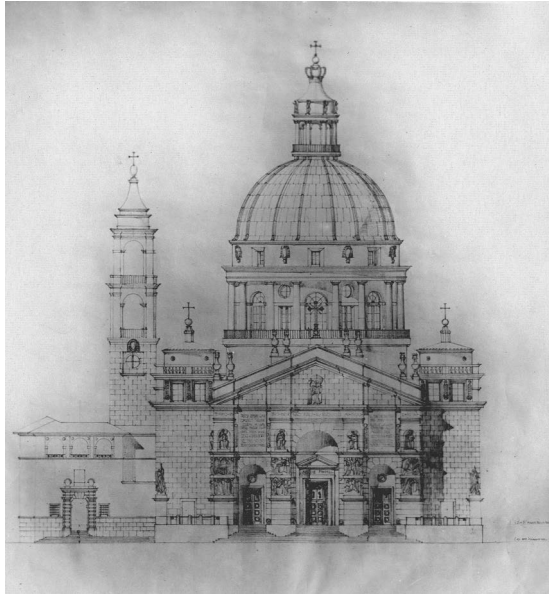


3. Brenno Del Giudice und Guido Cadorin: *Kathedrale Cristo Re dei Secoli, La Spezia 1938* (Zeichnung von G. B. Conti)

eklektischer ›pasticci‹ einerseits und akademisch raffinierter Zitate andererseits (Abb. 2). Am Ende erscheint das Ergebnis wie eine kampfhaft übersteigerte Suche nach sakraler Monumentalität unter Bemühung – mitunter auch Verdrehung – des baugeschichtlichen Erbes. Hinzu kommt, dass sich, während der Wettbewerb um 1930 in den zweiten Durchgang geht, mit dem erfolgreichen Auftreten der Rationalisten die architektonische Stimmung im Land merklich ändert. Selbst der konservativen Jury wird bewusst, dass das Wettbewerbsergebnis von La Spezia nicht den erhofften Aufbruch initiiert, sondern vielmehr Ratlosigkeit und Stagnation einer hinreichend ausgezeihten kirchenbaulichen Tradition belegt. Bezeichnend für die Ernüchterung ist zudem, dass der zum Zeitpunkt der Entscheidung bereits überholte Siegerbeitrag von Brenno Del Giudice trotz erheblicher Vereinfachungen und massiver materieller Unterstützung durch das Regime nie gebaut werden wird (Abb. 3). Kurze Zeit nachdem in La Spezia eine Entscheidung im zweiten Durchgang erzwungen worden ist, treten bezeichnenderweise bereits die ersten Studien für moderne Kirchen aus Stahlbeton auf, und zwar auch von jungen Architekten, die, wie Manlio Costa und Giuseppe Vaccaro, mit historisierenden Entwürfen am Wettbewerb in La Spezia teilgenommen haben.

13 Sinngemäß ›Päpstliches Werk zur Bewahrung des Glaubens und zum Erhalt und Ausbau der Pfarreien in Rom‹.

14 Ojetti, ein Vertrauter des Bischofs von La Spezia, ist bereits beim Wiederaufbau der kirchlichen Infrastruktur im kriegszerstörten Triveneto mehr als Bewahrer denn als Neuerer in Erscheinung getreten; vgl. U. Ojetti: Per le chiese devastate, in: Corriere della Sera, 20. Juli 1918.



4. Marcello Piacentini: *Sacro Cuore di Cristo Re*, Rom 1919–29/31–34, um 1925

Piacentinis Kirche *Sacro Cuore di Cristo Re* in Rom

In der Zwischenzeit reagiert Marcello Piacentini bei seinem eigenen großen und langwierigen Kirchenbauprojekt *Sacro Cuore di Cristo Re* in Rom mit einer bemerkenswerten Entwurfskonversion auf den temporären Erfolg der Rationalisten (Abb. 4, 5).¹⁵ Beeindruckt von der aktuellen Entwicklung im Architekturdiskurs gelingt ihm ein echter ›Connubio‹¹⁶ von traditioneller Typologie und zeitgemäßem Ausdruck, und zwar in einer Weise, wie sie der Moderne in Italien eine breite Akzeptanz beschert und der Tradition ihre Aktualität erhält. Gleichzeitig läutet er damit eine ganze Serie von Änderungen des Entwurfsstils ein, die um 1930 in Italien Mode werden. Piacentini selbst bezeichnet das Ergebnis als eine »andere Moderne«;¹⁷ und sogar Mussolini lobt es als beispielhaftes, schönes und seinem Zweck vollkommen angemessenes Werk moderner Architektur. Kirchenbaugeschichtlich bereitet diese



5. Marcello Piacentini: *Sacro Cuore di Cristo Re*, Rom 1919–29/31–34. Seitenansicht von Norden 1934

Entwurfsänderung den Weg für die Serie von Wettbewerben für neue Pfarrkirchen in Messina vor.

Neue Kirchen in der Diözese Messina

Die Wettbewerbsserie in Messina weist in eine vollkommen andere Richtung, als noch drei Jahre zuvor der Wettbewerb für die Kathedrale in La Spezia. Konkret geht es um den Wiederaufbau der kirchlichen Infrastruktur in einem durch ein Erdbeben (1909) zerstörten und seitdem nur zögerlich wiederaufgebauten Gebiet. Im Vertrauen auf die fortschrittlichen Kräfte der italienischen Architekturszene fordert der Bischof ausdrücklich zeitgemäße Entwürfe. Um dies zu erreichen, überträgt er die Durchführung der Wettbewerbe für 20 neue Pfarrzentren der inzwischen von Alberto Calza Bini korporativ neu geordneten faschistischen Architektenvertretung.¹⁸ Für dieses ist es wiederum die erste Gelegenheit, um, seiner eigenen Programmatik entsprechend, die italienische Architekturentwicklung in die eigenen Hände zu nehmen. Auch wenn es sich bei den Kirchenbauwettbewerben nicht um staatliche Bauprojekte handelt, entpuppt sich diese Wettbewerbsserie doch als die erste Etappe der sogenannten ›stagione dei concorsi‹, also jener Phase, in der das Regime durch gezielte Architekturwettbewerbe nach einer einheitlichen stilistischen Tendenz für seine Selbstdarstellung sucht. Entsprechend wird das Preisgericht nicht mehr wie

15 Vgl. Monzo 2013, 90 f.

16 Begriffliche Anlehnung an das Mittellinks-Mitterechts-Bündnis, das Cavour und Rattazzi 1852 geschlossen haben; dt. Verbindung.

17 Piacentini 1996, 172: »modernità diversa«.

18 Vgl. Anm. 10.

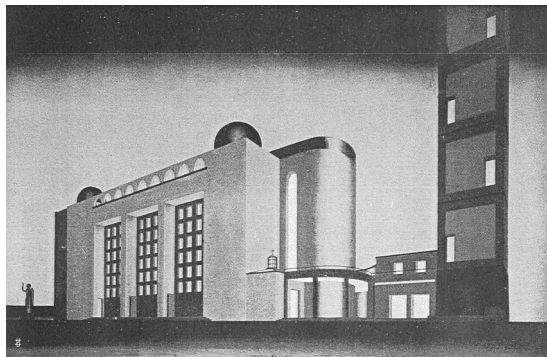
in La Spezia mit Vertrauten des Bischofs besetzt, sondern mit Calza Binis Weggefährten Marcello Piacentini und deren Gefolgsleuten aus der römischen Architekturhochschule und dem Umfeld der Architektenkorporation. Die Zusammenarbeit der Diözese mit der Berufskörperschaft der Architekten steht somit am Beginn einer dezidierten faschistischen Architekturpolitik.

Als Vorsitzender des Preisgerichts soll Piacentini offenbar ein anachronistisches Debakel wie in La Spezia verhindern und als Garant für eine zeitgemäße Entscheidung fungieren. Auch wird herausgestellt, wie wichtig die Einbeziehung des Kirchenbaus für die gesamte Erneuerung der italienischen Architektur ist.¹⁹ Anders als in La Spezia nehmen jetzt vor allem junge Architekten mit wenig Erfahrung im Kirchenbau teil, die sich vielmehr als Akteure in der aktuellen Architekturdebatte hervorgetan haben oder von guten Verbindungen zur Spitze der Architekturpolitik profitieren können. Die Entwürfe machen die Suche nach einer neuen Sprache des Kirchenbaus sichtbar, auch wenn in typologischer Hinsicht am Bekannten festgehalten wird (Abb. 6, 7).

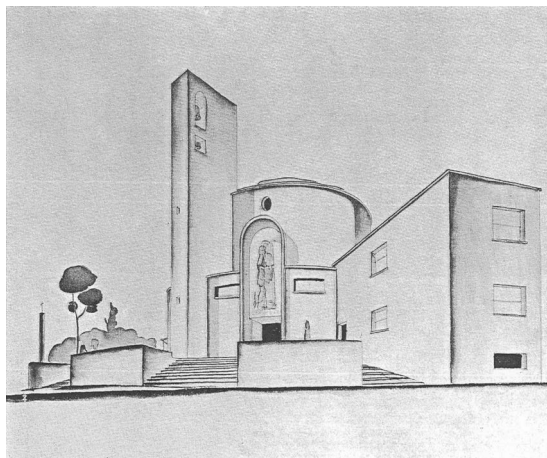
In der Fachpresse und zahlreichen Tageszeitungen wird das Ergebnis als Aufbruch gefeiert; im *Osservatore Romano* werden die Entwürfe hingegen als »veranschaulichte Gotteslästerungen«²⁰ gebrandmarkt. Kurz darauf lässt Papst Pius XI. die Initiative mit einem Mahnbrief an den Bischof von Messina stoppen.²¹ Keiner der Entwürfe wird je umgesetzt, stattdessen stockt der Wiederaufbau der kirchlichen Infrastruktur in der Diözese Messina weitere Jahrzehnte.

Papstwort

Die Wettbewerbe in Messina sind für den Papst Anlass, kurze Zeit später bei der Eröffnung der Vatikanischen Pinakothek in einer Grundsatzrede zur Kunst die Moderne als krampfhaftes Suchen nach dem Neuen um des Neuen willen zu verurteilen und den Primat der Tradition



6. Mario Paniconi und Giulio Pediconi: Entwurf für eine Kirche in Galati (Messina), Beitrag im II. Wettbewerb (1. Preis) 1932



7. Eugenio Montuori und Franco Petrucci: Entwurf für eine Kirche in Messina, Beitrag im IV. Wettbewerb (1. Preis ex aequo) 1932

als Ankerpunkt christlicher Kunst und Architektur zu stärken.²² Entsprechend wird sich der italienische Kirchenbau der restlichen Zwischenkriegszeit hauptsächlich in den Bahnen einer gemäßigten Moderne bewegen, die zwischen den in La Spezia und Messina beschriebenen Polen laviert und neben einer gewissen Modernität auch weiterhin den Historismus als Option erhält.

19 *La Tribuna*, 15. September 1932.

20 »Bestemmie illustrate«, in: *Arte Sacra*, 2.1932, 437–443.

21 Archivio Segreto Vaticano, Affari Ecclesiastici Straordinari, Italia, Pos. 903 P.O. Fasc. 596: Brief von Giuseppe Pizzardo an Angelo Paino vom 18. September 1932.

22 *La parola del Santo Padre sull'arte sacra*, in: *Arte Sacra*, 2.1932, 3–4, 291–299.

Eine Kirche für das Regime

Den Schlussakkord der Entwicklungen im italienischen Kirchenbau der Zwischenkriegszeit setzt die vom Regime auf dem Gelände der geplanten Weltausstellung (E42) errichtete Kirche Santi Pietro e Paolo in Rom (Abb. 8). In einem erneut der Kreuzzugsymbolik entlehnten Gewand allgemeinen Sendungsbewusstseins soll sie als Kirche der Apostelfürsten die expansive Kraft der katholischen Mission und das integrierende Potenzial des römisch-katholischen Universalismus verkörpern. Der »Kontinuitätsbogen zwischen dem antiken und dem faschistischen Imperium«²³ wird so um die katholische Dimension einer Herrschaft vervollständigt.

Die bewusst Petrus und Paulus geweihte und in der »persuasiven Rhetorik«²⁴ des ›Stile Littorio‹ gestaltete Kirche offenbart, dass, trotz der »totalitären Beschleunigung«²⁵ des Regimes, seiner damit verbundenen militärischen Expansion und dem verstärkten Rassenwahn, die Religion im faschistischen Italien lange Zeit mit einer Kraft präsent bleibt, die mit ihrer Situation in anderen totalitären Regimen nicht zu vergleichen ist. Neben dem davon merklich profitierenden Ausbau der kirchlichen Infrastruktur sind es vor allem die als Zeichen des Konsenses intendierten Bauprojekte, die dies unterstreichen. Bauvorhaben, die wie die große Kirche für die E42 und die im Einvernehmen mit dem Vatikan als große Achse zur Peterskirche errichtete Via della Conciliazione in



8. Arnaldo Foschini: SS. Pietro e Paolo, E42, Rom (EUR) 1937–43/47–59

den faschistisch-imperialen Stadtbau der Hauptstadt eingreifen, wären in Berlin und Moskau freilich »undenkbar«²⁶ gewesen. Die verbesserte Ausgangslage bleibt entgegen aller Spannungen auch in den 1930er Jahren wirksam und bereitet den Boden für eine lebendige Entwicklung im italienischen Kirchenbau. Eine Entwicklung, die sich erst rückblickend als eine Zeit des Übergangs offenbart; einem Präludium ähnlich, das den heutigen, durch Liturgiereform und Zweites Vatikanum funktional neu ausgerichteten Kirchenbau einer Zeit uneingeschränkt moderner, aber zuweilen auch beliebiger Ästhetik, mit all dem verbindet, was sich vor dem epochalen Einschnitt des Großen Krieges über Jahrhunderte entfaltet hat.

Anschrift des Verfassers:

Michaelstraße 184, 74523 Schwäbisch-Hall

23 Spiegel 2010, 79.

24 Estermann-Juchler 1982, 249 f.

25 Gentile 2007, 27 f.: »accelerazione totalitaria«.

26 Lill 2002, 210.

Literatur

- Alfieri – Freddi 1933: D. Alfieri – L. Freddi: *Catalogo della Mostra della Rivoluzione Fascista* (1933)
- Bauer 2009: E. J. Bauer: *Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos* (2009)
- Capanna 2004: A. Capanna: *Roma 1932: Mostra della Rivoluzione Fascista* (2004)
- Estermann-Juchler 1982: M. Estermann-Juchler: *Faschistische Staatsbaukunst. Zur ideologischen Funktion der öffentlichen Architektur im faschistischen Italien* (1982)
- Fioravanti 1990: G. Fioravanti (Hg.): *Mostra della Rivoluzione Fascista. Partito Nazionale Fascista. Inventario* (1990)
- Gentile 2007: E. Gentile: *Fascismo. Storia e interpretazione* (2007)
- Lauster 2015: J. Lauster: *Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums* (2015)
- Lill 2002: R. Lill: *Die katholische Kirche im faschistischen Italien*, in: L. Luks (Hg.): *Das Christentum und die totalitären Herausforderungen des 20. Jahrhunderts* (2002) 205–216
- Monzo 2013: L. Monzo: *trasformismo architettonico – Piacentini Kirche Sacro Cuore di Cristo Re in Rom im Kontext der kirchenbaulichen Erneuerung im faschistischen Italien*, in: N. Schneider – M. Papenbrock (Hg.): *Kunst und Kirche im Nationalsozialismus (Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft. Kunst und Politik 15)* (2013) 83–100
- Monzo 2017: L. Monzo: *croci e fasci - Der italienische Kirchenbau in der Zeit des Faschismus, 1919-1945* (2017)
- Piacentini 1996: M. Piacentini: *Difesa dell'architettura italiana*, in: M. Pisani (Hg.): *Marcello Piacentini: Architettura moderna* (1996) 168–173.
- Pfammatter 1996: U. Pfammatter: *Moderne und Macht. Italienische Architekten 1927–1942* (1996)
- Sarfatti 1928: M. Sarfatti: *L'arte e il fascismo*, in: G. L. Pomba (Hg.): *La civiltà fascista: illustrata nella dottrina e nelle opere* (1928) 211–219.
- Spiegel 2010: D. Spiegel: *Die Città Nuove des Agro Pontino im Rahmen der faschistischen Staatsarchitektur* (2010)
- Tragbar 2004: K. Tragbar: *›Romanità‹, ›italianità‹, ›ambientismo‹. Kontinuität und Rückbesinnung in der italienischen Moderne*, in: Koldey-Gesellschaft e. V. (Hg.): *Bericht über die 42. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung vom 8. bis 12. Mai 2002 in München* (2004), 72–83

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Archivio Centrale dello Stato Rom; Abb. 2: *Architettura e arti decorative 1929/30*, 386; Abb. 3: *›Cattedrale a Cristo Re dei Secoli in costruzione a La Spezia‹* (1938) im Archivio Storico Diocesano Pordenone-Concordia, Fondo Costantini; Abb. 4: Archivio Storico Capitolino Rom; Abb. 5: *Architettura*, 1934, 518; Abb. 6, 7: *Architettura*, 1932, Sonderheft, 18, 28; Abb. 8: *Padri Minori Conventuali*, Archiv der Pfarrei

›Zerstörung und Wiederaufbau Münchens – ein anspruchsvolles Erbe‹

Nachkriegsdeutschland war nach den tiefgreifenden Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs vor Aufgaben gestellt, wie es sie zuvor nie gegeben hatte. In den Städten waren nicht nur einzelne Gebäude vernichtet worden, sondern ganze Strukturen. In Berlin, Dresden, Hamburg, Hannover gab es wie in Augsburg, Nürnberg, Würzburg oder auch in München, auf das ich mich im Folgenden beziehe, in den Altstädten Zerstörungsgrade von 75 Prozent und mehr. Dementsprechend schwierig war der Wiederaufbau. In München entschied man sich für eine behutsam am Bestand orientierte Stadtreparatur, die sowohl den Neubau einzelner Gebäude als auch deren Rekonstruktion zuließ. Dadurch war es möglich, dass – im Gegensatz zu modernen Wiederaufbaukonzepten wie in Hannover – diese Stadt ihre Identität auch über die immensen Zerstörungen des Krieges hinaus bewahren konnte.

Wichtig ist es, aus diesen Erfahrungen zu lernen und diese Identität auch für die Zukunft zu bewahren. Dieses ›anspruchsvolle Erbe‹ gilt es zu sichern.

Kriegszerstörungen

München als ›Hauptstadt der Bewegung‹, galt bei den britischen Bombercrews als schwieriges Ziel, da es weit entfernt von deren Basen lag. Die Ballungszentren im Westen und im Norden Deutschlands litten daher schon früher unter den alliierten Bombardements.¹ Der Begriff von Bayern als ›Luftschutzkeller des Reiches‹ machte die Runde.² Erste britische Fliegerangriffe, die nur geringe Sachschäden verursachten, gab es am 10. März, am 4. Juni und am 8./9. September 1940.³ Den ersten Großangriff und damit die erste massive Kriegseinwirkung seit Jahrhunderten⁴, führten in der Nacht vom 28. auf den 29. August 1942 89 Maschinen einer britischen Eliteeinheit durch.⁵ Dies war aber nur ein Eskalationsschritt, nicht die noch kommende Katastrophe.⁶ In der Nacht vom 9. auf den 10. März 1943 folgte ein zweiter Angriff, der die Region nördlich des Hauptbahnhofs und Teile der Innenstadt bis nach Schwabing traf.⁷ Danach folgten immer schwerere Luftangriffe in regelmäßiger werdenden Abständen.

1943 folgten weitere fünf Großangriffe (am 17. April, 17. Juli, 7. September, 2./3. Oktober, 8. Oktober)⁸ und

1 Permoser 1997, 86 f. München war einerseits durch die relative Ferne von den englischen Basen gekennzeichnet, andererseits durch die Lage im Kreuzungspunkt der Operationsgebiete britischer und amerikanischer Angreifer, welche ab 1943 eine weitere Basis im süditalienischen Foggia für Flüge in das südliche Reichsgebiet erhielten. Bei langen Anflugzeiten fiel oft das Verhältnis zwischen Benzin und Bombenlast zu Lasten Letzterer aus, auch war die nächtliche Navigation 1942 zu Beginn der Radartechnik noch ein Problem. Bayern geriet so erst ab Herbst 1942 und durch die Erreichbarkeit durch amerikanische Bomber ab 1943 in den Fokus alliierter Überlegungen im Luftkrieg. Vgl. hierzu Permoser 1997, 46. 76 ff.

2 Klee 1999 passim.

3 Dollinger 2001, 162.

4 Die schwedischen Truppen unter König Gustav Adolf Wasa zogen 1632 kampflos in die kurbayerische Haupt- und Residenzstadt ein; die österreichischen Besatzungen des 18. Jahrhunderts wurden ebenfalls nicht bekämpft – und die napoleonische Streitmacht kam als Verbündeter der Wittelsbacher. Der Erste Weltkrieg fand fernab der bayerischen Grenzen statt. In der Anfangsphase des Zweiten Weltkriegs hat es vereinzelt Angriffe gegeben, diese fielen mit wenigen verletzten Personen und geringen Sachschäden aber nicht ins Gewicht. Vgl. Permoser 1997, 378.

5 Dollinger 2001, 169.

6 Neumann 2016, 55. Erläuterungen zum Beginn des Luftkriegs über München. Vgl. hierzu Permoser 1997, 118 ff.

7 Vgl. Neumann 2016, 55 ff.

8 Dollinger 2001, 171.

damit begann der eigentliche Luftkrieg gegen München. Ab 1944 kamen die Amerikaner mit neuen, leistungsfähigeren B-17 und B-29 Bombern hinzu, 1944 erlebte die Stadt 27 Tag- und Nachtangriffe vom 18. März bis zum 17. Dezember 1944, zum Teil mehrfach täglich⁹. 1945, das letzte Kriegsjahr, brachte weitere 31 schwerste Luftangriffe vom 7. Januar bis zum letzten Angriff am 29. April.

Insgesamt gab es von 1940 – 1945 73 Luftangriffe. Über 3,5 Millionen Brandbomben, Sprengbomben und Luftminen fielen auf München, das in der Fläche zu 45 Prozent, in einigen Stadtgebieten, wie in der Altstadt, bis zu 75 Prozent zerstört wurde. Dem Luftkrieg fielen 6.632 Menschen zum Opfer, circa 10.000 gelten als vermisst, 300.000 wurden obdachlos. Trümmer und Schutt wurden auf 7,5 Millionen Kubikmeter berechnet; von den 60.626 Gebäuden Münchens im Jahre 1939 wurden 10.600 völlig vernichtet und 48.756 schwer beschädigt. Nur 1.270 Gebäude blieben unversehrt, in etwa 2,5 Prozent des Gebäudebestands von 1939¹⁰. Die beiden verheerendsten Luftangriffe auf München vom 9. April und vom 22. Juli 1944 führten zu den größten Zerstörungen; der letzte Luftangriff fand am 29. April 1945, einen Tag vor dem Einmarsch der Amerikaner in die Stadt, statt.

Schutträumung

Mit dem Einmarsch der Amerikaner war am 30. April 1945 für München der Zweite Weltkrieg beendet. Die Sieger hielten eine Zusammenarbeit mit den noch intakten Verwaltungseinrichtungen für unmöglich und übernahmen die Regierungs- und Verwaltungsaufgaben.¹¹ Dies beschleunigte einen umfassenden Neuaufbau aller politischen und verwaltungsmäßigen Organisations Ebenen, gerade die Reorganisation der kommunalen

Selbstverwaltung war für die Alliierten von besonderer Bedeutung. Im Juli 1945 ernannten sie Gemeinde-, Kreis- und Stadträte, im Januar 1946 fanden Kommunalwahlen in kleineren Städten und Gemeinden, am 26. Mai 1946 in größeren Städten wie München statt. Von den Amerikanern wurde der frühere Oberbürgermeister Münchens Dr. Karl Scharnagl (1925–1933) am 9. Mai als Oberbürgermeister eingesetzt. Bereits bei der zweiten Sitzung dieses Stadtrats am 9. August 1945¹² wurde der Wiederaufbau Münchens auf Basis des von Stadtbaurat Karl Meitinger (1933–45, 1945/46) ausgearbeiteten Konzepts ›Das neue München – Vorschläge zum Wiederaufbau‹ beschlossen.¹³

Zunächst aber mussten circa 7,5 Millionen Kubikmeter Trümmerschutt weggeräumt werden, um die Voraussetzung für den Wiederaufbau zu schaffen. Diese Zahl lässt sich nur durch den Vergleich mit dem Rauminhalt von drei Cheops-Pyramiden erahnen,¹⁴ und sie erhöhte sich nach Abschluss der Räumungsarbeiten noch auf etwa 9 Millionen.¹⁵ Die Amerikaner, die unmittelbar nach ihrem Einmarsch selbst mit der Schutträumung begonnen hatten, übertrugen diese Aufgabe ab 1. Dezember 1945 an die Stadtverwaltung Münchens.¹⁶ Die Trümmerschutträumung wurde im neu geschaffenen städtischen *Wiederaufbaureferat* organisiert, und war – rückblickend gesehen – vor dem Hintergrund des täglichen Existenzkampfes die größte Leistung der Bürgerschaft in Münchens Stadtgeschichte.¹⁷

Der erste Wiederaufbaureferent der Stadt, Karl Sebastian Preis, veröffentlichte Ende 1945 seine Denkschrift ›Der erste Schritt zum Wiederaufbau unserer Städte‹ und bezeichnete den »Abbruch der Ruinen« sowie die »Abfuhr und die Wiederverwertung der Trümmer und des Schuttes« als vordringlich. Er schlug ein 5-Punkte-Sofortprogramm vor, das in: 1. Schadensfeststellung, 2. Sicherung beschädigter Gebäude, 3. Schuttsortierung

9 Vgl. Dollinger 2001, 171.

10 Der genaue Grad der Zerstörungen wird unterschiedlich beschrieben, bewegt sich aber mit einer gewissen Schwankungsbreite in diesen Größenordnungen. Vgl. hierzu Dollinger 2001, 178.

11 Vgl. Prinz 1984, 39.

12 Meitinger 1946, 7.

13 Dollinger 2001, 179.

14 Nerdinger 1984, 6.

15 Vgl. Prinz 1984, 73.

16 München 1952, 25.

17 Nerdinger 1984, S. 6.

und Aussonderung des noch brauchbaren Materials, 4. Abtransport und Konzentrierung des Trümmerschutts auf Halden und 5. Weiterverwendung des noch brauchbaren Schutts zu neuen Baustoffen gegliedert war.¹⁸

Begehungskommission der Schutträumung

Es wurde eine Kommission eingerichtet, die von Haus zu Haus ging, zunächst den Gebäudeschaden ermittelte, die Schuttmenge schätzte und die Entscheidung über die anstehenden Maßnahmen traf. Diese Kommission setzte sich aus Vertretern des Wiederaufbaureferates, der Lokalbaukommission, des Stadtbauamts, des Landesamts für Denkmalpflege, den Hauseigentümern und einem vereidigten Sachverständigen zusammen.¹⁹ Nach den Begehungen wurden gefährdende Gebäudeteile abgebrochen oder gesichert, Sprengungen wurden durch Spezialisten durchgeführt. Der Abtransport nicht verwendbarer Schuttmassen erfolgte nach dem Ablaufplan des Wiederaufbaureferates. Das dabei beteiligte Landesamt für Denkmalpflege konzentrierte sich auf die Sicherung künstlerisch wertvollster Fassaden durch Abdecken von Mauerkronen und Erstellung von Notdächern sowie auf erste Instandsetzungsmaßnahmen. Dennoch werden sehr viele sanierungsfähige Gebäude auch noch nach den Begehungen abgebrochen.²⁰ Einsturzgefährdete Fassaden wurden mit Hilfe von Flaschenzügen und durch Bagger zum Einsturz gebracht, die widerstandsfähigeren Beton- oder Stahlbetondecken wurden von Sprengfirmen und dem Sprengkommando der städtischen Feuerwehr beseitigt. Über mehrere Zwischenkippen (Sendlinger-Tor-Platz, Herzog-Wilhelm-Straße, Jakobsplatz, Gabelsbergerstraße, Maxburg usw.) wurde der Trümmerschutt mittels Kleinbahnsystemen zu den Endkippen Luitpoldpark und Neuhofen, seit Ende 1947 bis zur Endkippe am Oberwiesenfeld, dem heutigen Olympiaberg, dirigiert.²¹

Die Schutträumung erfolgte bayernweit in München

am schnellsten und war bereits 1948 zu großen Teilen abgeschlossen. Sie war Voraussetzung für einen zügigen Wiederaufbau. Im März 1950 stellte die ›Nordbahn‹ in Schwabing als letzte der Kleinbahnen ihren Betrieb ein; die Endkippen in Neuhofen und auf dem Oberwiesenfeld (Olympiaberg) waren die letzten Ablagerungsstätten und wurden zu Grünanlagen im Stadtgebiet umgestaltet. Die von dem Nachfolger von Oberbürgermeister Scharnagl, Oberbürgermeister Thomas Wimmer, ins Leben gerufene Schutträumaktion ›Rama dama‹ (erstmalig am 29. Oktober 1949) wurde zum Symbol bester altmünchenerischer Nachbarschaftshilfe.²²

Im Zuge der Trümmerschuttbeseitigung wurden sehr viele noch sanierungsfähige Gebäude vorschnell beseitigt. Der Münchner Architekt Erwin Schleich kritisierte dies in seinem Buch ›Die zweite Zerstörung Münchens‹ mit den Worten: »Die zweite Zerstörung hat ihre Abschnitte: Es begann mit der Enttrümmerung, der Schutträumung, der nicht nur Schutt, sondern die wiederaufbaubaren Ruinen wertvollster Münchner Baudenkmäler zum Opfer fielen.«²³

Unmittelbare Nachkriegszeit und Wiederaufbaukonzepte

Wiederaufbau oder Neubau

Nach den Zerstörungen des Krieges gab es Diskussionen, ob und wie ein Wiederaufbau möglich sei. In München wurde die Theodor-Fischer-Gesellschaft zum Forum für Architekturfragen. Hier referierten ab 1946 auch der Münchner Stadtbaurat Leitenstorfer neben Fachleuten wie dem Bauhistoriker Krauss, dem Techniker Rucker oder Avantgardisten wie Richard Doecker und Walter Gropius über diese Themen.²⁴ Es wurden die Stadtplanungskonzepte deutscher und bayerischer Großstädte erörtert, die alle letztlich um dieselben Schwerpunkte kreisten:

18 BayHStA MA, Ausgabe 19. 7. 1976, Az. 2654, Bd I, 1945–1946: Preis 1945, 4.

19 Preis 1945.

20 Vgl. Himen 1984, 24.

21 Bauer 1984, 41 ff.

22 Bauer 1984, 43.

23 Schleich 1978, 9.

24 Vgl. Nerdinger 1984, 10.

Da es in Bayern, im Gegensatz zu anderen Bundesländern, nie ein Wiederaufbaugesetz gegeben hatte, kam es bei der dringend notwendigen Wohnraumschaffung bald von selbst zu einer Orientierung am Bestehenden.²⁵

Wie kann ein Wiederaufbau erfolgen

Während Vertreter des ›Neuen Bauens‹, wie z. B. Werner Hebebrand oder Max Taut noch 1946 für ›planmäßig geordnete Provisorien‹ plädierten, andere wieder den Wiederaufbau komplett ablehnten und einen Neubau gemäß den CIAM-Leitlinien (Charta von Athen 1933) forderten, gab es viele Pragmatiker, die den am Bestand orientierten Wiederaufbau für den richtigen Weg hielten. Letztlich überholten die Pragmatiker die Vertreter theoretischer Architekturdiskussionen wegen des Zwangs, schnell Wohnraum zu schaffen.

Umgang mit den Ruinen

Neben der Bodenpolitik und der Frage nach der Art des Wiederaufbaus, wurde über den Umgang mit den Ruinen diskutiert.²⁶ Viele Bauten wurden – wie das Armeemuseum von Architekt Mellinger oder die Allerheiligen-Hofkirche der Residenz von Klenze – zunächst ruinös belassen, um diese dann entweder abzureißen oder in Neubauten zu integrieren. Eine Kontrollratsverordnung der Amerikaner legte im Januar 1946 fest, dass stärker zerstörte Bauten zum Abbruch freigegeben und das Material zur Errichtung von Neubauten verwendet werden sollte. Letztlich entschieden wieder pragmatische Erwägungen. Soweit die Ruinen nicht gerettet wurden, bestimmten Verkehrs- und Stadtbildüberlegungen, sowie Kapital- und Interessensdruck über deren Erhalt oder Abbruch.²⁷

Stadtbaurat Karl Meitinger (1933 – 1945, 1945/46) legte schon bei der zweiten Sitzung des noch von der amerikanischen Militärregierung eingesetzten Stadtrats am 9. August 1945 seine ›Vorschläge für den Wiederaufbau‹ vor, die dann am 9. Januar 1946 im großen Wiederaufbauausschuss bekanntgegeben und bei der Sitzung des Stadtrates am 14. August 1946 beschlossen und zur offiziellen planerischen Grundlage für den Wiederaufbau der Stadt München erklärt wurden.²⁸

Kernstück ist der Wiederaufbau im Sinne einer ›Rekonstruktion des historischen Stadtbildes‹, wobei Meitinger aber auch Rücksicht auf künftige Bedürfnisse des Automobilverkehrs nahm und ein dreiteiliges Verkehrsringsystem zur Entlastung der Stadt vorsah. Der innere Ring (heute: Altstadttring) folgte in seinem Verlauf dem mittelalterlichen doppelten Mauerring und erfüllte so sowohl die Funktion, ruhenden, einstrahlenden Verkehr zu sammeln als auch den Wiederaufbaubereich der Altstadt vom modern zu gestaltenden Wiederaufbau der angrenzenden Stadtviertel zu trennen.²⁹ Der Wiederaufbau sollte *in alter Form* erfolgen, basierend auf historischen Blickbeziehungen, der Wahrung des Stadtgrundrisses und von stadtbildprägenden Monumentalbauten wie Kirchen, Wahrzeichen und Plätzen und des bestehenden Straßen- und Kanalnetzes. Die vorgegebene Grundstücksstruktur und die sich daraus ergebenden Baublöcke blieben erhalten. Sanierungsfähige Gebäude sollten repariert werden, dort wo die Zerstörung nichts übrig gelassen hatte, sollte Neues *im Sinne der Altstadt* entstehen. Meitinger schrieb: »Wo nichts mehr vorhanden ist, soll nach modernen Gesichtspunkten, aber im Sinne der Altstadt, neu und frei gestaltet werden, damit wir in einigen Jahrzehnten unser liebes München wieder haben, wie es war.«³⁰ Die Bauhöhen richteten sich nach der Staffelbauordnung Theodor Fischers von 1904, die Entmischung von Auto- und Fußgängerverkehr sollte durch Arkaden und Passagen erfolgen.

25 Vgl. ebenda, 10.

26 Vgl. ebenda, 13.

27 Vgl. ebenda, 14.

28 Dollinger 2001, 179.

29 Vgl. Stracke 2009, 43.

30 Meitinger 1946, 18.

Natürlich hatte Meitinger diese Ideen nicht in den wenigen Wochen zwischen Kriegsende und zweiter Stadtratsitzung am 9. August 1945 erarbeitet. Als langjähriger Stadtbaurat war er seit Jahren mit diesen Überlegungen beschäftigt gewesen, bereits 1937 hatte er das dreiteilige Ringstraßensystem mit einem Grüngürtel und Parkplätzen vorgestellt.³¹ Es erstaunt aber auch heute noch, mit welcher Klarheit und Weitsicht die besonderen Problemstellungen und Aufgaben des Wiederaufbaus sehr früh erkannt und analysiert wurden. Die darauf aufbauenden Handlungsanweisungen haben die weitgehende Neuschöpfung der bis zu 75 Prozent kriegszerstörten Altstadt bis heute geprägt. München erhielt keine *großstädtische* Prägung wie Frankfurt, Kassel oder Hannover. Durch die Wahrung historischer Dimensionen und Proportionen blieb die überlieferte Identität erhalten.³²

Diese Planung Meitingers stellt auf nur 63 Seiten die großteils bis heute gültigen Leitideen der Stadt München für den Umgang mit der Altstadt dar und lebt in den 2016 herausgegebenen ›Münchner Altstadtleitlinien‹ fort. Vieles von den Überlegungen Meitingers wurde zudem als Grundlage für den Schutz des seit 1983 als Denkmal des Wiederaufbaus eingetragenen Altstadtensembles von München aufgenommen.³³ Die Stadt München führt noch heute diese Grundüberlegungen Meitingers weiter, sie ist bemüht, sowohl die Dominanz historischer Monumentalbauten und traditionelle Sichtachsenverbindungen zu schützen als auch identitätsstiftende Plätze zu bewahren. Die Zusammenlegung der mittelalterlichen Parzellenstruktur zu Großstrukturen mit dem Ziel, zusammenhängende Verkaufsflächen zu gewinnen, soll vermieden werden. Ein weiteres Element in Meitingers Wiederaufbaukonzept war die Freiräumung der Innenhofbereiche und die Schaffung verbindender Passagen. Die Stadt München führt auch dies weiter – die ›Fünf Höfe‹ und die ›Hofstatt‹ sind gute Beispiele hierfür.

Weitere Überlegungen zum Wiederaufbau

Der ›Meitinger-Plan‹ war nicht unumstritten. Meitinger selbst formulierte, dass Vorschläge zum Wiederaufbau »von berufener und unberufener Seite« erfolgten,³⁴ denn sein Planungskonzept wurde von Vertretern der modernen Architektur scharf abgelehnt.³⁵ Oberbürgermeister Scharnagl setzte sich allerdings für diesen behutsamen, am Bestand orientierten Wiederaufbau mit Nachdruck ein und lieferte die politischen Entscheidungen, die zur Durchsetzung dieser Haltung erforderlich waren. Das war auch notwendig, denn viele Architekten hofften aufgrund des großen Zerstörungsgrads darauf, Neues schaffen zu können, und bislang behinderte sie die historische Bausubstanz, die jetzt zerstört war. Ein Neuanfang sollte gemäß der Charta von Athen von 1933 in einer vollkommen neu gegliederten Stadt erfolgen, aufgelockert in ihrer Raumstruktur, und mit der Trennung der Grundfunktionen wie Arbeiten und Schlafen. Hygienische Wohnbedingungen sollten entstehen und bislang nicht vorhandener Freiraum geschaffen werden. Die Tabula rasa der Kriegszerstörung wurde als Befreiung von räumlicher Enge und Chance für neue Entwicklungen empfunden. Sie manifestierte sich in ihrer ganzen Härte z. B. in Le Corbusiers ›Plan Voisin‹ für Paris, der die existierende Bausubstanz vernachlässigte, oder im Grundsatz auch in den Umbauplänen Albert Speers für ›Germania‹ (Berlin) und in den Vorstellungen Gieslers für München, der ›Hauptstadt der Bewegung‹.

Die europaweite Kontroverse um die Vision der *Neuen Stadt* beginnt also nicht erst mit dem Kriegsende, sondern ist bereits vor der Zeit des Nationalsozialismus angelegt.³⁶ Viele Münchner Architekten, wie der Nachkriegs-Rektor der Technischen Hochschule, Professor Robert Vorhoelzer, der selbst für die Position des Stadtbaurats zur Diskussion stand³⁷, warfen Meitinger Rückständigkeit vor. Den radikalsten alternativen Vorschlag zum Wiederaufbau machte

31 Krieg 1984, 42.

32 Landeshauptstadt München, Referat für Stadtplanung und Bauordnung, Altstadtensemble München, Leitlinien zum Planen und Bauen, München 2016, 12.

33 Landeshauptstadt München, Referat für Stadtplanung und Bauordnung, Altstadtensemble München, Leitlinien zum Planen und Bauen, München 2016.

34 Meitinger 1946, 9.

35 Vgl. Nerdinger 1984, 16.

36 Greipl 2009; Stracke 2009, 40.

37 Krieg 1984, 46.

der Stadtplaner Bodo Ohly, als er – weg von jeglicher Tradition, weg von den Trümmern – Anfang 1947 die Gründung einer neuen Stadt am Starnberger See forderte (»Utopie oder Ausweg«). Über mehrere Stadien des Gebietserwerbs, der Ansiedlung und der Arbeitsbeschaffung sollte dieser Weg führen, Kriegsflüchtlinge sollten so eingegliedert werden.³⁸

Robert Vorhoefer sah für die zerstörten Vorstädte Schwabing und Maxvorstadt eine völlig neue Bebauungsstruktur unter Beibehaltung des orthogonalen Straßensystems vor. Baublöcke sollten geöffnet werden, im Inneren neue Räume für Fußgänger und Radfahrer geschaffen werden. Straßen sollten ausschließlich dem Autoverkehr dienen. Er sah die Errichtung solitärer Parkhäuser vor, die neuartig für Schwabing gewesen wären, und nahm dabei keinerlei Rücksicht auf noch intakten bzw. sanierungsfähigen Bestand; über bestehende Grundstücksverhältnisse setzte er sich hinweg. Dieser radikale Vorschlag stieß auf wenig Verständnis, weshalb er abgelehnt wurde.

Ein wichtiger Grund dafür, dass in München der Wiederaufbau nicht radikaler erfolgte, lag darin, dass es kein *Wiederaufbaugesetz* zur Neuordnung der Grundstücks- und Eigentumsverhältnisse gab.³⁹ Die Stadt blieb wegen ihrer tradierten, in weiten Teilen noch mittelalterlichen Parzellenstruktur beim bestandsorientierten Wiederaufbau, sonst hätte die Gefahr bestanden, dass erhebliche Entschädigungsforderungen auf die Stadt zugekommen wären.⁴⁰ Erst das Trümmergesetz vom 30. Mai 1949 legte die Zuständigkeiten fest. Die Schutträumung in der Altstadt war allerdings zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend abgeschlossen.⁴¹

Die staatliche Denkmalpflege beim Wiederaufbau

In der unmittelbaren Nachkriegszeit ging es zunächst um die Lösung vordringlichster Probleme, wie der Schaffung

von Wohnraum und der Wiederherstellung der notwendigen Infrastruktur. Eine denkmalfachliche Theoriediskussion, wie sie um 1900 stattgefunden hatte, hat es nie gegeben.⁴² Der Denkmalschutz spielte beim Wiederaufbau deshalb keine besondere Rolle,⁴³ obwohl es in den Ämtern kaum personelle Veränderung gegeben hatte – einer Revision der eigenen Standpunkte ging die staatliche Denkmalpflege aus dem Weg. Man sah keine Notwendigkeit einer Grundsatzdebatte. Die anstehenden Prozesse wurden regional und objektbezogen durchgeführt, sodass in Bayern außerordentlich heterogene Lösungen entstanden. Eine konsequente Einflussnahme durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege fand dabei nicht statt.

So gab es höchst unterschiedliche Vorgehensweisen, von der kompletten Rekonstruktion, die alle Spuren beseitigte, bis hin zur restlosen Beseitigung einer Ruine.⁴⁴ Auch in München gab es innerhalb des vorgegebenen konservativen Rahmens, die unterschiedlichsten Ansätze über die Art und Weise des Umgangs mit der beschädigten, aber noch das Stadtbild prägenden historischen Substanz. Der »Meitinger-Plan« ließ diese verschiedenen Ansätze klugerweise zu, das bestandsorientierte Rahmenkonzept wurde dadurch nicht gestört.

Diese unterschiedlichen Ansätze und deren Ergebnisse werden im Folgenden anhand der wichtigsten Strategien und Zielsetzungen, sowie einiger typischer Beispiele aufgezeigt.

Denkmalpflegerische Ansätze beim Wiederaufbau in München

1) Schöpferische Denkmalpflege

Für Karl Meitinger war das historische Gesamtbild der Stadt München von größter Bedeutung. Innerhalb dieses Rahmens konnte aber auch Neues entstehen. Dasselbe

38 Krieg 1984, 46.

39 Scharnagl, in: Meitinger 1946, 5.

40 Vgl. Landeshauptstadt München, Referat für Stadtplanung und Bauordnung, Altstadtensemble München, Leitlinien zum Planen und Bauen, München 2016, 28.

41 Enss 2015, 58.

42 Vgl. Hubel 2006, 116–125.

43 Vgl. Hubel 2006, 116–125.

44 Hubel 2009, 80.

Leitbild verfolgte der damalige Leiter des Landesamts für Denkmalpflege, Professor Dr. Georg Lill. Meitinger schreibt im Vorwort zum Wiederaufbaukonzept ›Das neue München‹, dass der Wiederaufbau dazu beitragen wird, »dass unser liebes München in neuem Gewand, aber in altem Geist wiederentsteht«.45 Georg Lill hatte noch im Krieg am 6. Juli 1944 ›Konservierungs- und Wiederaufbaurichtlinien für die Denkmalbauten in der Münchner Innenstadt‹46 vorgelegt, für ihn war das Bewahren der stadtbildprägenden Denkmäler genauso wie für Karl Meitinger Voraussetzung für einen erfolgreichen Wiederaufbau. Auch Rekonstruktionen empfahl er ausdrücklich. Den Rahmen für Adels- und Bürgerhäuser steckte er noch großzügiger ab: Hier war nur die Rede vom Fassadenerhalt und einer »neuzeitlichen Gestaltung mit wirtschaftlicher Ausnutzung« des Inneren.47 Für Lill war die Mischung zwischen Denkmalpflege und Wirtschaftlichkeit unerlässlich. Mit der ersten relevanten Publikation der Nachkriegszeit zum Thema Denkmalpflege unter dem Titel ›Um Bayerns Kulturbauten, Zerstörung und Wiederaufbau‹ war Lill nach Kriegsende pessimistischer gestimmt als noch 1944, als er den Wiederaufbau noch für *unproblematisch* gehalten hatte. Jetzt war er nicht mehr davon überzeugt, dass ein Wiederaufbau in München auf absehbare Zeit möglich wäre und schlug vor, zunächst zu klären, ob »behelfsmäßige Zwischenlösungen« oder »Wiederherstellung auf Dauer« umgesetzt werden sollten. Eine »einfache, wahllose Wiederaufnahme des ehemaligen Zustandes« müsse zu Gunsten einer »vorsichtige[n] Angleichung von neuen Baugedanken an alte Bestände« erfolgen.

Ähnlich sieht dies Meitinger mit dem von ihm propagierten Neuaufbau »im Sinne der Altstadt«. Die Lösung sah Lill in pragmatischen Fall-zu-Fall-Entscheidungen und Kompromissen, ohne den Idealfall, »die

Wiederherstellung im alten Stil, in gleichem Material und alter Technik«, aus den Augen zu verlieren.48

Somit waren sowohl der ›Meitinger-Plan‹ als auch die Haltung der staatlichen Denkmalpflege einig darin, dass ein Wiederaufbau nur pragmatisch erfolgen könne und neben dem »Erhalt prägender Denkmalsubstanz« die Möglichkeit der »freien Interpretation im Inneren« zur Seite gestellt werden müsse. Dieser Haltung folgten die meisten Architekten und Bauherren, darunter der damalige Präsident der Schlösserverwaltung, Rudolf Esterer, der diesem Ziel folgend die Wiederbelebung der stark kriegszerstörten Münchner Residenz in Angriff nahm, oder der Architekt Josef Wiedemann, der es durchaus vertreten konnte, dass für eine Instandsetzung der Alten Akademie einige durchaus noch sanierungsfähige Teile des Gesamtareals abgerissen wurden, um moderne Neubauten zu erschaffen.49

Schöpferische Denkmalpflege stellt einen modifizierten Wiederaufbau, kombiniert mit erheblichen Eingriffen in die originale Substanz dar. Sie lässt eine *Neuinterpretation* des authentischen Denkmals ausdrücklich zu. Die schöpferische Denkmalpflege hatte ihren Ursprung in den 1930er Jahren, als der Eingriff in das Denkmal durchaus gewünscht war. So formulierte der damalige Präsident der Schlösserverwaltung Rudolf Esterer 1954: »Aber auch in der Denkmalpflege haben wir, nicht zuletzt im Hinblick auf frühere Misserfolge, eine gefühlsmäßige Abneigung gegen die formgetreue Nachbildung historischer Formen zum Ersatz des fehlenden Originals.«50

Entsprechend diesem Credo war Esterer beim Wiederaufbau der Münchner Residenz tätig. So gab er zugunsten eines neuen Konzertsaals, des Herkulesaals, mit dem Thronsaaltrakt die bedeutendste Raumfolge der Residenz auf. Der neue Konzertsaal erinnert in keiner Weise mehr an den vormaligen Thronsaal, sondern führt in seinem

45 Meitinger 1946, 7.

46 Vgl. Prinz 1984, 73; Krieg 1984, 75.

47 A. privat Klaus Bäumler (ehemaliger Vorsitzender BA 5, Maxvorstadt Universität). Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege an Prof. H. Giesler, München, 6. 7. 1944 (Kopie aus den Akten der Regierung von Oberbayern). Das Schreiben ist betitelt mit: »Die denkmalpflegerischen Belange beim Wiederaufbau von München«; es umfasst 7 Seiten, ist gezeichnet von Direktor Lill und bearbeitet von Abteilungsdirektor Schmuderer und Hauptkonservator Ritz. Hier zitiert nach Seite 1.

48 Lill 1953, 8 ff.

49 So das Kaufhaus Hettlage.

50 Esterer 1954, 336.

monumentalistischen Neoklassizismus die Formensprache nationalsozialistischer Herrschaftsarchitektur weiter, derer Esterer sich schon unter dem NS-Regime bedient hatte.⁵¹ Wie auch Josef Wiedemann war Rudolf Esterer beim Wiederaufbau Münchens ein Verfechter der schöpferischen Denkmalpflege. Der Entwurf völlig neuer Raumstrukturen in der Auseinandersetzung mit dem historischen Bestand wurde als anspruchsvolle Aufgabe angesehen, die mit größerem Engagement betrieben wurde, als die unveränderte Rekonstruktion, die als unbefriedigende Aufgabe angesehen wurde.⁵²

Beispiele:

- Architekt Rudolf Esterer: Residenz München, Herkulesaal

Die Münchner Residenz wurde im Zweiten Weltkrieg fast vollständig zerstört. Von 23.500 qm Dachflächen blieben nur 50 qm unversehrt. Dieses gewaltige Schadensbild hatte zur Folge, dass der Wiederaufbau der Residenz in mehreren, sich jahrzehntelang hinziehenden Schritten erfolgte. Als erste große Baumaßnahme wurde der neue Konzertsaal für den Bayerischen Rundfunk in den Festsaaltrakt am Hofgarten integriert. Zunächst überlegte man, den Thronsaal selbst als Konzertsaal zu nutzen, allerdings war dies wegen zu geringer Raumkapazitäten nicht möglich. Die Planung, die Esterer selbst entworfen hatte, hatte mit dem alten Thronsaal nicht mehr das mindeste gemein.⁵³ Der ›Herkulesaal‹ wurde zwar zum Motor für die weiteren Schritte zur Sanierung der Residenz, allerdings mit dem Preis der Aufgabe ihrer bedeutendsten Saalfolge; mit dem Thronsaal – der nicht mehr oder weniger zerstört war, als alle anderen Räume des Gebäudes – hat die Residenz den würdigsten klassizistischen Festsaal und damit *ihr Herz* verloren. Die an den Thronsaal anschließende Folge der Festsäle, nach denen dieser Teil der Residenz benannt worden war, mit den Kaisersälen, dem Ballsaal und dem Schlachtensaal, dazwischen gefügt die Kabinette

der Schönheitengalerie, die pompejanischen Säle und schließlich die Festsaalterrasse, bildeten in ihrer Gesamtheit einen Höhepunkt des europäischen Klassizismus. Deren Rettung oder gar Wiederherstellung wurde gar nicht erst in Erwägung gezogen.⁵⁴ So bleibt der »etwas negative Beigeschmack an der Residenz haften, als bloße Kopie großer alter Baukunst steril zu wirken.«⁵⁵

- Architekt Josef Wiedemann: Alte Akademie und Kaufhaus Hettlage, Neuhauserstraße

Die Alte Akademie ist ein sehr weitläufiger Komplex in der Altstadt, wohl nach Plänen von Friedrich Sustris, 1585–90 errichtet; sie stellt neben der Residenz die zweite städtebauliche Großform im historischen Stadtgrundriss dar. Das ehemalige Jesuitenkolleg Herzog Wilhelms V. war im 16. Jahrhundert die Keimzelle der Gegenreformation nördlich der Alpen und das Hauptwerk des Manierismus. Es wurde im Zweiten Weltkrieg schwer zerstört, aber keineswegs so schwer, dass man bis auf die wenig beschädigte Nordostecke an der Ettstraße mit dem Turmstumpf und die Fassade an der Neuhauser Straße alles hätte abräumen müssen!⁵⁶

Der bayerische Staat als Eigentümer verkaufte einen Teil als Kaufhaus, ein anderer Teil wurde für den Neubau der Landesbodenkreditanstalt freigegeben. Der bedeutendste Bestandteil der Gesamtanlage entlang der Neuhauser Straße wurde für das Statistische Landesamt verwendet. Diese 16 bis heute unverändert übrig gebliebenen Fensterachsen aus dem 16. Jahrhundert standen allerdings auch damals schon zur Disposition und konnten nur durch Intervention des Landesamts für Denkmalpflege und den Architekten Schutzbier erhalten werden. Schutzbier sicherte diese Fassade durch große Stützpfeiler, als noch über den Abbruch debattiert wurde.⁵⁷

Der Neubau des Kaufhauses Hettlage an der Ecke Neuhauser- Kapellenstraße durch Josef Wiedemann ist ein typisches Beispiel des Münchner Wiederaufbaus, bei dem »die Moderne mit Traditionalismus spielerisch verbunden

51 Nerdinger – Florschütz 2005, 310f.

52 Vgl. Hubel 2009, 99.

53 Schleich 1978, 36.

54 Schleich 1978, 37.

55 Krieg 1984, 61.

56 Schleich 1978, 76.

57 Schleich 1978, 76f.

ist«. Dieser Neubau war 1953–55 als Ersatz für den abgerissenen Westflügel der Alten Akademie als nüchterner Stahlbeton-Skelettbau errichtet worden. Wiedemanns Kaufhaus ist ein markantes Beispiel jenes kompromissfreudigen Architekturstils, der für die Masse auch weniger exponierter Geschäftshäuser maßgebend war;⁵⁸ in seinen Proportionen und durch die lineare Fassadenbemalung mit angedeuteten Fensterbrüstungen und -giebeln geht er einen Dialog mit den wiederhergestellten Trakten der Alten Akademie ein –die Moderne befindet sich hier in einem *spielerischen Dialog*.

Selbst der Kritiker des Wiederaufbaus, Erwin Schleich, bezeichnet in seinem Buch ›Die zweite Zerstörung Münchens‹ diesen Neubau als »nicht schlecht«⁵⁹, was beinahe schon einer Adellung gleichkommt.

2) Restauratorische Denkmalpflege

Dieser im Jahr 1945 kaum diskutierte Ansatz orientiert sich an den ›klassischen‹ Regeln der Denkmalpflege von Georg Dehio und Georg Riegl, mit dem Primat »konservieren – nicht restaurieren«. Diese akademische Sichtweise war angesichts des katastrophalen Zerstörungsgrades kein Planungsansatz, stellte aber bis zu den Luftangriffen des Zweiten Weltkriegs die geltende Regel in der Denkmalpflege dar. Angesichts der Trümmerwüsten nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs mussten diese Grundsätze der Denkmalpflege jedoch versagen und Georg Dehios 1905 entwickelte denkmalpflegerische Forderung »konservieren, nicht restaurieren« wirkte nun grotesk.⁶⁰ Seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war die Denkmalpflege durch Georg Dehios Forderung auf das Argument der Treue zur historischen Urkunde oder der Unwiederholbarkeit des künstlerischen Originals eingeschworen, sah sich aber angesichts der Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs vor völlig neue Probleme gestellt. Erst nachdem Abschluss der Phase des Wiederaufbaus und nachdem dieser in die zeitliche Distanz einer *historisch abgeschlossenen Epoche* gewandert war, erinnerten sich die Denkmalpfleger an die alten Vorgaben der um 1900 geführten akademischen Diskussion. Mit der Charta von Venedig (1964) wurde

das Primat des Erhalts authentischer Substanz wieder zur Grundlage jeglichen denkmalpflegerischen Vorgehens.

Der *restauratorischen Denkmalpflege* lässt sich somit kein Planer der unmittelbaren Nachkriegszeit beim Wiederaufbau zuordnen.

3) Kreative Denkmalpflege

Unter diesem Begriff ist eine Vorgehensweise zu verstehen, bei welcher eine Gebäudesanierung auf Basis noch vorhandener Denkmalsubstanz erfolgt, der Architekt geht allerdings *kreativ* mit dieser um. Neubauteile heben sich sichtbar vom historischen Bestand ab. Das Denkmal wird in seinen übrig gebliebenen Teilen in einen Neubau sichtbar integriert und dadurch gesichert und dauerhaft erhalten. Es wird nicht *weitergebaut* wie bei der schöpferischen Denkmalpflege, der authentische Bestand soll sichtbar vom Neubau zu unterscheiden sein, dennoch entsteht ein neues Gesamtgebilde.

Diese Vorgehensweise stellt eine *Zwischenlösung* zwischen Rekonstruktion und Neubau dar. Besonders gelungene und bekannte Beispiele dieser Art des Umgangs mit historischer Bausubstanz sind die Alte Pinakothek und Kloster St. Bonifaz in München, beide geplant vom Architekturprofessor Hans Döllgast. Auch diese Werke waren keineswegs unumstritten.

Beispiel

– Architekt Hans Döllgast: Alte Pinakothek

Die Alte Pinakothek galt als Klenzes vollkommenstes Werk in München und als erster Galeriebau weltweit. Wohl geordnet war die Abfolge von großen Sälen mit Nordlicht. Im Süden begleitete die Flucht der großen Säle die ›Loggia‹, dem Wunsch des Königs entsprechend der Loggia des Raffael im Vatikan nachempfunden.⁶¹ König Ludwig I. ließ ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung am 7. April 1826 den Grundstein legen, fertiggestellt wurde das Gebäude im Jahre 1836.

Bei Fliegerangriffen im Jahr 1944 wurde die Alte Pinakothek schwer zerstört, im Dezember 1944 erhielt sie einen Volltreffer, der nur noch die Außenwände in

⁵⁸ Brix 1984, 33.

⁵⁹ Schleich 1978, 78.

⁶⁰ Greipl 2009, 71.

⁶¹ Schleich 1978, 68.

geschädigtem Zustand übrig ließ. Der Wiederaufbau zeigte deutlich die Spuren der Zerstörung und erfolgte erst sehr spät. Statt eines raschen Wiederaufbaus entbrannte an diesem Gebäude eine Grundsatzdiskussion über die Frage ›Neubau oder Sanierung‹. Da das Gelände der Alten Pinakothek eine der größten Trümmerschutthalden beherbergte, war die Alte Pinakothek lange nicht im Bewusstsein der Bevölkerung, der Schuttberg reichte fast bis zu ihrer Gesimshöhe. Das Gebäude sollte dann im Zuge der Schutträumung – wie die Neue Pinakothek – einfach verschwinden.⁶²

Ihr Wiederaufbau erfolgte weniger aus denkmaltheoretischen oder ästhetischen, sondern aus Kostengründen.

Zehn Jahre lang setzte sich Hans Döllgast, Professor an der Technischen Hochschule, für den Wiederaufbau der Alten Pinakothek ein.⁶³ Das dies letztlich gelungen ist, lag an der von Döllgast gewählten Art des Wiederaufbaus, welche einfach wesentlich günstiger als der Abbruch der Ruine und die anschließende Rekonstruktion war. Diese einmalige Notlösung gilt heute als das Zeugnis des Geschichte bewahrenden Wiederaufbaus schlechthin.⁶⁴ Robert Vorholzer lehnte den Wiederaufbau des Gebäudes als *nicht finanzierbar* ab und schlug das Gelände für eine Erweiterung der TH vor. Döllgast erarbeitete 1952 eine Kostenberechnung, die mit 830.000 Mark für das Herrichten der Ruine als Rohbau einschließlich aller Sicherungsmaßnahmen und derselben Summe für den Innenausbau dem Sachwert der Ruine mit 3,6 Millionen Mark gegenübergestellt wurde. Das damalige Landbauamt ermittelte dagegen Kosten für einen vollständigen Wiederaufbau in Höhe von 7 Millionen Mark.⁶⁵ Obwohl die staatlichen Behörden mit Entschiedenheit die Durchführbarkeit Döllgasts Entwurf wie auch dessen Kosten-schätzung ablehnten, wurde er mit der Wiederherstellung der Alten Pinakothek beauftragt, die von 1952–57 erfolgte.

Die durch einen Bombentreffer aufgerissene Südfassade wurde mit Trümmerziegeln geschlossen und in vereinfachter Form aufgebaut. Das Dach wurde während

der Bauphase mit sieben 19 Metern hohen Stützen aus Stahlrohren abgestützt. Diese Rohre sollten zunächst nur das Dach tragen, bis die Lücke in der Fassade mit Trümmerziegeln geschlossen wurde, sie blieben aus ästhetischen Gründen aber nach Abschluss der Baumaßnahmen als strukturierende Elemente in der Fassade stehen. Döllgasts Lösung besticht durch Schlichtheit und Konsequenz: Die gravierenden Kriegsschäden bleiben sichtbar, ohne die Ästhetik des Gebäudes zu beeinträchtigen. Allerdings wurde der Innenraum des Gebäudes rigoros umgestaltet und die Konzeption von Klenze weitgehend verändert.

4) Rekonstruktive Denkmalpflege

Dieser Ansatz bedeutet *Wiederherstellung* des alten Zustandes, wenn nötig auch ohne historische Substanz. Ziel dieser Haltung ist die Wiederherstellung einer verlorenen, aber als typisch empfundenen Situation. Ein Musterbeispiel hierfür ist die im Kern gotische, im 17. und 18. Jahrhundert weitgehend umgebaute Münchner Pfarrkirche St. Peter, die als ›Alter Peter‹ Wahrzeichencharakter genoss und deren Rekonstruktion den Münchner Bürgern ein Anliegen war. Der stark zerstörte Bau wurde unter Leitung der Architekten Rudolf Esterer und Erwin Schleich bis 1954 rekonstruiert.⁶⁶ Auch Teile der Münchner Residenz konnten nur noch durch Rekonstruktion gerettet werden. Die rekonstruktive Denkmalpflege ist nicht ohne Beispiele. Als Polen nach dem Ersten Weltkrieg seine Souveränität zurückgewann, wurde Denkmälern eine herausragende Rolle für die Wiedererlangung des nationalen Selbstbewusstseins zugeschrieben. Damals setzte die Säkularisierung von Denkmälern als ›Symbole der Nation‹ ein, deren Bedeutung sich von der materiell vorhandenen Substanz löste. Ähnlich erfolgte auch der Wiederaufbau der 1982 zum UNESCO-Weltkulturerbe erhobenen ›Altstadt von Warschau‹⁶⁷, oder der Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden. Das Stadtschloss in Berlin hat demgegenüber eine andere *Qualität*, da hier lediglich die Kubatur und Teile der Fassadenabwicklung

62 Schleich 1978, 68.

63 Falser 2009, 76.

64 Krieg 1984, 85 f.; Ramisch 1994, 604–608; Hemmeter 1995, 93 f.

65 Vgl. Altenhöfer 1984, 69.

66 Vgl. Hubel 2009, 81.

67 Greipl 2009, 73.

als Rekonstruktion angesehen werden können. Ohne vergleichbares nationales Pathos, aber auch beseelt vom Wunsch der Wiedererlangung von Identität kann als typisches Beispiel des »späten Wiederaufbaus« in München die Rekonstruktion des Turmes des Alten Rathauses herangezogen werden, der im Zweiten Weltkrieg vollständig zerstört und erst Jahrzehnte später, in den 70er Jahren, durch Erwin Schleich nach einer langen bürgerschaftlichen Diskussion wiedererrichtet wurde.

Beispiele

– Architekt Erwin Schleich: Preysing-Palais
Das Palais Preysing, hinter der Feldherrnhalle am Odeonsplatz gelegen, ist als erstes Rokoko-Palais eines der architekturgeschichtlich bedeutendsten Stadtpalais in München. Graf Preysing ließ es durch Joseph Effner in den Jahren 1723–1728 errichten. Die Ausstattung war ungewöhnlich prächtig. Dazu trugen insbesondere die Stuckarbeiten von Dominikus Zimmermann bei. Im Zweiten Weltkrieg wurde es schwer kriegszerstört und bestand eigentlich nur noch aus seinen zu großen Teilen erhaltenen Fassaden, wobei die Fassade zur Theaterstraße und Teile der Fassade zur Viscardigasse nach dem Krieg aus Sicherheitsgründen abgetragen werden mussten. Im Inneren war es ausgebrannt, die Binnenstruktur war zu großen Teilen nicht mehr vorhanden. Da die Zukunft dieses Gebäudes 1949 noch nicht sicher war, entstanden an der Westseite behelfsmäßige Läden.⁶⁸ Ein neuer Bauherr, der Bauunternehmer Hermann Hartlaub, erwarb 1957 das Gebäude und entschied sich für eine weitgehend originalgetreue Rekonstruktion. Erwin Schleich erarbeitete das Konzept dafür und rekonstruierte sämtliche drei Außenfassaden und das für den Raumeindruck bedeutende Treppenhaus nach alten Vorlagen. Die übrige Raumaufteilung wurde komplett geändert, einige Bestandteile des Gebäudes wurden *idealisiert* in Richtung des Urzustands rückgebaut. Im Jahr 1955 war der Wiederaufbau abgeschlossen.⁶⁹ Wenn auch Grundrissänderungen vorgenommen wurden, so kann der Wiederaufbau des Preysing-Palais dennoch als weitgehende

Rekonstruktion bezeichnet werden, da die das Gebäude bestimmenden Elemente, wie sämtliche Fassaden und das für die Binnenstruktur wesentliche Treppenhaus, nach originalen Plänen rekonstruiert worden sind.

– Architekt Erwin Schleich: Turm des Alten Rathauses.
Das Alte Rathaus wurde im 15. Jahrhundert von Jörg von Halsbach errichtet und im Zweiten Weltkrieg zu großen Teilen zerstört. Am 25. April 1944 wurde es bei einem Bombenangriff schwer beschädigt und sein Turm aus Sicherheitsgründen im Dezember 1944 gesprengt. Der Wiederaufbau erfolgte in zwei Phasen: 1953–1958 wurde der Saalbau des Alten Rathauses wiederaufgebaut, der Ratssaal wurde erst 1977 rekonstruiert. In der Fassadengestaltung orientierte man sich am gotischen Original. In der Öffentlichkeit wurde lange über einen Wiederaufbau des Talburgturmes diskutiert, den Erwin Schleich von 1971–1974 nach dem gotischen Original von 1493 rekonstruierte. Im Jahr 2016 wurde auch dieser Neubau der 1970er Jahre als Teil des Alten Rathauses mit in die Denkmalliste eingetragen. Die Rekonstruktion des Turmes kann man – ähnlich wie die der Dresdner Frauenkirche – als Stadtreparatur bezeichnen. Im Gegensatz zu dem noch in wichtigen Teilen erhaltenen Preysing-Palais handelt es sich hier um einen kompletten Neubau, ohne Originalsubstanz.

5) Freie Interpretation und Neubau

In den Bereichen der größten Zerstörung ließ der »Meitinger-Plan« die freie Interpretation *im Sinne der Altstadt* zu. Diese Haltung ist der größte denkbare Gegensatz zur Rekonstruktion und erfolgte beim Wiederaufbau oft auch dort, wo eine Sanierung noch möglich gewesen wäre. In einer großen Anzahl waren hiervon die Bürgerhäuser betroffen, deren übrig gebliebenen Reste sehr oft im Zuge der Schutträumung abgerissen worden waren, obwohl ihr Zustand kaum schlechter war, als der von herausgehobenen Denkmälern – aber sie hatten keine Lobby. Die Denkmalpfleger hatten mit dem Wiederaufbau der prominenten öffentlichen Gebäude so viel zu tun, dass sie den Bürgerhäusern kaum Aufmerksamkeit schenken konnten.⁷⁰

68 Schleich in: Vits 1997, 47.

69 Schleich in: Vits 1997, 47.

70 Vgl. Hubel 2009, 82.

Nicht anders erging es der aus dem späten 16. Jahrhundert stammenden Herzog-Max-Burg, deren durchaus sanierungsfähige Reste bis auf den Turm abgebrochen wurden und durch den 1954–1957 durch Theo Papst und Sep Ruf geplanten Neubau – heute ein Denkmal der Wiederaufbauzeit – ersetzt wurden.

Beispiel

- Architekten Theo Papst und Sep Ruf: Die ›Neue Maxburg‹

Die Herzog-Max-Burg wurde unter Herzog Wilhelm V. von Wendel Dietrich bis 1590 errichtet, also gleichzeitig mit der Alten Akademie. Es entstand ein echtes Renaissanceschloss, das mit seinen gelb-schwarzen Fassaden den Zauber Italiens nach München brachte. Die Maxburg war keineswegs schwerer zerstört als die Nazibauten in der Ludwigstraße, sie wurde aber im Zuge der Schutträumung Stück für Stück abgeräumt – die Fassaden an der Pacellistraße sogar erst 1951, sechs Jahre nach Kriegsende. Nur der Turm blieb noch stehen, vor dem die Zerstörungswut Halt gemacht hat. Kommentar vieler Münchner damals wie heute war: ›Den hätte man nun auch noch wegreißen können.«⁷¹

1952 folgte ein von der Obersten Baubehörde ausgetobter Architektenwettbewerb, den Theo Papst mit dem 1. Preis und Sep Ruf mit dem 3. Preis gewannen. Der Auslober ließ beide ein gemeinsames Konzept ausarbeiten. Auch hier versperrte ein Zwischendepot der Schutträumung den Blick auf das Gebäude. Daher wurde in der Auslobung ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die vormaligen Sichtbezüge zur Frauenkirche und Michaelskirche erhalten werden sollten. Dies hatte eine lockere Art der Bebauung zu Folge. Der Erhalt des historischen Turms der Herzog-Max-Burg war in der Auslobung nur eine Option und wurde nicht gefordert.

1953 wurde die Planung von den Münchnern noch als zu nüchtern gesehen, als zu hoch, und die Materialität als *zu modern*. Von Architektenseite gab es viel Lob. Mit seiner aufgelockerten Bebauung, mit Sichtbezügen und Innenhöfen sowie der sensiblen Durchgestaltung entsprach diese Planung dem ›Meitinger-Plan‹; die offenen

Innenhöfe und ›interpretierende‹ Fassadengestaltung mit Anlehnung an Vorgängerbebauung, sowie die Integration des historischen Turmes in die Gesamtanlage sollten Bezüge zur Geschichte darstellen.

1954 zeigte die ›neue‹ Herzog-Max-Burg in typischer Weise die *moderne* Architektursprache der 50er Jahre – sowohl durch die Konstruktion (Stahlbeton-Skelett) mit vorgehängten leichten Fassadenelementen, als auch durch ihre städtebauliche Konzeption als offene Hofanlage – und ist damit heute ein in die Liste eingetragenes Denkmal ihrer Zeit.

6) Das Belassen der Ruine

Diese Vorgehensweise stellt beim Münchner Wiederaufbau einen bis auf wenige Beispiele heute im Stadtbild nicht mehr nachvollziehbaren Ausnahmefall dar. Die Idee war, den Ruinen die Bedeutung eines Mahnmals zukommen zu lassen, das dauerhaft an den Krieg erinnern sollte. Allenfalls als Beispiele anzuführen sind die ehemaligen Ehrentempel der NSDAP am Königsplatz, mit denen die braunen Machthaber an den gescheiterten Hitlerputsch von 1923 erinnern wollten und die nach Kriegsende auf Befehl der Amerikaner 1947 gesprengt wurden.

Beispiele

- Architekt Hans Döllgast: Allerheiligen-Hofkirche in der Münchner Residenz

Die Allerheiligen-Hofkirche wurde 1826–1837 von Klenze errichtet und war in ihrer Gestaltung an die byzantinische Kapelle im Königspalast von Palermo angelehnt. Sie war der erste Kirchenneubau nach der Säkularisation in Bayern⁷² und hatte den Krieg zwar ausgebrannt, aber reparaturfähig überstanden. Über viele Jahre unterblieb die Sicherung der Ruine vor weiterem Verfall. Verloren gegangen ist – nach dem Krieg – das linke Seitenschiff, um einem Magazinneubau des Residenztheaters Platz zu machen. 1964 wurde der Abbruch beschlossen, 1968 entschied der Landtag dann aber doch, die Kirche zu erhalten. Hans Döllgast wurde 1970 mit einer Einfachsanierung beauftragt, er stattete die Ruine mit einem Holzdach aus,

⁷¹ Schleich 1978, 81.

⁷² Vgl. Schleich 1978, 40.

um sie im Sinne eines Denkmals der Kriegszerstörungen zu erhalten.

Mit dem offenen Dachstuhl wäre die Kirche aber nur in sehr begrenztem Umfang nutzbar gewesen. Mit der 2003 von den Architekten Guggenbichler und Netzer durchgeführten Sanierung der inneren Raumschale durch eingezogene Gewölbe zeigt sich heute der Kirchenraum wieder in der ganzen Schönheit seiner Proportionen und der Wiederaufbau der Kirche kam zum Abschluss.⁷³ Die Ergebnisse der Notsicherung durch Döllgast sind allerdings heute nicht mehr zu sehen, wenn auch über dem Ziegelgewölbe noch vorhanden.

– Architekt Paul Ludwig Troost: Ehrentempel am Königsplatz

Die zu Ehren der 16 getöteten Nazis anlässlich des Hitlerputsches von 1923 errichteten sogenannten Ehrentempel wurden auf Veranlassung der Amerikaner am 14. Januar 1947 gesprengt. Allerdings wurden nur die Kolonnaden und die Dachwerke beseitigt, die Postamente mit den Vertiefungen im Inneren der Bauten für die 16 Bronzesärge sind seitdem als Ruinen erhalten.

Heutige Fragestellungen – oder nichts Neues?

Die 50er und 60er Jahre

Die staatliche Denkmalpflege hatte auf den Wiederaufbau wenig Einfluss. Dass das damalige Credo »konservieren – nicht restaurieren« nach Georg Dehio angesichts des immensen Zerstörungsbildes nicht mehr gültig sein konnte, war auch dem damaligen Generalkonservator Georg Lill klar, der sich vor allem für den Erhalt von Monumentalbauten und der wichtigsten Fassaden der Stadtpaläste, Kirchen und herausgehobenen Bürgerhäuser einsetzte. Lill vertrat zudem die Auffassung, dass Denkmäler auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten gesehen werden müssten. Die Nachfolger Lills in den 50er und 60er Jahren, Josef Maria Ritz und Heinrich Kreisel, sahen dies ähnlich. Vor allem Kreisel war am entschiedensten für einen in alter Form ergänzenden, rekonstruierenden Wiederaufbau.

Zur Eröffnung der Ausstellung ›50 Jahre Landesamt für Denkmalpflege« formulierte er 1958: »Dieser Krieg bedeutet eine Zäsur in der vordem ziemlich undramatischen Entwicklung der Denkmalpflege; denn er hat sie, was wir als Miterlebende vielfach noch gar nicht erkennen oder wahrhaben wollen, vielfach nach Auffassung oder Zielsetzung grundlegend gewandelt. Die Notwendigkeit des Wiederaufbaus sowie die starken Auswirkungen, die die Wirtschaft und der Verkehr in unsere alten Siedlungen brachten, rückten die Probleme der Denkmalpflege mitten hinein ins Leben. Baudenkmäler sind keine geborgenen oder behüteten Museumsgegenstände, sondern stehen mitten im Leben; sie werden als Häuser benutzt und sollen verändert werden, wenn sie die gewünschte Benutzung nicht mehr erfüllen. Die Notwendigkeit der Erhaltung des Alten überzeugend darzustellen, bedeutet aber die Voraussetzung für jede praktische Denkmalpflege.«⁷⁴

Nachdem die erste Phase des Wiederaufbaus vorüber war, ging der Wiederaufbau übergangslos in den Bauboom der 50er und 60er Jahre über, welcher das Bild der Städte zum Teil noch stärker veränderte als die Zerstörungen des Krieges. Auch von dieser Welle wurde die staatliche Denkmalpflege überrollt. Das Landesamt für Denkmalpflege war damals ohne gesetzlichen Auftrag und ohne rechtliche Einwirkungsmöglichkeiten machtlos gegenüber diesen Entwicklungen. Die Chancen einer gleichberechtigten Koexistenz des *Alten* neben dem *Neuen* sanken, bis zu Beginn der 70er Jahre eine Wende eintrat. Angesichts eines allgemeinen Überdresses an »Verbetonierung« entstand – wie zu Zeiten Dehios und Riegls – eine »Nostalgiewelle« als Gegenpol zur modernen Architektur. Die Denkmalpflege hat schon seit dem 19. Jahrhundert in einer engen Wechselbeziehung zur jeweils zeitgenössischen Architektur gestanden. Während sie damals als Kind der Romantik vor dem Hintergrund einer ersten brutalen Zerstörungswelle während der Säkularisation zu sehen war, stand sie schon in engem Zusammenhang mit der Architektur des Historismus. Gerade die *fließenden*, nicht mehr zu trennenden Übergänge zwischen *Restaurierung* und *Neuschöpfung* waren der Grund für die Forderung Dehios

73 Meitingner 2003, 37.

74 Kreisel 1959, 6.

»konservieren – nicht restaurieren«. Das Original sollte – endlich – vom Neubau unterschieden werden können. Die Denkmalpflege war als Gegensatz zur Architektur des Historismus zu verstehen. An dieser grundsätzlichen Haltung der Denkmalpflege gegenüber zeitgenössischer Architektur änderte sich wenig. Seit der akademischen Denkmaltheoriediskussion um 1900 zog sich die Denkmalpflege stets auf die Konservierung von Geschichts- und Kulturdenkmälern zurück, während das Neue Bauen allen historischen Ballast abzuwerfen trachtete. Die seit Dehio und Riegl geforderte Unterscheidungsmöglichkeit zwischen *Alt* und *Neu* verschärfte sich mit fortschreitender Zeit immer mehr und galt als denkmalpflegerischer Grundsatz bis 1945. In der unmittelbaren Nachkriegszeit und während der Phase des Wiederaufbaus hatte der Substanzbegriff dagegen keine wesentliche Bedeutung.

Die Charta von Venedig

Die Charta von Venedig wurde am 31. Mai 1964 auf der Isola di San Giorgio di Maggiore vom zweiten Internationalen Kongress der Architekten und Denkmalpfleger beschlossen. Grundlage war ein Entwurf von Piero Gazzolla und Roberto Pane, der als Weiterentwicklung der Charta von Athen vom Oktober 1931 gedacht war. Mit ihr rückte der Substanzbegriff wieder in den Vordergrund. 1964 lag der Zweite Weltkrieg schon 20 Jahre zurück; die auf ihn folgenden Zerstörungswellen durch Schutträumung, Wiederaufbau und Nachkriegsmoderne führten zu einer Rückbesinnung auf die klassischen Werte der Denkmalpflege. Eine zweite ›Entdeckung des Bedrohten‹ oder ›Entstehung des Erfordernisses‹ nach Karl Friedrich von Schinkel folgte. Die *Authentizität* von Denkmälern wurde nach dem im Zuge des Wiederaufbaus praktizierten *Weiterbauen am Denkmal* wieder aktuell. Damit trat dieselbe Entwicklung wieder in Erscheinung, wie es sie bereits am Ende des 19. Jahrhunderts gegeben hatte, und die letztlich zu Dehios Forderung »konservieren – nicht restaurieren« führte.

Das Bayerische Denkmalschutzgesetz 1973 und heutige Fragestellungen

Die Einführung des Denkmalschutzgesetzes im Jahr 1973 bedeutete eine Zäsur in der Geschichte der bayerischen Denkmalpflege, denn zum ersten Mal gab es einen rechtlichen Auftrag mit den entsprechenden Einwirkungsmöglichkeiten. Einen nicht umgesetzten Entwurf für ein Denkmalschutzgesetz, der sich auf Artikel 141 der Bayerischen Verfassung von 1946 bezog, hatte es schon in den 50er Jahren gegeben. Auch der damalige Generalkonservator Kreisel hatte die Einführung eines Denkmalschutzgesetzes gefordert. Artikel 141 der Bayerischen Verfassung sagt, dass Staat, Gemeinden und Körperschaften des öffentlichen Rechts die Aufgabe haben, Denkmäler zu schützen und herabgewürdigte Denkmäler ihrer früheren Bestimmung wieder zuzuführen. Dieses Primat gilt noch heute unverändert und auch das Bayerische Denkmalschutzgesetz von 1973 stellt über 40 Jahre nach seiner Einführung die zeitlos geltende Grundlage für den Erhalt von Denkmälern dar. Das Bayerische Denkmalschutzgesetz war eines der ersten seiner Art in Deutschland und ist heute nach wie vor aktuell. Es bietet ausreichend Möglichkeiten, das endlich als *öffentlichen Belang* eingestufte Bedürfnis, Denkmäler zu erhalten, rechtlich durchzusetzen. Allerdings gilt auch nach Einführung des Denkmalschutzgesetzes, dass Gebäude nicht museal zu konservieren sind, sondern – wie es Kreisel 1958 schon formulierte – im Leben stehen und daran gemessen werden müssen.

Der ›reine Substanzerhalt‹ nach Dehio und Riegl kann heute genauso wenig *Denkmalschutz bedeuten*, wie dies in den Jahrzehnten nach 1945 bis zur Charta von Venedig der Fall war. Die *rein substanzorientierte* Haltung ist aus der Zeit um 1900 heraus zu verstehen, als die Unterschiede zwischen historischer Substanz und ›historistischer‹ – damals moderner – Architektur zu verwischen drohten, und der Unterschied *zum Original* nicht anders zu verdeutlichen war. Die Jahre des Wiederaufbaus zeigen deutlich die Grenzen des Substanzbegriffs, der erst nach Abschluss dieser Phase mit der Charta von Venedig 1964 wieder thematisiert wurde, als man keine andere Möglichkeit sah, um gegen die Zerstörungswelle durch Bauten der Nachkriegsmoderne bestehen zu können. Die *reine Substanz* ist somit allenfalls ein Hilfsmittel, nicht aber die

alleinige Begründung für ein Denkmal. Auch der Nutz- bzw. Gebrauchswert von Riegl gehört dazu, wenn man sich schon der Grundlagen der denkmaltheoretischen Diskussion um 1900 bedienen möchte, und dieser kann – und muss – jeweils *neu verhandelt* werden.

War es bei den *klassischen* Denkmälern der vergangenen Jahrhunderte noch relativ einfach, den Denkmalwert auf Basis der *authentischen Substanz* zu bestimmen, so wurde und wird dies bei den sehr nutzungsspezifisch errichteten, inzwischen ebenfalls als denkmalfähig erkannten Gebäuden der Nachkriegsmoderne deutlich schwieriger. Die Alterungs- und Reparaturfähigkeit der Materialien aus denen diese Gebäude errichtet wurden, stellt häufig ein Problem dar.

Denkmalpflege heute lässt sich nicht allein auf die von Dehio und Riegl geforderten *klassischen Bereiche* reduzieren, zu vielschichtig sind heutige Anforderungsprofile an schützenswerte Bauten. Heute gebietet es allein schon die Vernunft, Bestandsgebäude zu erhalten: Denkmäler und nicht geschützte Bauten. Denkmäler stellen dabei *die Spitze des Bestands* dar, an deren Erhaltungsfähigkeit sich die restlichen Gebäude orientieren können und gerade der Erhalt von *schwierigen Denkmälern*, wie den inzwischen auch schützenswerten Gebäuden der Nachkriegsmoderne,

erfordert es, sich intensiv darüber Gedanken zu machen, wie diese genutzt werden können. Durch Nutzung wird der Erhalt sichergestellt, und nur sinnvoll genutzte Denkmäler entsprechen sowohl Artikel 141 der Bayerischen Verfassung, als auch dem in Artikel 5 des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes geforderten Wohl der Allgemeinheit.

Denkmalschutz und Denkmalpflege müssen heute wie vor 60 Jahren, als Generalkonservator Kreisel zur Ausstellungseröffnung ›50 Jahre Landesamt für Denkmalpflege‹ 1958 erläutert hatte, erklärt werden können.⁷⁵ Das ist – heute wie damals – die Verantwortung der staatlichen Denkmalpflege, denn allein auf die seit 1973 neu geschaffenen rechtlichen Möglichkeiten zur Durchsetzung denkmalpflegerische Belange können wir uns nicht zurückziehen. Sowohl der bayerische Verfassung als auch dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz von 1973 ist gemein, dass Denkmalschutz dem Wohl der Allgemeinheit dienen muss und das kann nur funktionieren, wenn *diese Allgemeinheit* ernst genommen und als Partner in unsere Überlegungen einbezogen wird.

Und dies ist das Ziel des neuen Konzeptes ›Denkmalschutz und Denkmalpflege 2020‹, das laufend fortentwickelt wird, denn nur dann *veraltet* Denkmalpflege nicht.

Anschrift des Verfassers:

*Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Hofgraben 4,
80539 München*

75 Kreisel 1959, 6.

Literatur

- Altenhöfer 1984: E. Altenhöfer: Die Alte Pinakothek, in: W. Nerdinger (Hg.): Aufbauzeit, Planen und Bauen in München 1945–1950. Katalog zum Architekturteil der Ausstellung Trümmerzeit, München 1984 (1984) 63–76
- Bauer 1984: R. Bauer: Ruinen-Jahre. Bilder aus dem zerstörten München 1945–1949 (1984)
- Brix 1984: M. Brix: Möge München dereinst als Kronjuwel einer friedlichen Stadt erstrahlen. Formale Leitlinien des Wiederaufbaus Innere Stadt, in: W. Nerdinger (Hg.): Aufbauzeit, Planen und Bauen in München 1945–1950. Katalog zum Architekturteil der Ausstellung Trümmerzeit, München 1984 (1984) 31–39
- Dollinger 2001: H. Dollinger: München im 20. Jahrhundert. Eine Chronik der Stadt von 1900 bis 2000 (2001)
- Enss 2015: C. M. Enss: Münchens geplante Altstadt. Städtebau und Denkmalpflege ab 1944. Für den Wiederaufbau (2015)
- Esterer 1954: R. Esterer: Wiederherstellen oder Erneuern?, in: Das Bayerland 56.1954, 9, 336–339
- Falser 2009: M. S. Falser: Trauerarbeit an Ruinen. Kategorien des Wiederaufbaus nach 1945, in: Michael Braun – Ursula Baus (Hg.): Rekonstruktion in Deutschland. Positionen zu einem umstrittenen Thema (2009) 60–97
- Greipl 2009: E. J. Greipl: Denkmalpflege und (Wieder-) Aufbau, in: C. Daxelmüller – S. Kummer – W. Reinicke (Hg.): Wiederaufbau und Wirtschaftswunder. Aufsätze zur Bayerischen Landesausstellung 2009 (2009) 70–79
- Hemmeter 1995: K. Hemmeter: Bayerische Baudenkmäler im Zweiten Weltkrieg. Verluste – Schäden – Wiederaufbau (Arbeitsheft des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Bd. 77) (1995)
- Himen 1984: H. Himen: Die Erhaltung der städtebaulichen Physiognomie als Prinzip des Wiederaufbaus in München, in: W. Nerdinger (Hg.): Aufbauzeit, Planen und Bauen in München 1945–1950. Katalog zum Architekturteil der Ausstellung Trümmerzeit, München 1984 (1984) 19–29
- Hubel 2006: A. Hubel: Denkmalpflege. Geschichte, Themen, Aufgaben. Eine Einführung (2006)
- Hubel 2009: A. Hubel: Der Wiederaufbau bedeutender Denkmäler in Bayern, in: C. Daxelmüller – S. Kummer – W. Reinicke (Hg.): Wiederaufbau und Wirtschaftswunder. Aufsätze zur Bayerischen Landesausstellung 2009 (2009) 80–105
- Klee 1999: K. Klee: Im »Luftschutzkeller des Reiches«. Evakuierte in Bayern 1939–1953: Politik, soziale Lage, Erfahrungen (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Band 78) (1999)
- Kreisel 1959: H. Kreisel: 17. Bericht des bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (Gedanken zu unserer Ausstellung 150 Jahre Landesamt für Denkmalpflege) (1959)
- Krieg 1984: N. A. Krieg: Denkmalpflege und Wiederaufbau, in: W. Nerdinger (Hg.): Aufbauzeit, Planen und Bauen in München 1945–1950. Katalog zum Architekturteil der Ausstellung Trümmerzeit, München 1984 (1984) 41–62
- Lill 1953: G. Lill: Um Bayerns Kulturbauten. Zerstörung und Wiederaufbau (1953)
- Meitinger 1946: K. Meitinger: »Das neue München«, Vorschläge zum Wiederaufbau (1946). (Nachdruck der Originalausgabe von 1946, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, 2014)
- Meitinger 2003: O. Meitinger: Der Wiederaufbau der Münchner Residenz, in: K. Falthäuser (Hg.): Die Allerheiligen-Hofkirche der Münchner Residenz. Geschichte – Zerstörung – Wiederaufbau. Festschrift anlässlich des Abschlusses der Wiederaufbauarbeiten der Münchner Residenz, der Wiedereröffnung der Allerheiligen-Hofkirche und der Eröffnung des neugestalteten Kabinettsgartens (2003) 28–37
- München 1952: Wiederaufbaureferat der Landeshauptstadt München (Hg.): 7 Jahre Wiederaufbau in München, ein Querschnitt durch den Wiederaufbau Münchens 1945–1952 (1952)
- Nerdinger 1984: W. Nerdinger (Hg.): Aufbauzeit, Planen und Bauen in München 1945–1950. Katalog zum Architekturteil der Ausstellung Trümmerzeit. München 1984 (1984)
- Nerdinger – Florschütz 2005: W. Nerdinger – I. Florschütz (Hg.): Architektur der Wunderkinder: Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945–1960 (2005)
- Neumann 2016: H. Neumann: Bewahren und Forschen. Die Restaurierung des Cuvilliés-Theaters und neue Erkenntnisse zur frühen Baugeschichte der Münchner Residenz (2016)
- Permoser 1997: I. Permoser: Der Luftkrieg über München 1942–1945. Bomben auf die Hauptstadt der Bewegung (1997)
- Preis 1945: K.-S. Preis: Der erste Schritt zum Wiederaufbau unserer Stadt. Amtliche Denkschrift des Referenten für Wiederaufbau über die Beseitigung der Ruinen, der Trümmer und des Schuttes in München (1945)
- Prinz 1984: F. Prinz (Hg.): Trümmerzeit in München, Kultur und Gesellschaft einer deutschen Großstadt im Aufbruch 1945–1949 (1984)
- Ramisch 1994: H. Ramisch (Hg.): Monachium Sacrum, Festschrift zur 500-Jahr-Feier der Metropolitankirche Zu Unserer Lieben Frau in München (1994)
- Schleich 1978: E. Schleich: Die zweite Zerstörung Münchens (1978)
- Stracke 2009: F. Stracke: Tradition versus Moderne – Wiederaufbau in Deutschland, in: C. Daxelmüller – S. Kummer – W. Reinicke (Hg.): Wiederaufbau und Wirtschaftswunder. Aufsätze zur Bayerischen Landesausstellung 2009 (2009) 38–55
- Vits 1997: G. Vits: Das Preysing Palais. Joseph Effners spätbarockes Meisterwerk in München (1997)

»Braunschweiger Schule« – Ergebnisse und Perspektiven der Bauforschung für junge Baubestände 1945+¹

In den vergangenen Jahren hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema »Europäische Nachkriegsarchitektur« von allen Seiten eine rege Aufmerksamkeit generiert. Dennoch stehen den Bemühungen einer Bewertung ihrer Potenziale für Identität und Erinnerung im Denkmaldiskurs vor allem fehlende Sanierungsstrategien für ein »Erhalten, Weiternutzen und Weiterbauen« gegenüber: Es mangelt außer an Wissen um damalige Raumkonzepte in Architektur und Städtebau vor allem an konkreten Grundlagen zu Konstruktionen, Materialien, Bauweisen bei einer nahezu unübersehbaren »Masse« an Bauten aller Baugattungen – vom solitären Sakralbau über Siedlungen mit Doppel-, Reihen-, und Einzelhausbauten bis hin zum voluminösen Großbau. Die Gebäude wurden oft mit großen Zukunftshoffnungen und nicht selten mithilfe wenig erprobter Fertigungstechniken der Bauindustrie errichtet. Beinahe 60 Prozent der heutigen Baubestände in Europa stammen aus den Boomjahren hoher Bauproduktion zwischen 1960–1980.

Vor diesem Hintergrund sind vor allem die historischen Disziplinen der Baugeschichte und Bauforschung gefragt, Lösungen für drängende Probleme der Instandhaltung und denkmalgerechten Sanierung zu erarbeiten. Welche Perspektiven sich dabei eröffnen, zeigt sich mit Blick auf die laufende Bauforschung an der TU Braunschweig zu den Beständen der sogenannten »Braunschweiger Schule«.

Im Mittelpunkt stehen dabei die Bildungsbauten der TU Braunschweig, für die Architekten wie Friedrich Wilhelm Kraemer, Walter Henn, Dieter Oesterlen, Zdenko von Strizic, Heinz Röcke oder Manfred Lehbruck verantwortlich zeichneten.

Inzwischen sind viele dieser Universitätsbauten in die Jahre gekommen, erinnern an den einstigen Glanz nur die hochprofessionellen Fotoarbeiten von Heinrich Heidersberger, in denen die Braunschweiger Hochschullehrer einen kongenialen Meister der architektonischen Inszenierungen fanden. Einige dieser Bauten wurden bereits abgerissen, andere neuen Anforderungen entsprechend verändert oder stehen vor einer grundlegenden Sanierung, darunter nicht wenige inzwischen denkmalgeschützt. Auch auf dem Gelände der heutigen TU Braunschweig, auf dem die »Braunschweiger Schule« stadtbildprägend gewirkt hat, stehen Veränderungen an.² Durch Strukturveränderungen und neue Forschungsschwerpunkte im Wissenschaftsbetrieb der Hochschule – wie auch im internationalen Wettbewerb mit anderen Standorten für Lehre und Forschung – sind neue Prioritäten gesetzt worden. Dies erfordert nicht nur ein Nachdenken über den denkmalgerechten Erhalt, sondern auch die Entwicklung geeigneter Strategien zur nutzungsorientierten Transformation des überlieferten Gebäudebestandes aus den Boomjahren der Universitaterweiterungen nach 1945.

¹ Vgl. auch dazu den Beitrag der Verfasser: Gisbertz – Hoyer 2016.

² Gisbertz 2012, 159–171.

Das Doppelinstitut für Kolbenmaschinen und Strömungsmaschinen

»Es lag der glückliche Umstand vor, ohne Rücksicht auf vorgefundene Gebäude und sachfremde Einflüsse von Grund auf neu planen zu können«,³ so beschrieb Prof. Dr.-Ing. Kurt Löhner, der damaliger Leiter des Instituts für Kolbenmaschinen der TU Braunschweig, die Grundlagen für den Entwurf seines neuen Institutsgebäudes. Erste Planungen hierfür durch Walter Henn (1912–2006) begannen im Jahr 1957, Baubeginn war 1960 und Fertigstellung 1965 – also eine recht lange Planungs- und Bauzeit, die sich erst durch die funktionale Komplexität des Gebäudes zu erschließen vermag.

Näherte man sich dem Gebäude von der Hofseite (Abb. 1), zeigte sich eine zweigeschossige Fassade, deren Tragsystem, ein weiß gestrichenes Stahlbetonskelett, sich deutlich abzeichnete von den Ausfachungen aus mangan-braunem Klinker und horizontal gelagerten, schwarz gestrichenen Stahlrahmenfenstern, die bündig mit der Fassade abschlossen. Auf der Nordseite (Abb. 2) wiesen markante Schornsteine zunächst auf eine spezielle Nutzung im Inneren hin, wenn auch die Fassaden das bekannte Gestaltungsmuster weiterführten. Die Längsseiten waren mit großen Stahlrahmenfenstern ebenso bündig abgeschlossen.

Der gesamte Komplex (Abb. 3), bestehend aus drei Baukörpern, die durch Erschließungsstege miteinander verbunden sind, wurde am 14. Februar 2013 in die Denkmalliste des Landes Niedersachsen eingetragen. Aber schon rund eineinhalb Jahre später, am 11. Juli 2014, beschloss das Ministerium für Wissenschaft und Kultur, dass der unveränderte Erhalt des Kulturdenkmals geringer einzuschätzen sei, als die geplante Baumaßnahme:⁴ der Umbau des Instituts für Kolbenmaschinen zu einem Labor für Nanomesstechniken, dem sogenannten »Laboratory for Emerging Nanometrology« (LENA). Das Institut für Kolbenmaschinen sollte nach 50 Jahren der Forschung



1. Institut für Kolbenmaschinen, Walter Henn 1957–65, Ansicht Hofseite



2. Institut für Kolbenmaschinen, Walter Henn 1957–65, Ansicht Nordseite mit Abluftschornsteinen

an diesem Standort auf den neuen Forschungscampus im Norden der Stadt umziehen und das Denkmal in den Status »abgebrochen« wechseln. Bevor die ersten Vorbereitungen etwaiger Baumaßnahmen begannen, wurde durch das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege eine bauhistorische Dokumentation der Versuchshalle angeordnet und federführend vom Institut für Baugeschichte, Prof. Dr.-Ing. Alexander von Kienlin, verantwortet.⁵ Die Bearbeitung lag in den Händen der Arbeitsgemeinschaft der Autoren.

3 Löhner – Großmann 1971, 73–77. Zu Leben und Werk von Kurt Löhner siehe Seherr-Thoß 1987, 41 f.

4 Gemäß § 7 (2) Nr. 2 NDSchG.

5 Gemäß § 6 (3), § 10 (5) NDSchG.

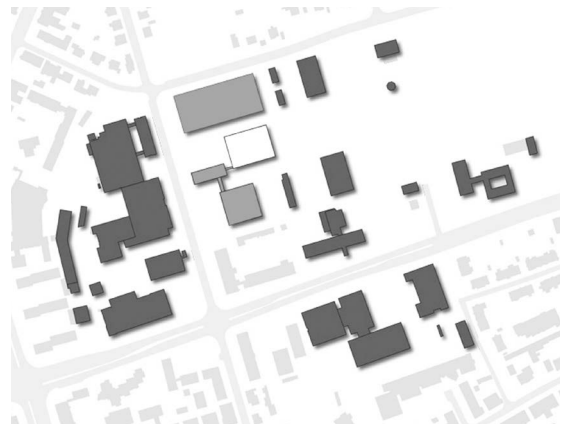
Verhältnis zum Raum: umbaute Luft

Die Quellenlage für eine bauhistorische Dokumentation und Untersuchung erwies sich noch 50 Jahre nach Fertigstellung des Gebäudes als äußerst vielfältig: Der gesamte Bauablauf ist schriftlich dokumentiert, statische Unterlagen sind genauso vorhanden wie bauzeitliche Pläne, Schriftverkehr etc.⁶

Dazu gehörten auch die Bauzeichnungen aus dem Büro Walter Hennis, dessen Ansichten vom Gebäude aber noch wenig von der Komplexität des Inneren erahnen lassen. Nur der Grundriss (Abb. 4) zeigt die Aufreihung von einzelnen Prüfständen: ursprünglich sieben an der Zahl und zwei Beobachtungsräume entlang der Nordfassade; später sechs Motoren-Prüfstände und drei Beobachtungsräume. Jeder Prüfstand war für zwei Motoren plus Bremsanlage ausgelegt, die Flächen um die Spannbetten waren für zwölf Studierende zwecks Anschauung bemessen, die Oberflächen streng funktional (Abb. 8a) bedingt: Alle Wandverkleidungen der Prüfstände bestanden aus verzinktem Stahlblech mit Mineralwolle hinterfüllt, bis 1,60 m Höhe mit glatter geschlossener Oberfläche als »Mitschwinger« für die tiefen Frequenzen und gelochtes Blech darüber für die »hohen« Frequenzen. Die Spannbetten lagerten schwingungsgedämpft im Keller, beidseitig von Gitterrosten für die Luftabsaugung flankiert, während die Lüftungsdecke oben mit Schallschutzplatten versehen war.⁷

Als wichtigste Quelle der Dokumentation und Analyse stellte sich so das Bauwerk selbst heraus, dessen Zustand vor dem Umbau zum LENA nach 50 Jahren Standzeit im Wesentlichen bauzeitlich überliefert war, wie auch der Blick auf die Werkbänke (Abb. 5) in der Werkstatthalle zeigte, bei dem nur die Aufhängung der Kranbahn an den Nebenträgern der Stahlbetondecke aus heutiger Sicht ungewöhnlich erscheint, aber in der Konstruktionslehre von Walter Henn als Stand der Technik ausgewiesen wurde.

Das Gebäude war als technische Apparatur mit allen notwendigen Nebenräumen geplant. Es war allein



3. TU Braunschweig, Erweiterungsgebiet »Langer Kamp« hellgrau: Denkmalbestand 2016, weiß: Institut für Kolbenmaschinen, Walter Henn 1957–65

»umbaute Luft«, die mittels der Abfolge verschiedener Raumvolumina konditioniert wurde. Das wird besonders deutlich durch ein Schema (Abb. 6), das Mitarbeitern des Instituts zur Veranschaulichung der funktionalen Betriebsabläufe vorgelegt wurde: Es bildet den Zu- und Abluftbetrieb von Otto- und Dieselmotoren mit den nötigen Vorkehrungen der Schalldämpfung in einem Gebäude ab. Die Luftführung erfolgt durch die Prüf Räume von oben nach unten:

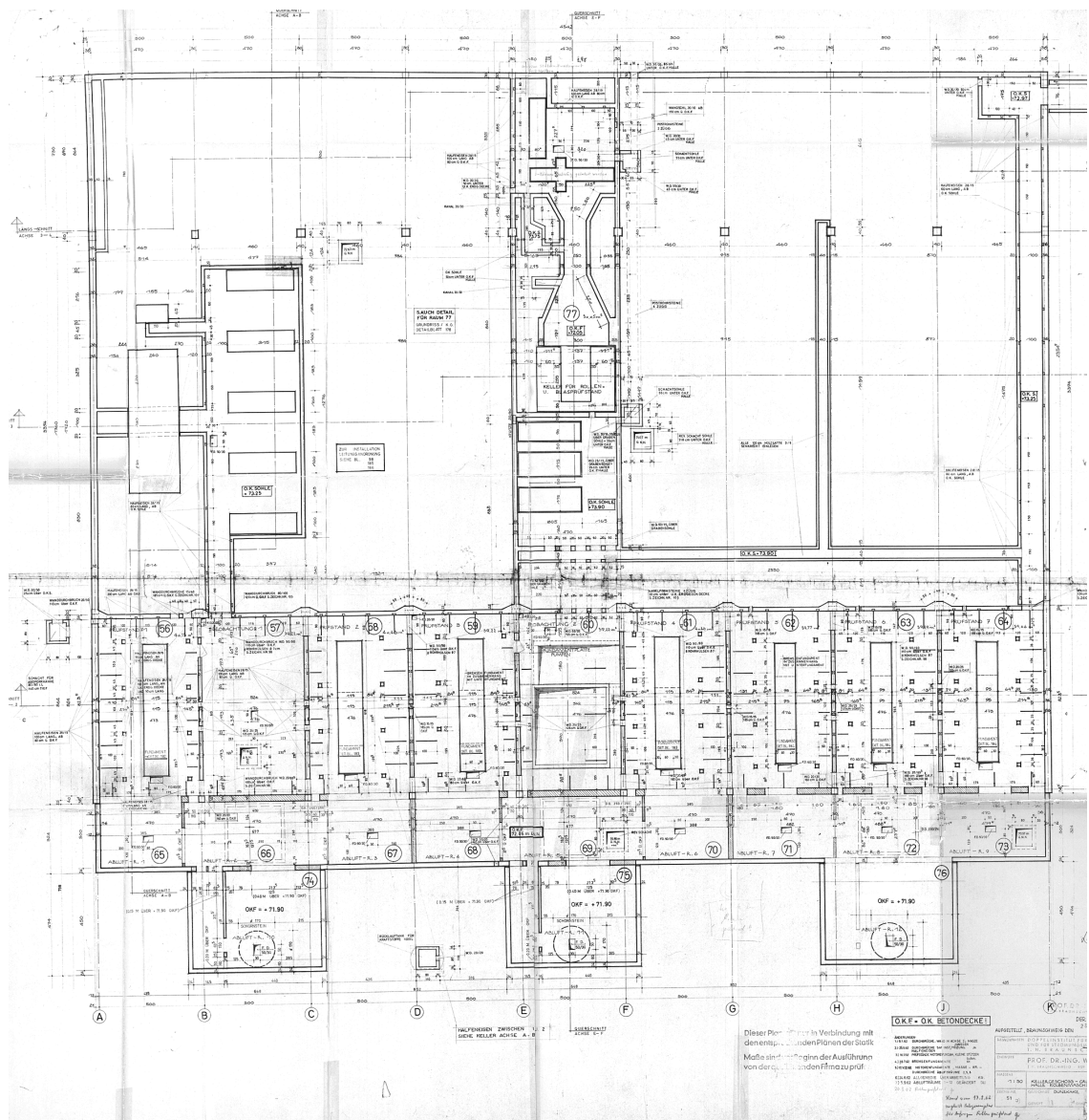
»Die Frischluft wird an den Außenseiten angesaugt und gelangt über Steuerklappen, Filter und Schalldämpfer in den Gebläse-raum. Das Zuluftgebläse drückt sie durch einen warmwasserbeheizten Wärmetauscher bzw. einen Bypass in die Verteilerkammer, von der die Luft durch weitere Steuerklappen und Schalldämpfer über die abgehängten Lüftungsdecken der Prüf Räume gelangt. Schlitze in diesen Decken lassen Luft gleichmäßig über die ganze Fläche der Räume verteilt austreten.«⁸

Es waren also vor allem dienende Räume, die den Luftzustrom durch einen Luftherhitzer regulierten, wobei die Abluft den Raum durch seitliche Klappen verließ, um

6 Henn 1967, 1099–1101. Die Baudokumentation wurde 2014–16 durch die Innovationsgesellschaft der TU Braunschweig (iTUBS) erstellt: Zentrum Bauforschung + Kommunikation + Denkmalpflege (Dr. Olaf Gisbertz) und Institute for Building Documentation (Sebastian Hoyer und Christoph Müller).

7 Vgl. Löhner – Großmann 1971, 73–77.

8 Löhner – Großmann 1971, 75.

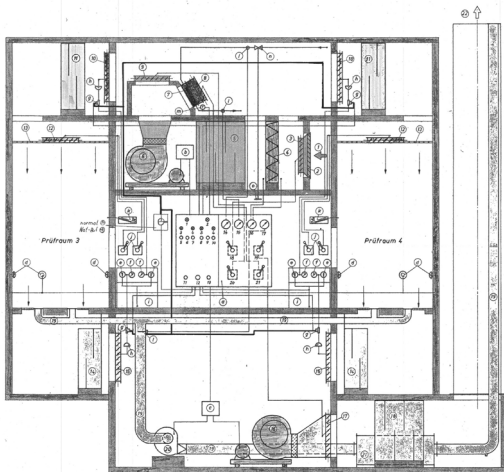


4. Institut für Kolbenmaschinen, Walter Henn 1957–65, bauzeitlicher Plan Untergeschoss



5. Institut für Kolbenmaschinen, Walter Henn 1957–65, Blick in die Werkstatthalle

Bedienungs- und Wartungsanweisung für lufttechnische Anlage
Prüfraum 3 und 4



6. Institut für Kolbenmaschinen, Schema zur Veranschaulichung der Betriebsabläufe, undatiert

dann nach unten in den Prüfraum geführt zu werden. Zum integralen Bestandteil des Entwurfs gehörten auch die unterhalb der Abluftschornsteine angeordneten Luftschächte (Abb. 7), die in Massivbauweise errichtet worden sind, obwohl in den 1960er Jahren bereits großtechnische Anlagen aus industriell gefertigten Stahlblechmodulen auf dem Markt verfügbar waren. Galt die Massivbauweise hier dem baulichen Brandschutz, dem Lärm- und Vibrationsschutz oder gar der Dauerhaftigkeit des Gebäudes?

Methode der Erfassung

Die durch das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege angeordnete und vom Staatlichen Baumanagement Braunschweig beauftragte Baudokumentation, die in weiten Teilen im Jahr 2015 durchgeführt wurde, musste denkmalpflegerischen Ansprüchen genügen.

Die Arbeitsgemeinschaft der Autoren erarbeitete zunächst Kriterien der zu dokumentierenden Aspekte und



7. Institut für Kolbenmaschinen, Walter Henn 1957–65, Luftschacht unterhalb eines Ablufschornsteins

prüfte die zur Verfügung stehenden Technologien auf ihre Anwendbarkeit für die Baudokumentation im vorliegenden Fall: Ausgangspunkt bildeten das »Graue Heft«⁹ zur Bestandsdokumentation in der Baudenkmalpflege und der Leitfaden zur archivsicHERen Erstellung und Ablage digitaler Datensätze,¹⁰ wie sie heute in der Fotografie und Geodäsie ausgelesen werden. Es galt, die Methoden und Ziele der klassischen Baudokumentation an einen Forschungsbau in Massivbauweise jüngerer Provenienz zu adaptieren. Ein in der Umnutzungsplanung erstellter Katalog zu möglichen Sanierungsmaßnahmen und Ertrüchtigungen lag der Arbeitsgemeinschaft zur Einsicht vor. Dieser Katalog lieferte erste Hinweise auf den Zustand

9 Karg 2002, 3–27.

10 Winhart 2013, 6–62.

11 Henn 1955, 30–31.

des Gebäudes und daraus resultierende Risiken für seine weitere Nutzung.

Bauten der großtechnischen Forschung sind den Bauten der Industrie zuzurechnen, unterscheiden sich aber von letzteren durch einen experimentellen Auftrag, der sich in Ausstattung und Struktur der Anlagen und Räume widerspiegelt. Jede Forschungseinrichtung weist daher charakteristische Merkmale auf, die die Einmaligkeit dieser Objekte prägen. Eine Typenbildung, wie sie sich im originären Industriebau der 1960 und 70er Jahre durchsetzte, ist hier häufig noch nicht angelegt. In Forschungsbauten lassen sich zudem kaum Zeitschichten aufzeigen, da entgegen der Modifizierbarkeit von Anlagenteilen die Räumlichkeiten im Forschungsbau konstituierend entworfen wurden.

Henn charakterisierte diese Bauten folgendermaßen:

»In etwas unterscheidet sich der Industriebau grundsätzlich von der übrigen Baukunst, nämlich in seinem Verhältnis zum Raum. Während für die meisten Bauwerke die Raumfolge bestimmend ist, tritt der Raum im Industriebau als selbstständiges Element zurück. Man kann beim Betrachten eines neuzeitlichen Werkgrundrisses nicht von einer Raumfolge im herkömmlichen Sinne sprechen; dafür wird der Produktionsablauf zum alles bestimmenden Faktor. Um ihn gruppieren sich die Räume, die oft nur durch die in ihnen arbeitenden Maschinen Sinn und Berechtigung erhalten. Es sollen nicht Räume geschaffen werden, die nach einer vorgefassten Idee einen bestimmten Eindruck vermitteln, sondern die »zweckmäßigen« Raumabmessungen stehen im Vordergrund. Die konstruktiven Möglichkeiten, die Größe und Anordnung der Fenster nach belichtungstechnischen Überlegungen, die Kranausrüstung, die Produktions- und die Verkehrsflächen bestimmen den Raum.«¹¹

Das Institut für Kolbenmaschinen lässt sich so als Forschungsbau den Industriebauten nach den von Henn charakterisierten Entwurfsprinzipien zuordnen.

Die Bestandspläne weisen auf allen Geschossebenen eine Vielzahl von dienenden Räumen aus, die teils als Standorte für Lüftungsmaschinen oder als Kanäle genutzt und zu Wartungszwecken über enge Luken erschlossen

wurden. Die Einbindung von Zeitzeugen war daher wesentliche Voraussetzung, um Funktionen und räumliche Interdependenzen zu verstehen und in Form eines konsistenten Raumbuches dokumentieren zu können. Der ehemalige Werkstattleiter war als »authentischer« Zeitzeuge glaubwürdig, da er die Schulung des Personals zum Betrieb der Anlage verantwortete und den störungsfreien Betrieb über Jahre sicherzustellen hatte. Bei einem Ortstermin konnten so Fragen zu Funktionsabläufen und der Nutzungsgeschichte kompetent beantwortet werden. Das Interview wurde verschriftlicht und die Audiodatei archiviert.

Die Bauweise in Stahlbeton mit Mauerwerksausfachungen und die mittleren Spannweiten ließ kaum relevante Verformungen erkennen, sodass ein verformungsgerechtes Aufmaß mittels Handaufmaß oder Tachymetrie nicht zielführend gewesen wäre; wohingegen die Dokumentation von Medienleitungen, technischen Anlagenteilen und anderen Aufputzleitungen den Charakter des Gebäudes zutreffend beschreibt. Doch diese Befunde lassen sich kaum mit konventionellen Methoden erfassen. Die Kombination aus digitaler Fotogrammetrie, digitalen Orthofotos und terrestrischem Laserscan erschien dagegen sehr plausibel, da so Quelldaten – wie die Punktwolke und die RAW-Dateien – für spätere Auswertungen unter anderen Schwerpunkten weiterhin zur Verfügung stehen. Die Auflösung der bildgebenden und koordinatenbasierten Verfahren war so zu wählen, dass auch feinste Strukturen der gebäudetechnischen Ausstattung, wie z. B. 3 mm dünne Bowdenzüge, einwandfrei dokumentiert werden konnten. Für die zeichnerische Darstellung des Bestandes wurde eine Vektorisierung der Massivbauteile, Brüstungen und Fenster im Maßstab 1:50, Genauigkeitsstufe III, als ausreichend erachtet, da eine Lesbarkeit in Planformaten erreicht werden sollte. Die umfangreiche fotografische Dokumentation in Farbe gibt Aufschluss über Art und Lage der Medienleitungen, die sich in der Punktwolke entsprechend nachträglich identifizieren lassen (Abb. 8a, 8b), da eine automatische Identifizierung und Generalisierung, wie für Walzprofile und Rohrleitungen üblich, hier nicht möglich war. Durch eine millimetergenaue Abfrage beliebiger Strecken in der räumlichen Darstellung unter TruView™ können so nachträglich beliebige Detailinformationen gewonnen werden.



8. Institut für Kolbenmaschinen, Walter Henn 1957–65, Motorprüfraum; Vergleich Orthofoto – 3D-Laserscan

Die sinnvolle Ergänzung von terrestrischem Laserscan und getrennt erstellten hochauflösenden Orthofotos konnte in Form der digitalen Fotogrammetrie im Bereich der frei zugänglichen Fassaden in einer Technologie zusammengeführt und mit Bezug auf die Landeskoordinaten geodätisch genau verortet werden.

Das Erstellen eines Leistungsheftes für eine arbeitsteilige Dokumentation stellte die Hauptaufgabe in der ersten Phase dar und bildete die Grundlage für die Ausschreibung des umfangreichen terrestrischen Laserscans mit zugehöriger Vektorisierung und Plandarstellung an einen kommerziellen Anbieter. In der zweiten Phase wurden mit Unterstützung der Institute Baugeschichte und Geodäsie & Photogrammetrie der TU Braunschweig ein eigener Laserscan in ausgewählten Teilbereichen zur Kontrolle angefertigt und mit iWitness™ die vier Fassaden in Form einer digitalen Fotogrammetrie erfasst. Die Arbeitsgemeinschaft fokussierte sich auf die Erstellung des Raumbuches mit zugehörigen Orthofotos und der detaillierten Darstellung

und Beschreibung der prägenden Bauteile: Stahlrahmenfenster und schwingungsfrei gelagerte Spannbetten im Maßstab 1:2. In der abschließenden Phase wurden die intern und extern generierten Informationen zusammengeführt und auf ihre Konsistenz hin überprüft. Trotz der umfassenden Dokumentation in Wort, Bild und Plan waren zeittypische Bauteile im Detail nicht abschließend erfasst. Gerade Türen, Fenster, Treppen und die Spannbetten weisen charakteristische Merkmale auf, die sich erst dem fachkundigen Blick auf das Original erschließen. Auf Empfehlung der Arbeitsgemeinschaft wurden daher ausgesuchte Details der Spannbetten, der Glasfassade, einer Innentreppe und einer gasdruckfesten Revisionsluke fachgerecht ausgebaut und verrottungssicher auf den Liegenschaften der TU Braunschweig eingelagert.

Dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege wurde abschließend eine dreibändige Dokumentation mit digitalem Anhang aller Quelldateien übergeben.

Fazit und Ausblick

Junge Baubestände 1945+ sind Gegenstand unserer Forschung, insbesondere Fragen zur architektonischen Qualität und ihrer Bausubstanz. Um diese zu erfassen, mussten die Methoden aus der historischen Baudokumentation und der modernen Materialforschung kombiniert werden. Vermeintliche Negativaspekte – wie die dem Bau immanente Monofunktionalität bei gleichzeitig wenig akzeptierter architektonischer Qualität –, häufig in Kombination mit mangelhaftem Bauunterhalt oder originären Baumängeln, stellen die Liegenschaftsverwaltungen der Universitäten vor scheinbar unlösbare Aufgaben.

Neben der ökonomischen Vernunft, Bestandsbauten zu erhalten und im Kreislauf der Wertschöpfung weiterzunutzen, stellen diese Forschungsbauten u. U. auch einen hohen symbolischen Wert für eine wissenschaftsbasierte Gesellschaft dar und sind daher häufig als sprichwörtliche Denkmale bautechnischer Entwicklungssprünge zu identifizieren und nachfolgenden Generationen zu erhalten.

Das vorgestellte Beispiel belegt, dass für eine denkmalgerechte Baudokumentation eine individuelle,

objektbezogene Zusammenstellung des methodischen Instrumentariums auch zukünftig über die erreichbare Dokumentationstiefe entscheidet. Im bestmöglichen Fall werden so schon in der Planungsphase verlässliche Informationen erarbeitet, um eine Baumaßnahme im Bestand kalkulierbarer zu machen.

Gebäude jüngerer Provenienz wurden unter anerkannten Regeln der Technik und ihren Normen zur Qualitätskontrolle errichtet und lassen kaum außerplanmäßige Verformungen oder Schiefstellungen erwarten, wie sie bei historischen Gebäuden anzutreffen sind.¹² Demgegenüber gilt es, typische Schadensbilder durch Korrosion oder Ermüdungsbruch zu erkennen und einzuordnen. Darüber hinaus ist eine Prüfung auf unsichtbare Kontaminationen durch Baugifte wie PCB etc. für diese Altersgruppe besonders zu empfehlen, da diese Giftstoffe in allen Gebäudetypen zum Einsatz kamen. Erst das Wissen um zeitgenössische Bautechniken und die verwendeten Bau- und Hilfsstoffe ermöglicht eine Dokumentation, die tragfähige Aussagen über nachhaltige Strategien zur Weiter- bzw. Umnutzung erlaubt, da häufig bereits *ein* vernachlässigter Faktor über die Zukunft dieser Gebäude entscheiden kann. Es ist daher zu prüfen, ob das Raumbuch in seiner angelegten synoptischen Struktur, mit den Möglichkeiten der EDV, nicht auch eine umfassende Schadens- bzw. Altlastenkartierung beinhalten sollte. Eine weitere Dimension bilden die olfaktorischen Eindrücke, die konkrete Hinweise auf die Nutzung eines Raumes geben können. Der typische Geruch von Schmierstoffen kennzeichnete einen leeren Raum des Instituts als Fasslager für Öle und Fette, was durch den Zeitzeugen bestätigt wurde. So hilfreich die Beiträge von Zeitzeugen auch sein mögen, so sehr stehen sie aber im Ruf der subjektiven Einfärbung. Ihre Einordnung ist immer im Hinblick auf ihre Plausibilität kritisch zu prüfen.

Die Möglichkeit, neueste Technologie wie 3D-Scan, digitale Fotogrammetrie und hochauflösende digitale Fotografie anzuwenden, führt zu einer Veränderung der Dokumentationstiefe. Besonders offensichtlich wurde dies bei der Erstellung des Raumbuches. Die Dokumentation erfolgte über Fotografie und Beschreibung des Raumes mit allen technischen Einbauten sowie Versorgungsleitungen.

12 DIN 18202:2013-04.

Es zeigte sich jedoch, dass viele dieser Informationen bereits durch Fotografie und 3D-Laserscan erfasst und teilweise detaillierter dokumentiert worden waren. Es ist zu hinterfragen, ob dieselben Informationen im Raumbuch zu erfassen sind oder ob dieses besser Informationen enthalten sollte, welche nicht mit den anderen Methoden der Dokumentation festgehalten werden können.

Die Erforschung kultureller damaliger Phänomene und die Analyse der Bau- und Planungsprozessen von einst sind für das Verständnis von jungen Baubeständen von großem Wert: Schließlich geht es um Potenziale

für Sanierung und Weiternutzung des Baubestandes. Es geht dabei nicht nur darum, materialgerechte Verfahren zu entwickeln, sondern auch darum, gestalterische, d. h. ästhetische, soziale, ökonomische und ökologische Qualitäten im vorhandenen Bestand zu erkennen, um die jungen Baubestände mittels ressourcenschonender Methoden und Bauverfahren weiterzuentwickeln.

Die Bauforschung kann und hat die Verpflichtung, sich durch die Anwendung geeigneter Verfahren auch für den Erhalt und die Fortschreibung dieser häufig noch »ungelebten« jüngeren Baubestände 1945+ einzusetzen.

Anschrift der Verfasser:

*Olaf Gisbertz, Technische Universität Braunschweig,
Department Architektur, Institut für Baugeschichte,
Pockelsstraße 4, 38106 Braunschweig
Sebastian Hoyer, Technische Universität Braunschweig,
Department Architektur, Institut für Tragwerksentwurf,
Pockelsstraße 4, 38106 Braunschweig*

Literatur

DIN 18202:2013–04 Toleranzen im Hochbau – Bauwerke

Gisbertz 2012: O. Gisbertz: Marke & Mythos – Braunschweiger Schule, in: K.-J. Philipp – K. Renz (Hg.): Architekturschulen. Programm – Pragmatik, Propaganda (2012) 159–171

Gisbertz – Hoyer 2016: O. Gisbertz – S. Hoyer: »Über das alte und das neue Bauen« – Zum Werk für Industrie und Wissenschaft von Walter Henn, in: INSITU. Zeitschrift für Architekturgeschichte 2.2016, 1–14

Henn 1955: W. Henn: Bauten der Industrie, Bd. 1 (1955) 30–31

Henn 1967: W. Henn: Institut für Kolbenmaschinen und für Strömungsmaschinen der TH Braunschweig, in: Baumeister 9.1967, 1099–1101

Karg 2002: D. Karg (Hg.): Anforderungen an eine Bestandsdokumentation in der Baudenkmalpflege (Arbeitsmaterialien zur Denkmalpflege in Brandenburg Nr. 1) (2002) 3–27

Löhner – Großmann 1971: K. Löhner – D. Großmann: Das neue Institut für Kolbenmaschinen der Technischen Universität Braunschweig, in: Motorentchnische Zeitschrift 32.1971, 3, 73–77

Seherr-Thoß 1987: H. C. Graf von Seherr-Thoß: Löhner, Kurt, in: Neue Deutsche Biographie 15, 1987, 41 f. <<http://www.deutsche-biographie.de/pnd140036938.html>> (13. 07. 2016)

Winghart 2013: S. Winghart (Hg.): Archäologie und Informationssysteme. Vom Umgang mit archäologischen Fachdaten in Denkmalpflege und Forschung (Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 42) (2013) 6–62

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 2, 5, 7, 8a: Sebastian Hoyer, Braunschweig (=Dokumentation Nds. LdA Denkmalpflege, Stützpunkt Braunschweig); Abb. 3, 4, 6: TU Braunschweig, GB 3; Abb. 8b: Screenshot TruView™ Leica mit freundlicher Genehmigung von www.rmconsult.de

Ein »neuzeitlicher Pfahlbau« – der Ruderverein Neptun in Konstanz von Hermann Blomeier

Wohllöbend ließe sich dieser Bau in seinem heutigen Zustand als »unscheinbar« bezeichnen. Ungeachtet der prominenten Lage in Konstanz am Rheinkilometer Null, als »das erste Haus am deutschen Rhein«¹, wie es noch stolz zur Eröffnung 1956 hieß, direkt neben der ersten Rheinbrücke und gegenüber der im Zweiten Weltkrieg unzerstört gebliebenen Altstadt, lassen die zahlreichen baulichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte kaum noch die architektonische Qualität oder das spektakuläre und kontrovers diskutierte Erscheinungsbild jenes Gebäudes erahnen, welches als eines der ersten modernen Nachkriegsprojekte in Konstanz realisiert wurde (Abb. 1). Auftraggeber war der Ruderverein Neptun, der zu seinem 70-jährigen Jubiläum dank einer großzügigen Spende des in den USA lebenden Ehrenmitglieds und Konstanzer Ehrenbürgers William Graf das »lieb gewordene aber baufällige« alte Bootshaus durch einen Neubau ersetzen konnte.² Als Architekt wurde Hermann Blomeier gewonnen, der kurz zuvor die international beachteten Ländebauten für die Fährhäfen in Konstanz und Meersburg fertiggestellt

hatte.³ 1932 hatte er bei Ludwig Mies van der Rohe am Bauhaus Dessau sein Diplom gemacht, bevor er sich für ein Züricher Bauprojekt in der Grenzstadt Konstanz niederließ.⁴

In Hinblick auf aktuelle Planungen des Rudervereins für eine bauliche Erweiterung wurden im Rahmen eines baugeschichtlichen Seminars an der Hochschule Konstanz HTWG eine Baudokumentation und ein verformungsgerechtes Bauaufmaß erstellt.⁵ Angesichts der außergewöhnlichen Qualität des Gebäudes und seines weitgehend unbekanntem Architekten sollen im Folgenden insbesondere der innovative Entwurfsansatz sowie die konstruktive Umsetzung betrachtet werden.⁶

Vorgängerbauten

Bereits 1886, im Jahr nach seiner Gründung, konnte der Ruderverein auf dem Grundstück direkt am Seerhein ein erstes kleines Domizil in Form eines Bootsschuppens

- 1 Ruderverein Neptun Konstanz e. V., 6. Jg. (1956) Heft 1, 2; vorhanden im Nachlass Blomeier, Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau am Karlsruher Institut für Technologie (SAAT).
- 2 Ebenda, 10; zur Geschichte des Rudervereins siehe außerdem Hengstler 2010.
- 3 Neben mehreren Veröffentlichungen in deutschen Bauzeitschriften siehe dazu Documents 1952, 82, sowie Blomeier 1954. Für den Hinweis auf die französische Publikation möchte ich Gerhard Kabierske vom SAAI herzlich danken.
- 4 Zu Hermann Blomeier siehe Kachel 1989; Hermanns 1995, 154–161 und 194–199; Schwarting 2015 sowie A. Schwarting: Bodensee-Wasserversorgung Sipplingen (2017, im Druck).
- 5 Die Baudokumentation wurde im Januar 2015 unter der Leitung von Andreas Schwarting von den Studierenden Milena Citignola, Cindy Fuchs, Alexander Marks, Mandy Löhrhoff, Ramona Schnatterer und Philip Ziegler erstellt. Das verformungsgerechte Bauaufmaß fand vom November 2014 bis Januar 2015 mit Studierenden des Karlsruher Instituts für Technologie und der Hochschule Konstanz unter der Leitung von Dorothea Roos und Andreas Schwarting statt. Beteiligt waren Max Bosch, Yohanna Bund, Ellen Führer, Julian Hertich, Peter Hund, Mareike Jäntsich, Johannes Köhler, Jonas Lauinger, Yannik Schröder und Anna Seidel (KIT) sowie Geronimo Andura, Besart Uka, Julia Diesner, Matthias Duffner und Christian Sauter (HTWG). An dieser Stelle sei ausdrücklich dem Ruderverein Konstanz e. V. und insbesondere der Vereinspräsidentin Stephanie Peters für die gute Kooperation, das fachliche Interesse und die großzügige Gastfreundschaft herzlich gedankt.
- 6 Das Vereinshaus des Rudervereins Neptun wurde kurz nach der Fertigstellung in mehreren Bauzeitschriften publiziert, vgl. Eckstein 1956, DBZ 1957, Krewinkel 1958.



1. Ruderverein Neptun, Ansicht von Südosten, 2015. Gleicher Standpunkt wie Abbildung 3



2. Ruderverein Neptun, Ansicht von Südosten, nach dem 1922 erfolgten Umbau durch Ganter & Picard mit dem älteren Bootshaus von 1894 im Zentrum. Die Bootshalle auf der rechten Seite ist bis heute erhalten

mit Umkleideraum errichten, bevor zweimal jeweils neue und größere Bauten in Holzbauweise folgten. Wurde das zweite Bootshaus 1894 höchstwahrscheinlich komplett neu gebaut, handelte es sich 1922 um die Erweiterung des bestehenden Gebäudes, welches durch das Konstanzer Architekturbüro Ganter & Picard seitlich mit eingeschossigen Anbauten versehen und im Inneren geringfügig umorganisiert wurde. Dabei war die bestehende Holzständerkonstruktion recht einfach zu erweitern. Befand sich beim Altbau im Erdgeschoss die Bootshalle und im oberen Stockwerk ein Aufenthaltsraum, so wurde nun auf der dem Seerhein zugewandten Südseite eine große Herrenumkleide mit Sanitäräumen angebaut (Ruderinnen waren erst ab 1931 zugelassen), auf der Westseite eine Werkstatt und auf der Nordseite eine zusätzliche Bootshalle. Im Obergeschoss fand noch ein Sitzungszimmer Platz, außerdem wurde eine großzügige Terrasse vorgesehen (Abb. 2).

Fotografien von Heinz Kabus

Der 1955 errichtete Neubau wurde durch den Fotografen Heinz Kabus eindrucksvoll dokumentiert.⁷ Das zierliche

Gebäude präsentiert sich auf den Aufnahmen vordergründig funktional, erweist sich jedoch bei näherem Hinsehen als subtile künstlerische Komposition. Der von Kabus gewählte Standort macht deutlich, wie sich in der offenen Ecke des Erdgeschosses der Seerhein mit der Gebäudekubatur verschränkt (Abb. 4). Vom Anlegesteg aus wird die differenzierte Materialität mit den glatten und präzisen, ursprünglich kobaltblauen Stahlbauteilen, dem lebendigen Farbspiel der Embracher Hartbrandklinker und den schalungsrauen Betonflächen der Deckenuntersichten erkennbar (Abb. 3).

Es ist ein ausgesprochen leichter und luftiger Bau, dessen genutzte Innenräume zum Teil weit hinter den Außenkanten des Stahlskeletts zurückbleiben, welches auf diese Weise nicht die Grenzen des Baukörpers definiert, sondern als Ordnungsstruktur für ein freies Spiel von unterschiedlich großen und unterschiedlich ausgebildeten Raumvolumina dient. Dass die Aufnahmen von Kabus mehr sind als eine rein dokumentarische Wiedergabe des neuen Gebäudes, zeigt insbesondere der gerahmte Blick aus dem Gebäude auf die Altstadt mit dem Rheintorturm auf der gegenüberliegenden Seite des Seerheins (Abb. 5). Die moderne Architektur wird der historischen Stadt gegenübergestellt und so der Aufbruch in eine neue Zeit

7 Zu Heinz Kabus (1919–2004) siehe D. Cremer-Schacht: Führender Industriefotograf, in: Südkurier 18. 6. 2004. Der Konstanzer Fotograf hat viele Bauten von Hermann Blomeier zumeist unmittelbar nach deren Fertigstellung mit künstlerisch hochwertigen und technisch aufwändigen Aufnahmen dokumentiert. Für die Publikationsgenehmigung dieser Fotografien möchte ich Frank Kabus herzlich danken.



3. Ruderverein Neptun, Ansicht von Südosten, 1956, Foto Heinz Kabus

inszeniert: Leichtigkeit statt Schwere, Glas statt massiver Mauern, Raster statt Wirrwarr.

Dies mag zunächst an die Zeichnungen von Marcel Lods im Rahmen der Wiederaufbauplanungen von Mainz erinnern, die den Gegensatz zwischen finsterner historischer und menschenfreundlicher moderner Architektur in buchstäblicher Schwarzweißmalerei illustrieren. Im Gegensatz dazu ist der Blick auf die Geschichte hier keineswegs ablehnend – der historische Prospekt wird geradezu respektvoll als freundliche Kulisse inszeniert. Und dennoch: Anders als Paul Jordan, der als Stadtbaumeister noch 1916 mit der Lesehalle am Rheintorturm eine bauliche Synthese mit dem mittelalterlichen Kontext angestrebt hatte, stellte sich Blomeier mit dem Gebäude des Rudervereins nicht zuletzt auch symbolisch auf die andere Seite des Flusses.⁸

Entwurfskonzeption

Auch in Hinblick auf den unmittelbaren Vorgängerbau zeigte Blomeier ein differenziertes Verhältnis zum baulichen Bestand. Obwohl sich das Erscheinungsbild radikal vom Vorgängerbau absetzte, wurde dessen Grundstruktur beibehalten und zu einem modularen System transformiert. Dies bot sich aus mehreren Gründen an, denn eine Raumbreite von etwa sechs Metern ist günstig für die Lagerung von Ruderbooten und durch die Grundrisanpassung konnten möglicherweise sogar Fundamente des Vorgängerbaus weitergenutzt werden. So wurde die Grunddisposition des Gebäudes mit Bootshalle und Umkleiden im Erdgeschoss, Aufenthaltsräumen, Sitzungszimmer und einer Terrasse im Obergeschoss auch für den Neubau übernommen. In seiner Dimension und Struktur

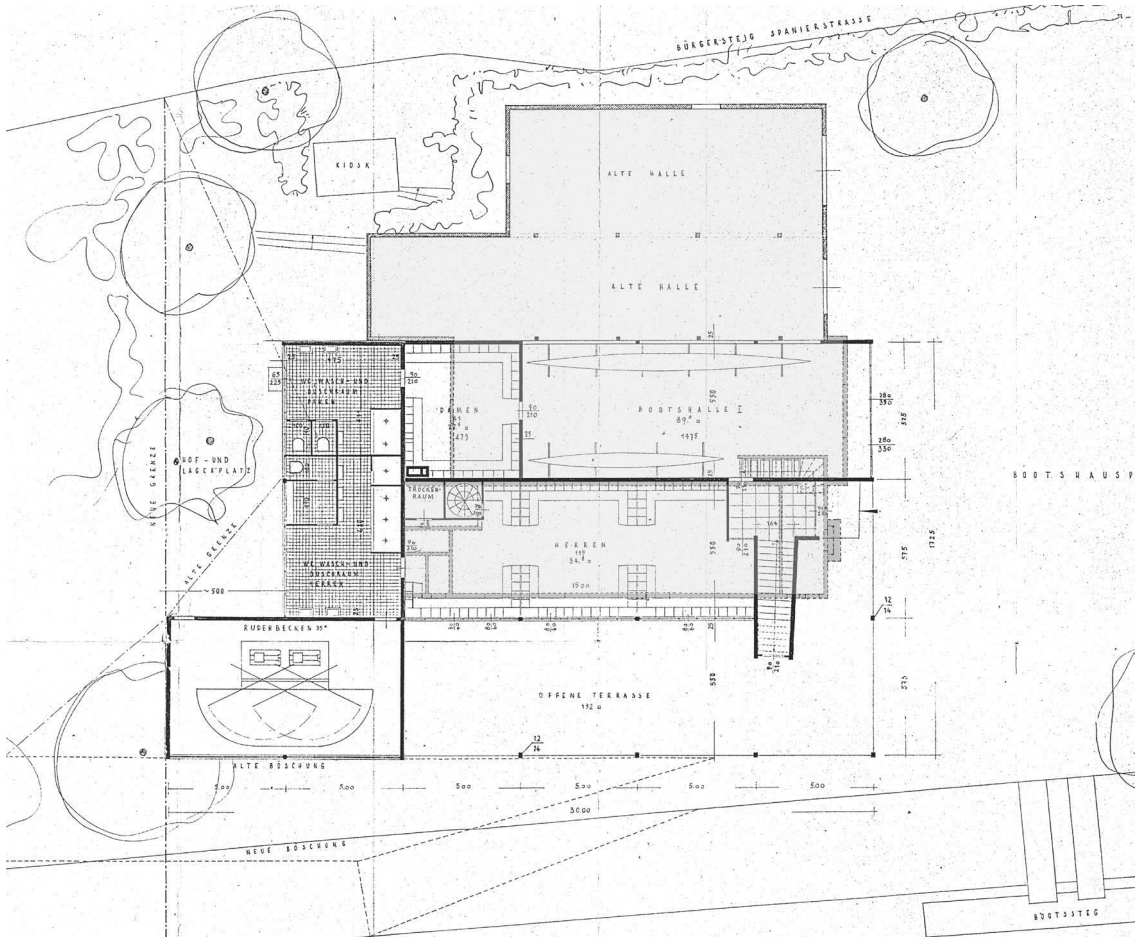
8 Zum Konstanzer Stadtbaumeister Paul Jordan (1876–1966) siehe Friedrich 2016.



4. Ruderverein Neptun, Ansicht von Nordosten, 1956, Foto Heinz Kabus



5. Ruderverein Neptun, Blick aus der Treppenhalle des Obergeschosses auf die Altstadt mit Rheintorturm und 1916 angebaute Lesehalle, 1955, Foto Heinz Kabus



6. Ruderverein Neptun, Überlagerung der Grundrisse der Neubauplanung von 1955 mit dem damaligen Bestand (grau eingefärbt)



7. Ruderverein Neptun, Entwurfsmodelle circa 1954

scheint das Bootshaus von 1894 gewissermaßen noch durch, daneben blieb eine der Bootshallen von 1922 mit einem späteren Anbau sogar bis heute erhalten (Abb. 6).

Blomeier hatte zwei Bauabschnitte vorgesehen, die Bootshallen von 1922 sollten möglichst rasch einer Erweiterung des Neubaus weichen. Dieser sollte im Erdgeschoss zusätzlich einen Kiosk und eine öffentliche Toilette aufnehmen, im getrennt erschlossenen Obergeschoss eine Kegelbahn. Realisiert wurde jedoch nur der südliche Teil. Der modulare Aufbau bot die Chance, den Bau in unterschiedlichen Varianten an die erforderlichen und finanzierbaren Nutzungen anzupassen. Dazu wurden mehrere Modelle angefertigt, die den Entwurfsprozess nachvollziehbar werden lassen. Die Idee eines Raumtragwerks, welches die unterschiedlichen Raumvolumina aufnehmen konnte, schien erst im Verlauf der Entwurfsarbeit aufgekommen zu sein und wurde mit Bleistift zunächst in ein Modellfoto skizziert (Abb. 7 oben). Ein späterer Bearbeitungsstand zeigt das an der Front zum Seerhein über die volle Länge zweigeschossig ausgebildete Stahlskelett und zusätzlich im Erdgeschoss auf der westlichen (linken) Seite noch einen Trainingsraum für ein Ruderlehrbecken (Abb. 7 unten). In der realisierten Entwurfsvariante teilen sechs Reihen von je sieben Stützen den Grundriss in ein Raster von 30 fast quadratischen Feldern. Die achtzehn südlichen Kompartimente umfassten den ersten Bauabschnitt, auf

der Nordseite waren zwölf weitere für einen zukünftigen zweiten Bauabschnitt vorgesehen.

Die Idee einer modularen Primärstruktur, die gleichermaßen als Ordnungssystem und Tragwerk unterschiedlich gefüllt werden konnte, nahm bereits spätere Entwurfskonzepte vorweg, wie sie sich in den Ideenwelten der internationalen Situationisten mit dem Projekt ›New Babylon‹ von Constant Nieuwenhuys, der japanischen Metabolisten um Kenzo Tange, der ›Plug-In-City‹ von Archigram oder der ›Raumstadt‹ von Yona Friedman konkretisieren. Das Centre Pompidou in Paris von Renzo Piano und Richard Rogers, 1971 begonnen, ist eine der wenigen Realisierungen eines solchen Raum- und Konstruktionskonzepts, welches zwischen (dauerhaftem) Primär- und (disponiblen) Sekundärtragwerk unterscheidet.

Konstruktion und Baugeschichte

Die Bauarbeiten am neuen Vereinshaus begannen mit der Demontage und dem Verkauf des Holzhauses, im März 1955 folgte die Grundsteinlegung und die Montage des Stahlskeletts (Abb. 8). Die Stahlbauarbeiten führte die inzwischen weltweit agierende Firma Gartner aus Gundelfingen aus, dabei entwickelte Blomeier gemeinsam mit den Gebrüdern Gartner die konstruktiven Einzelheiten. Es handelt sich um eine vollständig am Bau verschweißte Konstruktion, die auf der symmetrischen Kopplung zweier U-Profile zu einem Kastenprofil beruht. Die abgewinkelten Seiten der Flansche zeigen dabei nach innen, sodass eine exakt rechtwinklige und scharfkantige Außenkontur entsteht. Diese nachträgliche Präzisierung und Veredelung von Stahlprofilen aus dem Walzwerk lässt sich mit dem Umgang seines Lehrers Mies van der Rohe mit der Stahlkonstruktion des einige Jahre zuvor fertiggestellten ›House Farnsworth‹ vergleichen: Auch dessen Stützen aus Breitflanschprofilen verleugnen nach einer aufwändigen Prozedur aus Sandstrahlen und weißer Beschichtung ihre industrielle Herkunft.⁹

Jenseits funktionaler und statischer Belange kommt der Konstruktion hier also eine besondere Bedeutung zu.

9 Vgl. Schulze 1986, 265.



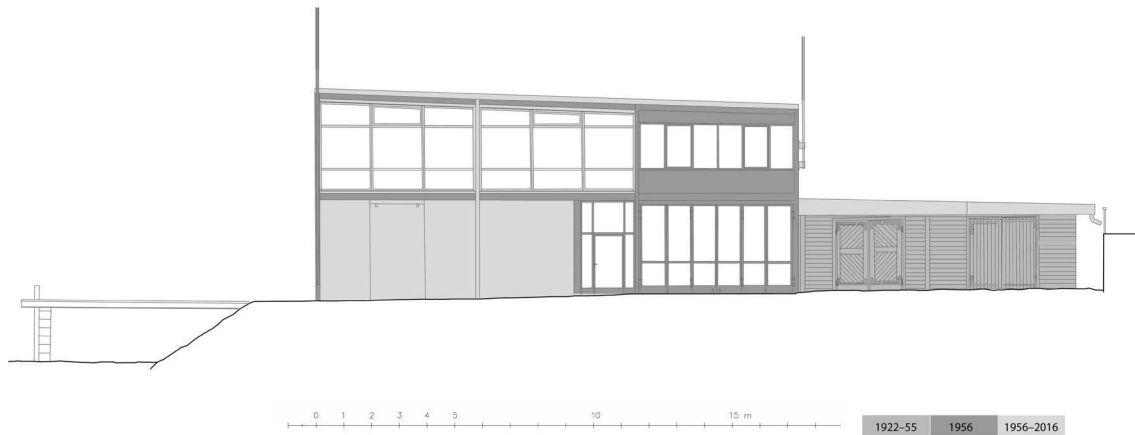
8. Ruderverein Neptun, Montage des Stahlskeletts, 1955

In der Broschüre zur Eröffnung bemühte Blomeier dafür einen historischen Vergleich, indem er das Gebäude als »neuzeitlichen Pfahlbau«¹⁰ bezeichnete – eine bewusst gewählte Assoziation, konnte damit doch das ungewöhnliche Bauwerk angesichts der erheblichen Widerstände in der Verwaltung gewissermaßen durch eine bis ins Neolithikum zurückreichende lokale Bautradition legitimiert werden. Dennoch ist dieser Vergleich durch das Einfügen des Ruderlehrbeckens im Erdgeschoss eigentlich hinfällig, wohingegen das ästhetische Spiel der Kuben im stählernen Koordinatensystem erheblich an Reiz gewinnt. Wie sehr die gefundene Form eine gelungene Verbindung von funktionalen und ästhetischen Aspekten darstellt, wird – leider – in der Veränderungsgeschichte des Gebäudes

deutlich. So kam es nicht zur Ausführung des zweiten Bauabschnitts, stattdessen führte die zunehmende Raumnöte des Vereins dazu, das »Angebot der Tragstruktur« anzunehmen und fast bis an die Grenze des Möglichen auszureizen. Im Erdgeschoss wurde der offene Bereich zugunsten von Lager- und Kraftsporträumen komplett geschlossen, die Terrasse wurde teilweise mit einem Raum für Wanderruderer überbaut. Darüber hinaus wurden an vielen Stellen bauzeitliche Bauteile ausgetauscht, sodass nun Aluminium- und Kunststoffenster, Putzoberflächen, Verblechungen, Markisen, Fluchttreppen und -leitern das ursprünglich filigrane Erscheinungsbild verunklärten.

Der Baualtersplan zeigt an der Ostseite die Bootshalle von 1922 (auf der rechten Seite), den dunkelgrau

¹⁰ Ruderverein Neptun Konstanz e. V., 6. Jg. (1956) Heft 1, 2; vorhanden im Nachlass Blomeier, Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau am Karlsruher Institut für Technologie (SAAI).



9. Ruderverein Neptun, Ostseite, Baualtersplan 2015

eingefärbten Bestand von 1956 sowie die hellgrau markierten Veränderungen der letzten Jahrzehnte (Abb. 9). Auf der Südseite zum Seerhein hin existieren bis auf das Stahlskelett und das Terrassengeländer praktisch keine bauzeitlichen Bauteile und Oberflächen mehr, während die Westseite als wenig repräsentative Rückseite fast vollständig und in gutem Zustand erhalten ist. Die schlank profilierten Stahlfensterkonstruktionen der Firma Greschbach haben sich nicht nur an dieser Fassade erhalten, sondern teilweise sogar hinter den neuen Außenwänden der Südseite. Daneben existieren im Inneren auch noch Teile der bauzeitlichen Ausstattung, wie etwa die Schränke der Frauenumkleide.

Bauhaus am Bodensee?

Es ist bemerkenswert, dass dieser kleine Bau in konstruktiver und ästhetischer Hinsicht Entwicklungen und Ideen vorwegnahm, deren Umsetzung im globalen Kontext erst später folgen sollte. So stellt sich die Frage nach dem Architekten Blomeier und seiner Ausbildung am

Bauhaus Dessau, die er selbst als das »nahezu schicksalhafte Glück« und als »entscheidendste Zeit« in seinem Leben bezeichnet hat.¹¹ Blomeier hatte zunächst an der Landesbaugewerkeschule Holzminden studiert, bevor er sich auf Anraten des Direktors Paul Klopfer am Bauhaus bewarb.¹² Dort wurden ihm dank seines Abschlusses in Holzminden die ersten drei Semester erlassen und es begann ein intensives Studium nicht nur im Seminar von Mies van der Rohe, sondern unter anderen auch bei Ludwig Hilberseimer, Hinnerk Scheper, Josef Albers, Jost Schmidt, Karlfried Graf Dürckheim, Wassily Kandinsky und Richard Neutra.¹³ Wie bei seinen Kommilitonen war der Ausdruck seiner Entwürfe deutlich von Mies geprägt, ein Umstand, der zum vergleichsweise schlechten Ruf des Bauhauses unter seinem dritten Direktor beigetragen hat und den oberflächlichen Vorwurf nahelegte, hier sollten lauter »Mieslinge« herangezüchtet werden.¹⁴ Nichtsdestoweniger hat das ästhetische Material des Meisters weder bei Blomeier noch bei den meisten seiner Kommilitonen dazu geführt, in der späteren Berufspraxis dessen gestalterische Sprache beizubehalten. Nach seinem Bauhaus-Diplom vom 5. Juli 1932 hat Blomeier nur ein

¹¹ Vgl. undatiertes Redemanuskript (vermutlich 1977), SAAI Karlsruhe, Bestand Hermann Blomeier, Ganter & Picard, Archivbox 1.

¹² Paul Klopfer war mit Walter Gropius befreundet und hielt am Weimarer Bauhaus Vorträge, bevor er die Leitung der Baugewerkeschule Holzminden antrat. Vgl. Kurzbiografie und Erinnerungen seiner Frau Johanna, Bauhaus-Archiv Berlin, Nachlass Klopfer, Mappe 18.

¹³ Zur Baulehre am Bauhaus vgl. Winkler 2003.

¹⁴ Wolsdorf 2001, 7. 13.

einziges Mal eine offene Hommage an seinen Meister gebaut, nämlich das 1958 fertiggestellte Betriebsgebäude der Bodensee-Wasserversorgung in Sipplingen, welches als eingeschossiges Glashaus mit außenliegendem stählernen Tragwerk Anregungen vom ›House Farnsworth‹ in Plano und von der ›Crown Hall‹ in Chicago aufnahm.

Wichtiger als die Form waren Werte: Die »Vergeistigung« des Bauhauses nach 1930 sowie die »absolute Meisterschaft und schlichte Menschlichkeit«¹⁵ von Mies waren es, die Blomeier tief beeindruckten und sein Selbstverständnis als Leiter eines Architekturbüros prägten, das mehr »Seminar« als »Management« sein sollte. Auch seine Tätigkeit als Schriftführer der Zeitschrift »Bauen und Wohnen« 1947–1949 sowie sein Engagement bei der Gründung des Südbadischen Werkbundes in Konstanz 1947 und der Neugründung des Deutschen Werkbundes im Kloster Ettal 1950 machten sein umfassendes Bemühen um eine »ehrliche, lebendige, also menschliche Neuzeit des Bauens« deutlich.¹⁶ So war Blomeiers Schaffen nicht die Reproduktion einmal gelernter Inhalte, sondern vielmehr deren Weiterentwicklung angesichts der zunehmend schneller sich wandelnden technischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Nachkriegsjahre. Als angemessene architektonische Antwort darauf fand er zum Konzept eines offenen, erweiterbaren Raumtragwerks mit veränderbaren, in unterschiedlicher Weise ausgeformten Raumvolumina. Die Modularität des Gebäudes kam dabei nicht nur den zahlreichen baulichen Veränderungen

entgegen, sondern könnte auch der Schlüssel sein, um es – gegebenenfalls in mehreren Schritten – wieder zu seinen ursprünglichen Qualitäten zurückzuführen. Denn anders als die offenen Grundrisse von Mies, bei denen kein Sessel verschoben werden kann, ohne das raumkünstlerische Konzept zu beeinträchtigen, erweist sich der Konstanzer Bau als tatsächlich flexibel.

Die nun ins Auge gefasste Baumaßnahme¹⁷ bietet die Chance, durch den bereits 1956 vorgesehenen zweiten Bauabschnitt den Bestand soweit zu entlasten, dass wichtige Aspekte des Gebäudes zurückgewonnen werden können, wie etwa die offene Südostecke im Erdgeschoss oder die freie Terrasse im Obergeschoss. Nur so ließen sich der innovative Umgang mit Raum und Konstruktion, die Durchdringung von Innen und Außen sowie die materielle und visuelle Verzahnung des Gebäudes mit seiner Umgebung wieder nachvollziehen. Auch Details wie die Wandscheibe zwischen Treppenraum und Terrasse – heute durch eine Glaswand ersetzt – spielen für die Gesamtkomposition eine wichtige Rolle und sollten wiederhergestellt werden.

Im Gebäude des Rudervereins Neptun zeigt sich mehr als eine nur lokale Episode der Nachkriegsarchitektur, denn das konstruktive und räumliche System verweist bereits auf spätere Raum- und Konstruktionskonzepte. Als hervorragendes Dokument aus dem Berufsweg eines Absolventen der Baulehre am Bauhaus Dessau ist es darüber hinaus aber auch ein Stück Bauhausgeschichte.

Anschrift des Verfassers:

*Hochschule Konstanz, Technik, Wirtschaft und Gestaltung,
Alfred-Wachtel-Str. 8, 78462 Konstanz*

¹⁵ Wie Anm. 11.

¹⁶ Manuskript »Maxime« 1977, SAAI Karlsruhe, Bestand Hermann Blomeier, Ganter & Picard, Archivbox 1.

¹⁷ S. Pfanner: Mehr Platz für Boote und Mitglieder, in: Südkurier 20.12.2016.

Literatur

- Blomeier 1954: H. Blomeier: Randbebauung Fährhafen Konstanz-Staad/Bodensee, in: *Bauen und Wohnen* 8.1954, 4, 209–212
- Documents 1952: Documents. Revue mensuelle des questions allemandes. Architecture et reconstruction en Allemagne (Numéro spécial hg. vom Bureau International de Liaison et de Documentation) (1952)
- Eckstein 1956: H. Eckstein: Klubhaus Ruderverein Neptun, in: *Bauen und Wohnen* 11.1956, 9, 301–305
- Friedrich 2016: I. Friedrich: Ein vergessener Baumeister. Der Architekt und Oberbaurat Paul Jordan (1876–1966), in: *Konstanzer Almanach* 2016, 70–74
- Hengstler 2010: H. Hengstler (Hg.): 125 Jahre Ruderverein »Neptun« in Konstanz 1885–2010 (2010)
- Hermanns 1995: U. Hermanns (Red.): basis bauhaus ... westfalen. Eine Ausstellung des Westfälischen Museumsamtes Münster im Zusammenarbeit mit dem Kunst-Museum Ahlen (1995)
- Kachel 1989: A. D. Kachel: Der Architekt Hermann Blomeier 1907–1982 (unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Freiburg) (1989)
- Krewinkel 1958: H. W. Krewinkel: Klubhaus eines Rudervereins in Konstanz, in: *Glasforum* 1958, 2, 17–20
- Schulze 1986: W. Schulze: Mies van der Rohe. Leben und Werk (1986)
- Schwarting 2015: A. Schwarting (Hg.): Konstanz und die Moderne. Der Architekt Hermann Blomeier (Unveröffentlichtes Seminarbuch, Hochschule Konstanz HTWG) (2015)
- Winkler 2003: K.-J. Winkler: Baulehre und Entwerfen am Bauhaus 1919–1933 (2003)
- Wolsdorf 2001: C. Wolsdorf (Red.): Mehr als der blosse Zweck. Mies van der Rohe am Bauhaus 1930–1933 (2001)

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 9: Verf.; Abb. 2: Ruderverein Neptun e. V.; Abb. 3–5: Foto Heinz Kabus, SAAI Karlsruhe; Abb. 6–8: SAAI Karlsruhe

»Sollte dies etwa das Ende der historischen Stadt bedeuten?« Zum Umgang mit stadträumlicher Identifikation im Wiederaufbau Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg

Der Wiederaufbau Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg war geprägt von den modernen Prinzipien der Gliederung, Auflockerung und Durchgrünung der Städte. Das wahrscheinlich radikalste Konzept nach diesen Ideen zeigte sich schon 1946 in Mainz: Die Planung des Wiederaufbaus der zu weiten Teilen zerstörten Stadt erfolgte durch die aktive Beteiligung der französischen Besatzungsmacht. Der beauftragte Architekt Marcel Lods präsentierte seine Idee der »Idealstadt der Zukunft« mit Scheibenhochhäusern in einer grünen Landschaft, umgeben von einem Autobahnring. Er negierte damit nicht nur die Eigentumsverhältnisse, sondern auch die Identifikation der Bewohner mit ihrer Stadt; daher sollte gerade der traditionell eingestellte Paul Schmitthenner einen Gegenvorschlag mit Ansätzen zur Rekonstruktion entwickeln. Nach heftigen Kontroversen konnte allerdings keines der beiden Konzepte umgesetzt werden.¹

Wie auch in Mainz häuften sich in dieser Zeit die Diskussionen um den Umgang mit den zerstörten historischen Stadtzentren: zwischen Bombenangst und Identitätsverlust, zwischen radikaler Moderne und traditioneller Anpassung an den Vorkriegsbestand. Mit Wolfgang Rauda (Abb. 1), einem Dresdner Architekten, Stadtplaner und -theoretiker, findet sich ein bisher im Forschungsdiskurs kaum beachteter Protagonist, der im Spannungsfeld dieser Positionen eine eigene theoretisch und historisch begründete Methodik zu entwickeln versuchte. Raudas Biografie und sein publiziertes Werk geben einen Einblick in seine Herangehensweise an die Stadtplanung

der Nachkriegsmoderne; die Entwicklung des Städtebaus nach dem Zweiten Weltkrieg kritisierte er mit dem titelgebenden Zitat als mögliches »Ende der historischen Stadt«². Darüber hinaus findet sich in Raudas Publikationen und eigenen städtebaulichen Entwürfen ein auf die Identität von Stadtgestaltung und Gesellschaft bezogenes Konzept zum Umgang mit den zerstörten historischen Stadtzentren, das im Folgenden erläutert wird.

Wolfgang Rauda – Architekt, Stadtplaner und -theoretiker zwischen den Systemen

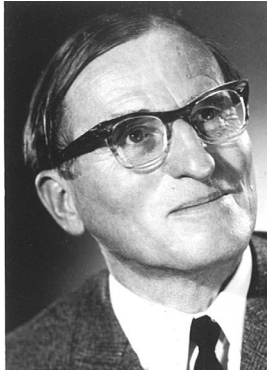
Wolfgang Fritz Rauda wurde am 6. Juni 1907 in Zittau (Erzgebirge) geboren.³ Sein Vater, Fritz Rauda (1879–1945), war ein Dresdner Denkmalpfleger, der 1924 zum Professor für Geschichte der Baukunst an die TH Dresden berufen wurde.⁴ Rauda begann nach Abschluss seines Abiturs am humanistischen Kreuzgymnasium in Dresden 1926 sein Architekturstudium an dieser Hochschule. 1929 verbrachte Rauda ein Studienjahr an der TH Stuttgart, wo er – neben den Städtebauvorlesungen Heinz Wetzels – Seminare und Entwürfe bei Paul Bonatz absolvierte, mit dem er bis zu dessen Tod einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt. Nach Abschluss seines Studiums 1930 verfasste er seine Dissertation »Der mittelalterliche Stadtgrundriß Dresdens und seine Weiterbildung im Schloßgelände bis zur Neuzeit«, die er 1932 bei Adolf Muesmann abschloss. Bis 1933 arbeitete Rauda bei Hubert Ermisch am

1 Siehe Durth – Gutschow 1993, 140.

2 Rauda 1969, 15.

3 Die folgenden biografischen Angaben sind, sofern nicht anderweitig angegeben, aus dem Privatnachlass Raudas entnommen.

4 Petschel 2003, 744.



1. Wolfgang Rauda,
1907–1971

Wiederaufbau des Dresdner Zwingers und wurde 1938 zum Regierungsbaurat ernannt. In dieser Position wurde er in den vom NS-Regime besetzten »Reichsgau Wartheland« versetzt und dort 1940 als Dezernent für Städtebau-, Wohnungs- und Siedlungsbauwesen im damaligen »Litzmannstadt« (heute Łódź) eingesetzt. Direkt nach Ende des Zweiten Weltkriegs war er bis 1947 in der Bauleitung der Landesregierung Sachsens beschäftigt und konnte am Wiederaufbau Dresdens mitwirken. Durch seine darauffolgende Tätigkeit als freier Architekt, beispielsweise des Studentenwohnheimes an der Güntzstraße in Dresden oder der Bethlehemkirche in Dresden-Tolkewitz, wurde er 1952 als Professor für Wohnungsbau und Entwerfen an die TH Dresden berufen. Sein Renommee stieg durch zahlreiche stadtbauhistorische Publikationen; einen ersten Höhepunkt bildete die Schrift über »Raumprobleme im europäischen Städtebau« (1956). Da die für seine Forschungen notwendigen Auslandsaufenthalte durch verschiedenste Auflagen der DDR-Regierung verkompliziert wurden, sah sich Rauda im Mai 1958 gezwungen, in die BRD umzusiedeln. Sein langjähriger Kontakt zum Stadtbaurat Rudolf Hillebrecht sollte ihm die Möglichkeit eröffnen, seine universitäre Karriere in Hannover fortzuführen. Doch vorerst war Rauda als freischaffender Architekt tätig – er entwickelte ein System für den Schulbau und plante hauptsächlich Kirchen und Gemeindezentren. Erst 1968 wurde

er als Lehrbeauftragter an die TH Hannover berufen. In dem eigens für ihn geschaffenen Lehrgebiet »Lebendige städtebauliche Raumbildung« hielt er Vorlesungen und bot Übungen an, die er wieder seinem ursprünglichen Forschungsinteresse widmen konnte: der Regeneration der alten Stadt und der Bedeutung von Stadträumen für die Stadtplanung. Dass dieses Thema spätestens mit dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 enorm an Bedeutung gewonnen hat, erlebte Wolfgang Rauda nicht mehr. Er starb 1971 nach schwerer Krankheit.

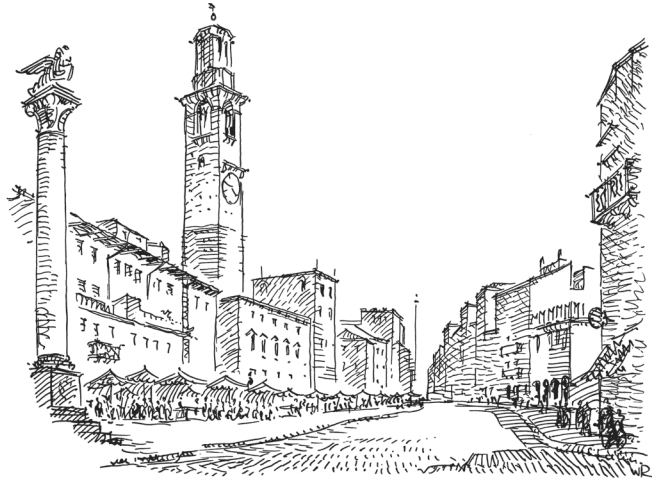
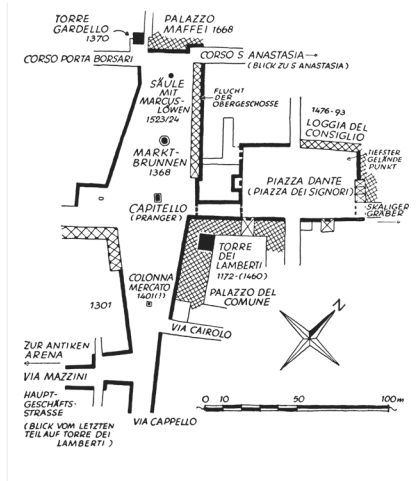
Raumprobleme, Raumbildung, Raumkultur

Neben seinem umfangreichen architektonischen Werk im Kirchen-, Wohn- und Schulbau verfasste Wolfgang Rauda vor allem in den 1950er Jahren zahlreiche Aufsätze, Zeitschriftenartikel und Stadtmonografien. Die Stadtbaugeschichte und deren Bedeutung für die aktuelle und zukünftige Stadtgestaltung bildeten dabei die inhaltlichen Schwerpunkte. Verdeutlicht wurden seine Thesen in seinen drei (beziehungsweise vier) Hauptwerken: »Raumprobleme im europäischen Städtebau« (1956), »Lebendige städtebauliche Raumbildung« (1957) und »Die historische Stadt im Spiegel städtebaulicher Raumkulturen« (1969). Letzteres sollte laut Vorwort nur eine Kurzfassung einer späteren Publikation sein, die allerdings aufgrund seiner Krankheit nicht mehr veröffentlicht wurde: »Festliches Venedig – Stadtbaukunst im Wandel von Raum und Zeit« sollte 1971 im Patzer-Verlag erscheinen.⁵ Im Folgenden wird ein kurzer inhaltlicher Überblick über diese Werke gegeben, um Raudas Ansatz zu erläutern.

Gemeinsam ist den Schriften, dass sie eine Sammlung unterschiedlichster städtebaulicher Situationen darstellen, die jeweils in Form von Zeichnungen, Lageplänen, stadthistorischen Betrachtungen und Analysen zur Wahrnehmung dieser Orte erläutert werden (Abb. 2).⁶ Anhand solcher Beispiele entwickelte Rauda in »Raumprobleme

5 Dieses bisher unbekanntes Werk liegt mir in einem beinahe druckfertigen Manuskript vor, das mir der Erbe seines Nachlasses, sein Sohn Dr. Frank Rauda, dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat. Es wird im Folgenden als »Rauda 1971« zitiert.

6 Gerade die Zeichnungen finden sich in vielen späteren Betrachtungen insbesondere zur Stadtbaugeschichte wieder. Für sie ist Rauda allgemein bekannt geworden, Rudolf Hillebrecht schreibt beispielsweise im Vorwort zu »Die historische Stadt im Spiegel städtebaulicher Raumkulturen«: »Die Schwierigkeit, die Dreidimensionalität in zweidimensionalen Karten ihrer Grundrißformen zur Darstellung zu bringen, überwindet Rauda durch seine meisterlichen perspektivischen Zeichnungen [...]« (Hillebrecht, in: Rauda 1969, 7).



2. Städtebauliche Analyse der Piazza delle Erbe in Verona, Lageplan und Raumbild

im europäischen Städtebau« eine »Übersicht über die Raum- und Ordnungsprinzipien«⁷, in der er sogenannten »Gestaltbereichen« in verschiedenen Kategorien bestimmte Prinzipien zuwies, die jeweils aus der Wahrnehmung der Stadträume resultierten. So unterläge der »Gestaltbereich der Antike« einem »frei-rhythmischen Kompositionsprinzip«⁸, das man hauptsächlich in den sakralen Bezirken der griechischen Städte antrifft. Beeinflusst durch die Forschungen von Konstantinos A. Doxiadis⁹ argumentierte Rauda, dass beispielsweise die frei in den Raum gestellten Baukörper der Akropolis in Athen von einem bestimmten Standpunkt aus – dem Eintritt von der weltlichen Polis in den göttlichen Bezirk – als eine Gesamtkomposition wirken würden.¹⁰ Daneben wies er dem Gestaltbereich des Mittelalters ein »gebunden-rhythmisches Ordnungsprinzip« zu, dem Gestaltbereich der Renaissance hingegen ein »metrisches«. Das »Bauen unserer Zeit« – der Städtebau seit der fortschreitenden Industrialisierung des 20. Jahrhunderts – sei charakterisiert durch ein »neues frei-rhythmisches Ordnungsprinzip«¹¹, wodurch ein verändertes Verhältnis zum Stadtraum der Moderne angedeutet wurde. Beispielgebend hierfür waren zeitgenössische Planungen wie die um 1950

entstandene Trabantensiedlung Vällingby bei Stockholm, die Rauda als »frei-rhythmisch gestalteten Gesamtorganismus«¹² bezeichnete.

Diese Prinzipien wendete er in der zweiten Publikation »Lebendige städtebauliche Raumbildung« anhand der Analyse von elf mitteldeutschen Städten und ihrer Geschichte an. Im Vorwort äußerte sich Rauda auch dazu, wie seine Erkenntnisse für die Stadtgestaltung zu nutzen sein könnten:

»Zu hoffen und zu wünschen wäre, daß aus dem Beispiel der räumlichen Gestaltung unserer alten Städte und der ihnen innewohnenden räumlichen Gesetzmäßigkeiten für das Bauschaffen innerhalb der alten Stadtkerne – im Herzen unserer Städte – die vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten stadtbau-künstlerischen Gestaltens neu gesehen, anerkannt und zu zeitgemäßer Form und Aussage umgeprägt würden.«¹³

Aufgrund seiner biografischen Umstände sollte es über ein Jahrzehnt dauern, bis Rauda 1969 eine neue Monografie zu diesem Thema veröffentlichen konnte: In »Die historische Stadt im Spiegel städtebaulicher Raumkulturen« wurde – nachdem vorher die Begriffe »Raumproblem« und »Raumbildung« titelgebend waren – nun die

7 Rauda 1956, 98-99.

8 Rauda 1956, 99.

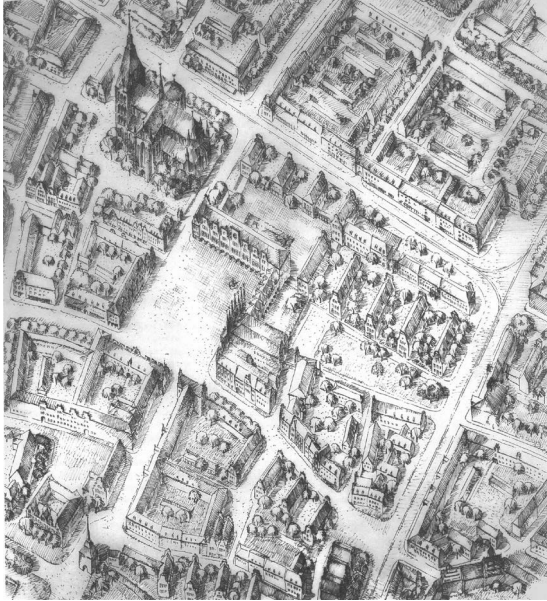
9 Siehe hierzu: Doxiadis, K.: Raumordnung im griechischen Städtebau (1937).

10 Rauda 1956, 26.

11 Rauda 1956, 99.

12 Rauda 1956, 74.

13 Rauda 1957, 9.



3. Die neue Stadtmitte Rostocks nach Plänen von Rauda und Trauer (1949)

»Raumkultur« als Ausgangspunkt eingeführt. Diesen Begriff definierte er folgendermaßen:

»Die städtebauliche Raumkultur ist als Dachbegriff aufzufassen, gleichsam als eine Retorte, in der sich die einzelnen Entwicklungsphasen einer Stadt vollziehen. Die Gestalt einer Stadt ist als das im jeweiligen Zeitpunkt sichtbare Ergebnis einer bestimmten Entwicklungsphase aufzufassen. [...] Eine städtebauliche Raumkultur und eine Stadtgestalt können sich nicht losgelöst von dem bestehenden Weltbild, dem Raumbild, der Raumvorstellung entwickeln. Die Analyse vergangener städtebaulicher Raumkulturen läßt diesen Schluß daher sinngemäß auch für eine zu erwartende neue Raumkultur zu.«¹⁴

Spätestens hier wird Raudas maßgebliche These deutlich, dass sich die gesellschaftliche Entwicklung unmittelbar auf

die Raumwahrnehmung und damit auch auf die Gestaltung der Stadträume auswirkt.¹⁵ Von besonderer Relevanz ist dabei seine Interpretation einer »zu erwartenden Raumkultur«. Diese kommende »Vierte Periode städtebaulicher Raumkultur« sei seiner Meinung nach geprägt von den Faktoren der Motorisierung und Durchgrünung, womit er zunächst zeitgenössische Tendenzen der nachkriegsmodernen Stadtplanung aufnahm. Darüber hinaus stellte er 1969 aber auch ein verändertes Raumverständnis aufgrund von Fernsehen, Telekommunikation und der Komplexität der Wissenschaft dar. Dass sich daher das Stadtbild radikal verändern müsse, sei nur eine logische Konsequenz des neuen Verständnisses von einem »relativen Raum«, der aufgrund seiner Komplexität kaum mehr von der Allgemeinheit begriffen werden könne. Dieser neue städtebauliche Raum sei »raumarm«, abstrakt und fließend.¹⁶ Doch was bedeutete diese Charakterisierung des neuen »relativen« Raums im Umkehrschluss für noch bestehende historische Stadträume? Rauda schlussfolgerte, dass die historische Stadt irgendwann »geistig seelisch nicht mehr begriffen werden« könne und aufgrund der Abstraktheit der neuen Raumkultur einen musealen Charakter erhalten würde; daran schloss sich die eingangs gestellte Frage an: »Sollte dies etwa das Ende der historischen Stadt bedeuten?«¹⁷

Das Ende der historischen Stadt im Wiederaufbau

Lenkt man den Blick auf die populärwissenschaftliche Rezeption des Wiederaufbaus einiger Städte in Deutschland, wird das Planen und Bauen der Nachkriegsjahre häufig als »zweite Zerstörung«¹⁸ kritisiert. Dass man im Zuge der Modernisierung der Städte im »Wirtschaftswunder« das Ende der historischen Stadt gekommen sah, war eine durchaus gerechtfertigte Befürchtung. Denn schon

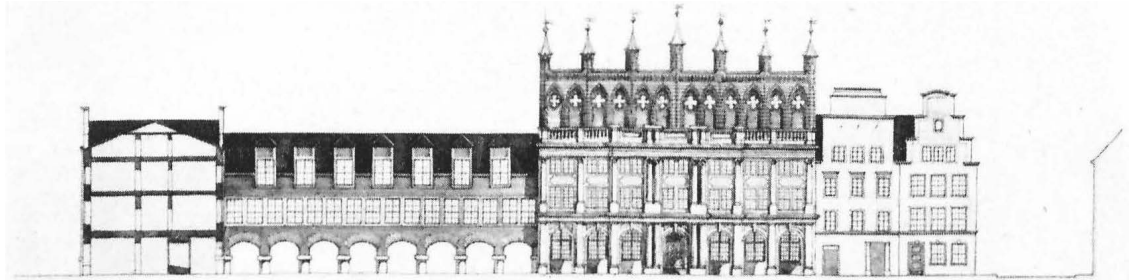
¹⁴ Rauda 1969, 6.

¹⁵ Ähnliche Ansätze finden sich auch bei früheren Städtebauteorien, wie beispielsweise bei A. E. Brinckmann und Paul Zucker, sowie bei Raudas Zeitgenossen Karl Gruber, können aber im Kontext dieses Beitrags nicht weiter erläutert werden.

¹⁶ Rauda 1969, 37.

¹⁷ Rauda 1969, 15.

¹⁸ So heißt es beispielsweise in einer aktuellen Serie zur Stadtgeschichte Hamburgs seit dem 19. Jahrhundert im Hamburger Abendblatt im entsprechend benannten Artikel »Die zweite Zerstörung«: »Wiederaufbau nach dem Krieg war geprägt vom Wunsch, Neues zu schaffen. Doch zugleich vernichtete er, was Gomorrha übrig gelassen hatte.« (Iken 2016).



4. Entwurf für die Erweiterung des alten Rathauses in Rostock

während des Krieges arbeiteten deutsche Stadtplaner daran, endlich die seit den Reformbewegungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts verbalisierte Forderung nach Licht, Luft und Sonne zu erfüllen. Die Zerstörung der Städte wurde als Chance gesehen, die Mietskasernen und die überkommenen verwinkelten Straßenzüge durch gelockerte und durchgrünte Strukturen zu ersetzen.¹⁹ Raudas Kritik an dieser Herangehensweise und ihrer Fortsetzung in der Nachkriegszeit fand 1969 ihren Höhepunkt: Den historischen Baubestand zu überformen und eine unendliche Freiheit an unbegrenzten Möglichkeiten der Stadtraumgestaltung zu propagieren, würde seiner Ansicht nach dazu führen, dass sich der Mensch zu einem »heimatlose[n], unbehauste[n] Wesen« entwickeln würde.²⁰ Man müsse vielmehr die vergangenen Raumkulturen sinnvoll in die neue integrieren, sodass die Stadt Spiegel ihrer eigenen Entwicklung im Wandel der Gesellschaft sei.²¹ Bereits in seinen vorhergehenden Schriften hatte Rauda betont, dass die neuen Raumvorstellungen sich an die alten Strukturen angepasst haben: Es ging ihm um die Anerkennung und die zeitgemäße Interpretation der alten Stadtstrukturen,²² da die Stadt als komplexes Gebilde zu betrachten sei, das einem Prozess unterliege, in dessen Ausgestaltung sich die jeweilige Gesellschaft widerspiegele.

Die praktische Ausführung einer derart zeitgemäßen Interpretation alter Strukturen kann beispielsweise bei Raudas Planungen für Rostock nachvollzogen werden. 1948

war er in Zusammenarbeit mit Günther Trauer beauftragt worden, einen Strukturplan für den Wiederaufbau der Innenstadt zu entwickeln. Diese Planung erhielt das Stadtzentrum mit ihren charakteristischen Straßenzügen (Abb. 3) und schuf gleichzeitig Grünflächen außerhalb der Stadtmauer. Außerdem wurden ein paar Straßen in der Innenstadt verbreitert, um dem Automobilverkehr entsprechenden Platz einzuräumen. Mithilfe von Arkaden wurde dies jedoch so gestaltet, dass das »Bild der einstigen Geschlossenheit der Innenstadt«²³ prinzipiell erhalten blieb. Diese Bewahrung des aus stadthistorischer Sicht relevanten Stadtbildes bei gleichzeitiger behutsamer Anpassung des Stadtgrundrisses an die Bedürfnisse des 20. Jahrhunderts wurde auch in Raudas daraufhin eingereichten Wettbewerbsbeitrag zur Gestaltung des Neuen Marktes in Rostock deutlich. Für die Ergänzung des alten Rathauses entwarf er einen schlichteren, in zeitgemäßen Formen gehaltenen, zweigeschossigen Bau (Abb. 4), der sich in die geplante Struktur des Bebauungsplanes einfügte. Die Jury setzte den Entwurf auf den zweiten Platz, in der Besprechung des Wettbewerbs im »Baumeister« hieß es zu Raudas Beitrag: »Was man im einzelnen gegen ihn einwenden mag, es fällt nicht ins Gewicht gegenüber der Tatsache, daß er der einzige ist, der sich ehrlich bemüht hat, die Brücke vom Gestern zum Heute zu schlagen, und auch der einzige, der wirkliche Ideen bringt [...]«²⁴ Die »Brücke vom Gestern zum Heute« zeigte dabei die

19 Vgl. Durth – Gutschow 1993, 295.

20 Rauda 1969, 31.

21 Rauda 1969, 33.

22 Rauda 1957, 9.

23 Rauda – Trauer 1949, 213.

24 Pfister 1949, 228.

verschiedenen Zeitschichten auf, wodurch unterschiedliche Phasen der Stadtgeschichte besonders deutlich sichtbar gemacht wurden. Dieses »Werden« von Stadt war ein Schlüsselmoment in Raudas Argumentation, denn er schlussfolgerte bezüglich der Frage, ob das Ende der historischen Stadt gekommen sei, dass nur »dort, wo die Identität von Gesellschaft und Stadtgestalt aufgehört hat, und demzufolge [der] Wandlungsprozeß der Stadt und der Stadterneuerung erstarrt ist«, die »historische Altstadt in letzter Konsequenz zum Museum oder zum Slum he-rabsinken« müsse.²⁵

Identität von Gesellschaft und Stadtgestaltung

»Identität« wurde von Rauda in diesem Zusammenhang in seiner ursprünglichen lateinischen Wortherkunft »idem« als »dasselbe« verwendet und betonte nochmals, dass der Charakter und die Gestaltung einer Stadt unmittelbare Folge der Selbstdarstellung der in ihr lebenden Gesellschaft sei. Die Veränderungen in der geistigen und kulturellen Struktur dieser Gesellschaft führten zu dem Wandlungsprozess, dem die Stadt unterworfen sei. Diese einzelnen Entwicklungsphasen ließen sich in den Perioden städtebaulicher Raumkultur ablesen. Für die zukünftige Entwicklung der Stadt und vor allem für die Regenerierung der Stadtzentren sei die Kenntnis der vergangenen Phasen erforderlich, damit die Raumqualität der städtebaulichen Gesamtkompositionen erhalten bliebe.

Ein Beispiel für einen möglicherweise zu einem Museum degradierten Stadtraum sei laut Rauda die Piazza San Marco in Venedig.²⁶ In Betrachtung der Stadtbau-geschichte Venedigs in seiner unveröffentlichten Schrift »Festliches Venedig« stellte Rauda fest, dass die Piazza mit der Errichtung der Bauten an deren Nordfront 1850 einen »Vollendungsgrad« erreicht hätte, der die Erscheinung des Platzes bis heute prägen würde.²⁷ Doch da es sich hierbei laut Rauda um ein einmaliges Raumgefüge handele,²⁸ stellte er Thesen auf, wie sich die Piazza weiterentwickeln müsse, damit sie wieder eher den Bewohnern Venedigs zur Verfügung stünde als den Fremden und auf diese Weise »als lebensfähig, als funktionsfähig, als städtebau-lich aktuell« anzusehen bliebe.²⁹ Diese Thesen umfassten funktionale Veränderungen der bestehenden Bauten aber auch den Neubau eines Kulturzentrums, das in »wechselseitiger räumlicher Verknüpfung zu den Altbauten stehen« müsse.³⁰ Die »Stagnation«³¹ im Wandlungsprozess der Stadt müsse seiner Ansicht nach gestoppt werden, damit das eingangs erwähnte »Ende der historischen Stadt« nicht eintrete.

Wolfgang Raudas Ideen zu dieser »Überlebenschance«³² historischer Stadtzentren im 20. Jahrhundert wurden bisher weder rezipiert noch in den Forschungsdiskurs aufgenommen. Dabei wäre der Ansatz, das historische Erbe zu wahren und gleichzeitig eine behutsame Modernisierung infolge der Bedingungen einer neuen Raumkultur anzustreben, gerade im Blick auf aktuelle Diskussionen wie die um die »neue Altstadt« in Frankfurt am Main oder in Dresden von besonderer Brisanz.

Anschrift der Verfasserin:

*Technische Universität Darmstadt, Fachbereich
Architektur, Geschichte und Theorie der Architektur, El-
Lissitzky-Straße 1, 64287 Darmstadt*

25 Rauda 1969, 32.

26 Rauda 1969, 32.

27 Rauda 1971, 386. Auch der unerwartete Einsturz des Campanile im Juli 1902 hat an dieser Wahrnehmung nichts geändert, vor allem, da er schon 1905 rekonstruiert worden war (Rauda 1971, 395).

28 Rauda 1971, 396.

29 Rauda 1971, 400.

30 Rauda 1971, 407.

31 Rauda 1971, 408.

32 Rauda 1969, 33.

Literatur

- Durth – Gutschow 1993: W. Durth – N. Gutschow: Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940–1950 (1993)
- Iken 2016: M. Iken: Die zweite Zerstörung von Hamburg, in: Hamburger Abendblatt Online 26.03.2016, <<http://www.abendblatt.de/hamburg/article207294469/Die-zweite-Zerstoerung-von-Hamburg.html>> (19.09.2016)
- Petschel 2003: D. Petschel: 175 Jahre TU Dresden. Die Professoren der TU Dresden, 1828–2003 (175 Jahre TU Dresden Bd. 3, hg. von Th. Hänseroth) (2003)
- Pfister 1949: R. Pfister: Wettbewerb Wiederaufbau des neuen Marktes in Rostock, in: Baumeister, 46.1949, 5, 218–228
- Rauda – Trauer 1949: W. Rauda – G. Trauer: Der Wiederaufbau der Seestadt Rostock, in: Baumeister, 46.1949, 5, 213–217
- Rauda 1956: W. Rauda: Raumprobleme im europäischen Städtebau (1956)
- Rauda 1957: W. Rauda: Lebendige städtebauliche Raumbildung (1957)
- Rauda 1969: W. Rauda: Die historische Stadt im Spiegel städtebaulicher Raumkulturen (1969)
- Rauda 1971: W. Rauda: Festliches Venedig. Stadtbaukunst im Wandel von Raum und Zeit (1971, unveröffentlicht)

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Privatnachlass W. Rauda; Abb. 2: Rauda 1956, 21; Abb. 3: W. Rauda – G. Trauer 1949; Abb. 4: Pfister 1949, 227

Die Autorin dankt Dr. F. Rauda und Prof. Dr. D. Rauda für die Erteilung einer Publikationsgenehmigung. Etwaige weitere Rechteinhaber bittet die Autorin um Benachrichtigung.

Haus ›L 141‹ in der Hoesch-Siedlung Dortmund-Kleinholthausen: Fertighäuser als Begleitprodukte des Stahlfertigungsprozesses in den 1960er Jahren¹



1. Haus ›L 141‹, a Südansicht,



b Wohnraum (2015)

Das Hoesch-Haus ›L 141‹ (Abb. 1a, b), 1966 in Dortmund-Kleinholthausen errichtet, ist einer von vermutlich weniger als 200 Stahl-(Fertig-)›Bungalows‹, die von dem im Ruhrgebiet ansässigen Montankonzern Hoesch in den 1960er Jahren hergestellt wurden.² 1962/63, als

diese ›Bungalows‹ beworben und sukzessive auf den Markt gebracht wurden, war in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften noch eine ›Großserienfabrikation‹³ mit jährlich bis zu 5.000 Häusern angekündigt worden.⁴

¹ Eine ausführliche Publikation unter Einbeziehung weiterer Erkenntnisse aus laufender Forschung ist in Bearbeitung.

² Angaben zur Bauzeit und Benennungen (›Hoesch-Haus 141‹, ›Hoesch Haus L 141‹, ›Typ 141‹) gemäß Stadt Dortmund, Bauordnungsamt Bauaktenarchiv, Bauakte Lütgenholthauer Str. 88. Zu der je nach Quelle differierenden Zahl der gefertigten Häuser Krebs 2012, 24. 149, in seiner Dissertation über ein Hoesch-Stahlfertighaus in Gaggenau im Murgtal, mit Bezug unter anderem auf Winkelgrund 1999, 7. Gesamtproduktions- und Gesamtverkaufszahlen sind in den archivalisch erhaltenen Unterlagen der Hoesch AG im thyssenkrupp Konzernarchiv, Duisburg (im Folgenden tkA, Hoesch-Archiv) nicht überliefert. Übergreifende Statistiken über Herstellungsmengen wurden erst seit Mitte der 1960er Jahre erhoben, vgl. Simon 2005, 76.

³ (Teils anonyme) Bekanntmachung des Ingenieurs K[arl] H[einz] F[onck], Essen, in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, z. B. KHF [K. H. Fonck]: Vom Ruhrkonzern entwickelt: Ein Fertighaus aus Stahl, in: Neue Zeit (Wien) 189, 17. 08. 1963, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470. Maschinschriftlicher Vorlagentext siehe tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470, von August 1963, der die Anschrift von Fonck trägt und mit dem Kürzel KHF unterzeichnet ist. Veröffentlichung einer Textvariante bereits 1962 unter anderem im Badischen Tagblatt, siehe tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10469. Teils sind die im tkA gesammelten Unterlagen mit der Adresse von Fonck gestempelt. 1963 nennt Fonck die Größenordnung von circa 250 Häusern im ersten Produktionsjahr. Dies hätte eine wirtschaftliche Produktion ermöglicht, vgl. Kr. [unbekanntes Namenskürzel]: Zur Konjunkturlage: Sind Fertighäuser ein Ausweg?, in: Die Welt 132, 10. 06. 1963, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470.

⁴ Zahlenangabe in verschiedenen Artikeln im tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470, z. B. dpa: Fertighaus aus Stahlblech. Hoesch AG plant eine Jahresserie von 5000 Stück, in: Frankfurter Neue Presse 147, 29. 06. 1963, ohne Seitenangabe.



2. Hoesch ›Test-Bungalow‹, Mallorca, a Außenansicht,



b Außenansicht Obergeschoss (um 1965/66)

Mit den ›Bungalows‹ gemeint waren in Fertigbauweise hergestellte, flachgedeckte und eingeschossige Einfamilienhäuser. Mit diesem Begriff knüpfte der Hoesch-Konzern an einen Terminus an, der in der westdeutschen Nachkriegszeit positiv mit der ›Architekturmoderne‹ verknüpft war und daher von verschiedenen Fertighausherstellern werbewirksam benutzt wurde.⁵ Hoesch begann, nach Vorarbeiten seit der ersten Hälfte der 1950er Jahre, Anfang der 1960er Jahre mit der Entwicklung der Fertig-›Bungalows‹.⁶ Damit reihte sich der Konzern in damalige Bestrebungen zur ›Rationalisierung‹ und ›Industrialisierung‹ des Bauens ein, die mit der sich entwickelnden »Fertighausindustrie als eigenständige[r] Branche«⁷ nochmals intensiviert wurden.⁸ Dabei entstammten die Unternehmen, die mit verschiedenen Materialien am Fertighausbau der 1960er Jahre partizipierten, nur noch teils dem Bauwesen, der Bauindustrie oder dem Bauhandwerk. Beteiligt waren vielmehr z. B. auch Kaufhäuser wie Quelle oder der Krupp-Konzern,

der Häuser aber nicht aus Stahl, sondern aus kunstharzgebundenem Beton anbot.⁹ Auch Unternehmen, die ehemals in der Rüstungsproduktion tätig waren, hatten sich (allerdings nur in der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zum Beginn der 1950er Jahre) dem Stahlfertigahusbau zugewandt. Zu ihren wichtigsten deutschen Vertretern zählten MAN, Dornier und Messerschmitt.¹⁰ Gründe für die Aufnahme der Fertighausproduktion durch Hoesch waren gemäß Konzernangaben vor allem die Sicherung des Absatzes der eigenen Stahlleichtprofile während der für die Stahlindustrie im Dortmunder Raum als Stagnations- und Krisenphase beschriebenen Zeit zwischen 1958 und 1967.¹¹ Schon für das Jahr 1966 findet sich im Konzernarchiv allerdings der Hinweis, dass der sogenannte Bungalow-Verkauf zugunsten einer Umstrukturierung für einen Tafelbau für gewerbliche, eingeschossige Nutzungen wieder aufgegeben werde.¹²

5 Zur Begriffsverwendung vor allem Ebert 2014, 41, aus den Arbeiten zu ihrer Dissertation – für diesen und weitere (Literatur-)Hinweise danke ich Dr. Sonja Hnilica. Zur mit dem Bungalow-Begriff verbundenen Annäherung an das Neue Bauen im Rahmen der Holz-Fertighausentwicklung in der Schweiz in den 1930er Jahren siehe Schnell 2001.

6 Hinweise auf die Entwicklung der sogenannten Bungalowfertigung von Hoesch bei O. Jungbluth: Hoesch baut Fertighäuser, in: *Werk und Wir* 11.1963, 11, 398; zu der Vorgeschichte der Stahlhausfertigung von Hoesch siehe tkA, Hoesch-Archiv, H/4247, H/4710.

7 Simon 2005, 75.

8 Für den Fertighausbau nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre in Deutschland vgl. die Bündelung von Simon 2005, 42–74; zu einer Übersicht über die Zeit bis 1945 in Deutschland vor allem Junghanns 1994.

9 Vgl. wi [unbekanntes Namenskürzel]: Nach Hoesch auch Krupp. Noch ein Montankonzern im Fertighaus. Diesmal Beton statt Stahl – Erste Serie von 200 Häusern, in: *Frankfurter Neue Presse* 234, 08.10.1964, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10471. Eine Zusammenstellung der branchenfremden Unternehmen im Fertighausbau ab 1960 bietet z. B. Vangerow-Kühn 1984, 20–24.

10 Vgl. Simon 2005, 54–59, 70.

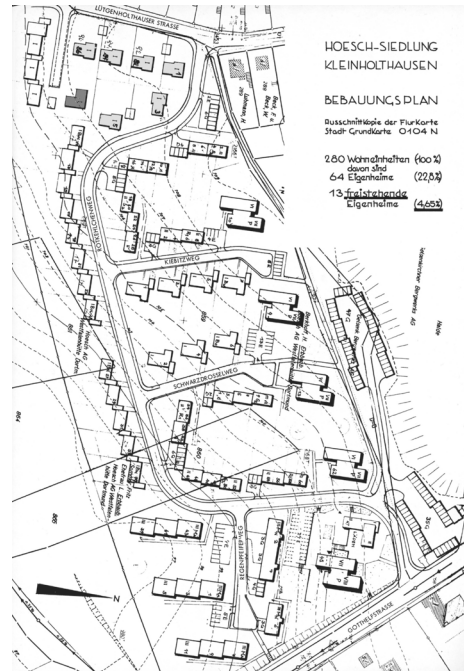
11 Vgl. z. B. das Manuskript von W. Dierks: Über den Fertighausbau, o. D., tkA, Hoesch-Archiv, H/4247. Zur Stahlindustrie im Dortmunder Raum Reininghaus 2001, 31–33.

12 Hierzu verschiedene Unterlagen im tkA, Hoesch-Archiv, HO 10/4522.

Haus ›L 141‹¹³

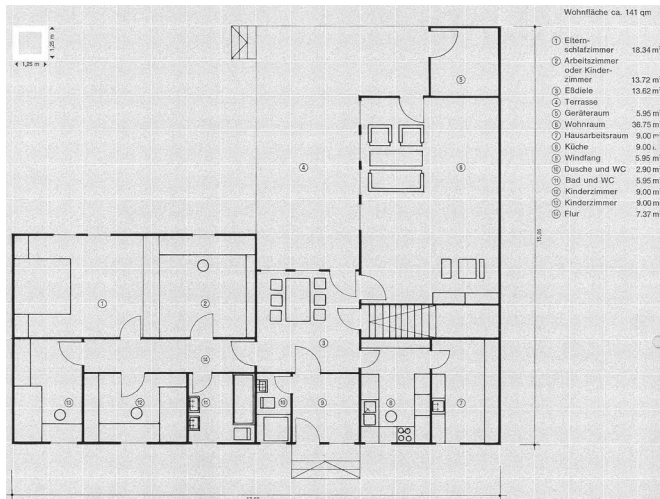
Die Mehrzahl der realisierten Hoesch-›Bungalows‹ der 1960er Jahre ist offenbar in Westdeutschland erbaut worden. Außerdem wurde ein ›Test-Bungalow‹ auf Mallorca errichtet (Abb. 2a, b);¹⁴ zumindest ein Bau wurde offenbar nach Plänen von Hoesch um 1970 in Frauenfeld in der Schweiz durch die Tuchs Schmid AG erbaut.¹⁵

Das sogenannte Haus L 141 war das letzte von sieben Stahlfertigshäusern, die in der von Mitarbeitern¹⁶ bewohnten Hoesch-Siedlung Dortmund-Kleinholthausen zwischen 1963 und 1966 erbaut wurden (Abb. 3).¹⁷ Während die umliegenden Häuser vom Typ 109 waren,¹⁸ wobei die Typennummer die Wohnfläche angab, und somit zu den ersten beiden ›Bungalow‹-Typen gehörten, die von Hoesch entwickelt wurden,¹⁹ war das Haus ›L 141‹ mit seiner Winkelform (gekennzeichnet durch das ›L‹), 1965–66 erbaut und montiert, bereits eine Weiterentwicklung, mit der auf eine verdichtete Bebauung hingearbeitet wurde.²⁰ Um 1966 fand sich der Typ ›L 141‹ schließlich auch in Prospekten der Hoesch AG (Abb. 4).²¹ Der Preis für das Haus lag bei circa 123.000,00 DM einschließlich Installation, Fracht, Montage und Sonderausstattung.²²



3 Hoesch-Siedlung Kleinholthausen, Bebauungsplan (1965); hellgrau: Hoesch-›Bungalows‹ Typ ›109‹, dunkelgrau: Haus ›L 141‹

- 13 Mein Dank gilt Barbara und Josef Woerner, die das Haus zugänglich gemacht haben und stets unterstützend Fragen beantworten halfen, sowie dem Leiter, Professor Dr. Manfred Rasch, und den MitarbeiterInnen des thyssenkrupp Konzernarchivs, Duisburg. Die Untersuchung konzentrierte sich auf einen Vergleich der aus den Archivunterlagen gewonnenen Erkenntnisse sowie der dem Bauantrag entnehmbaren Konzeption mit der tatsächlichen Ausführung; zeichnerisch erfasst wurden Details wie Fenster, die an den umliegenden Hoesch-Bungalows bereits erneuert worden waren und denen auch hier aufgrund von Schäden ein Austausch bevorsteht. Überprüft wurden Maßsysteme und Gesamtgefüge des Baus. Eine Untersuchung der Konstruktion im Detail ist im Rahmen einer künftigen Sanierung anvisiert.
- 14 Zu dem ›Test-Bungalow‹ siehe Schreiben der Hoesch Aktiengesellschaft Technische Entwicklungsabteilung an den Vorstand der Hoesch AG, 29. 04. 1965, tkA, Hoesch-Archiv, HO 10/4521; Vorstandbeschluss, 29. 04. 1965, tkA, Hoesch-Archiv, HO 10/4521 und die Studie: N. N.: Hoesch Test Bungalow Mallorca o. J. [um 1965/66], Privatbesitz Verf.
- 15 Vgl. B. W. Hollenstein: Bungalow zerlegt und eingelagert, in: St. Galler Tagblatt, 18. 12. 2012, <<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/thurgau/frauenfeld/Bungalow-zerlegt-und-ingelagert;art123861,3240182>> (09. 08. 2017).
- 16 Vgl. N. N.: Neun Bauleitplanungen eingeleitet. An der Lütgenholthäuser Straße entstehen Hoesch-Bungalows, in: Ruhr Nachrichten 215, 17. 09. 1963, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470; N. N.: Wohnen in Stahl und Kunststoff. Hoesch errichtete Fertigshaus-Bungalow an der Kirchderner Straße, in: Westdeutsches Tageblatt, 28. 06. 1963, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470.
- 17 Die ersten sechs Häuser sollten bis Ende 1963 bezugsfertig sein, vgl. N. N.: Hoesch baut heute Bungalow von morgen. Fertigshaus vom Typ 109 wurde wesentlich verbessert. Zwei Wochen Montage, in: Westfälische Rundschau 146, 28. 06. 1963, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470; ohne genauere Zeitangaben N. N.: Wohnen in Stahl und Kunststoff. Hoesch errichtete Fertigshaus-Bungalow an der Kirchderner Straße, in: Westdeutsches Tageblatt, 28. 06. 1963, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470.
- 18 Siehe N. N.: Siedlung aus Hoesch-Bungalows. Statt Einfamilienhäuser Fertigbaustil. Rat stimmte zu, in: Westfälische Rundschau 215, 17. 09. 1963, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10470.
- 19 Hierzu der Aktenvermerk von [O.] Jungbluth: Betr.: Hoesch Bungalow, Dortmund, 29. 03. 1963, Durchschlag, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/1808.
- 20 Siehe z. B.: Besprechung des Vorstandes der Hoesch Aktiengesellschaft mit dem Direktorium der Zweigniederlassung Hoesch Aktiengesellschaft Bandstahlwerk Hamm am Dienstag, den 30. März 1965, Bericht des Direktoriums, 2–3, tkA, Hoesch-Archiv, H/4711.
- 21 Siehe z. B. Hoesch Haus (1966), tkA, Hoesch-Archiv, Firmenschriften.
- 22 Hoesch Haus (1966) und Falblatt Hoesch Haus (o. J.), beide tkA, Hoesch-Archiv, Firmenschriften.



4. Typen-Grundriss ›L 141‹ (1966)

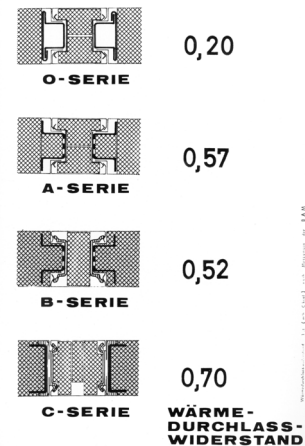
Sein Grundriss orientierte sich am zeittypischen, eher konventionell-konservativen Architekturgeschmack:²³ Für gestiegene Ansprüche enthielt das Haus einen als Essbereich erweiterten Eingangsbereich, der Schlaftrakt und das Bad wurden vom Wohnbereich getrennt. Die Größen der Räume waren funktional hierarchisch gegliedert, wobei der Wohnraum die größte und die Kinderzimmer die kleinste Fläche zugeteilt bekamen; die Küche diente als Arbeitsküche.²⁴ Durch seine geschlossene Wandfläche zur Nordseite war ›L 141‹ für eine Reihenbauweise konzipiert.²⁵

Der Zustand des bis heute erhaltenen Hauses ist weitgehend bauzeitlich. Es lassen sich verschiedene Verglasungen

erkennen. Die kunststoffbeschichteten Stahlwandelemente in Küche und ehemaligem Hausarbeitsraum sind überstrichen.²⁶

Die Wandtafeln des Hauses sind 5,6 cm dick und 119 cm breit; gemäß Archivunterlagen entsprach die Fugenausbildung mit 6 cm Breite als C-Serie dem ›Test-Bungalow‹ Mallorca²⁷ (Abb. 5).²⁸ Daraus ergab sich ein Achsmaß von 125 cm. Auch die maximale Blechbreite des verwendeten Baustoffs ›Plata‹ betrug in jenen Jahren 125 cm.²⁹ Prospekte zeigten dieses, den verschiedenen Haustypen gemeinsam zugrunde gelegte Achsraster, das einem in Bauwesen eingeführten Normmaß entsprach.³⁰

ENTWICKLUNG DER FUGE



5. Konstruktionsweisen der Wandpaneele/
Fugenstöße der Hoesch-Bungalows

23 Zur bis heute bestehenden Problematik der ›kundenindividuellen Serienfertigung‹ im Wohnungsbau mit dem Ergebnis häufig eher konventioneller Gestaltung auch Gill 2016, 17.

24 Vgl. Lange 2003, 28–29.

25 Vgl. die Überlegungen für die Reihung von Winkelhäusern in der Siedlung Kleinholthausen, die in der Studie: N.N. [unleserlich]: Absatzmöglichkeiten für Hoesch-Fertighäuser (1965), Privatbesitz Verf., dargelegt sind.

26 Stand der Bauuntersuchung durch Verf.: November 2015.

27 Niederschrift über die Besprechung des Vorstandes der Hoesch AG mit dem Direktorium der Zweigniederlassung Hoesch AG Bandstahlwerk vom 22. November 1965, Bericht des Direktoriums, 6, tkA, Hoesch-Archiv, H/4711: »In den letzten Monaten wurde die Fertigung zusätzlich mit dem Prototyp C-Serie (Typ 55, Mallorca), Versuchsaufträgen und dem Anfang Dezember auszuliefernden Prototyp C-Serie (L-Haus, Dortmund) stark ausgelastet.« Gemäß den Unterlagen in dieser Akte wurden die Serien zeitlich nacheinander entwickelt.

28 Wand-/Panelstärke exemplarisch gemessen an der Wand nördlich vom Durchgang Eingangsbereich – Essecke.

29 Reimann u. a. 1963, 319. Hierzu auch Robeck 2000, 108. 1968 wurde bekannt gegeben, dass Überbreiten von 1850 mm Breite gefertigt werden, siehe N.N.: Überbreiten kommen aus Hamm, in: Werk und Wir 20.1968, 8, 243–245.

30 Z. B. Hoesch-Bungalow (o.J.), tkA, Hoesch-Archiv, HO 30/90/552, Hoesch Haus (1966) und Hoesch-Bungalow (1964), beide tkA, Hoesch-Archiv, Firmenschriften. Auf diesem Maß bauten ebenfalls die von Krupp hergestellten Fertighäuser auf, siehe wi [unbekanntes Namenskürzel]: Nach Hoesch auch Krupp. Noch ein Montankonzern im Fertigbau. Diesmal Beton statt Stahl – Erste Serie von 200 Häusern, in: Frankfurter Neue Presse 234, 08. 10. 1964, ohne Seitenangabe, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10471. Zu dieser oktametrischen Maßeinheit, wie sie von Ernst Neufert in der Bauordnungslehre propagiert worden war (hier zugrunde gelegt die zeitgenössisch erschienene, dritte Auflage Neufert 1965), vor allem Weckerlin – Prigge 2015, 253–254.

Sowohl die bauliche Form als auch die konstruktive Lösung des Hauses stellte eine Weiterentwicklung der Fertighäuser der Hoesch AG dar, die in dieser Form aber nicht mehr in Serie produziert wurde. Wohl auch deshalb fand das in Dortmund-Kleinholthausen ausgeführte Fertig-Haus ›L 141‹ in der bisherigen Forschung zu den Fertighäusern von Hoesch keine weitere Beachtung.³¹

Produktionstechnische und konstruktive Lösungsansätze für die Hoesch-Fertighausbauweise

Die Ausweitung der Produktpalette auf neue Produkte mit dem Ziel einer neuen Markterschließung lässt sich bei den im Ruhrgebiet ansässigen Stahlunternehmen bereits zu Beginn der konjunkturellen Aufschwungperiode Mitte der 1950er Jahre erkennen.³² Hoesch ergänzte seit ungefähr Mitte der 1950er Jahre seine Produktpalette unter anderem auf mit PVC beschichtete bzw. ›kunststoffplattierte‹ Stahlbänder und -bleche, ›Platal‹ genannt.³³ Mit diesem Werkstoff wurden die Wandpaneele der Fertighäuser beplankt und das Dachsystem ›Tektal‹ entwickelt.³⁴ »Mehr Stahl durch Platal«³⁵ wurde explizit als ein Firmenziel der 1960er Jahre formuliert; innerhalb der gesamten Produktpalette aus ›Platal‹ (darunter auch Puderdosen und

Füllbehälter für die chemische Industrie) bildeten die Fertighäuser dabei eines der komplexesten Elemente.³⁶ ›Platal‹ wurde 1959 auf der Kunststoff-Messe in Düsseldorf der Öffentlichkeit präsentiert,³⁷ ›Tektal‹ 1962 auf der Hannover-Messe, wo auch der erste Fertig-›Bungalow‹ der Hoesch AG ausgestellt war.³⁸

Netzwerkaufbau des Hoeschkonzerns zur Erschließung des Fertigteil- und Fertighausmarktes

Zu der Unternehmenspraxis von Hoesch gehörte intensive Marktbeobachtung und ein gezielter Netzwerkaufbau.³⁹ Vorstandsmitglied Willy Ochel setzte sich dazu 1959 mit Egon Eiermann in Verbindung: »Ich habe versucht, dem vorfabrizierten Haus Liebe und Aufmerksamkeit zu schenken. [...] Uns kommt es dabei besonders auf die Herstellung von Profilen an.«⁴⁰ Es folgte ein Besuch von Egon Eiermann.⁴¹ Im gleichen Jahr wurde auch Eckhard Schulze-Fielitz beratend hinzugezogen;⁴² außerdem lässt sich ein Kontakt zu einem früheren Mitarbeiter des (u. a.) ehemaligen Holzhausherstellers Christoph & Unmack nachweisen.⁴³

Bei der ›Bungalow-‹Fertigung arbeitete Hoesch mit der Firma Donges, Darmstadt, zusammen.⁴⁴ Ob sich über

31 Unter anderem bei Robeck 2000; Krebs 2012 erwähnt den Typenentwurf in den Firmenprospekten.

32 Hinweis bei Reininghaus 2001, 30–31.

33 N. N.: Hoesch-Bungalow, in: Werk 53.1966, 4, 130; mit der detaillierten Angabe zu PVC N. N.: Neuer Erfolg im Kampf gegen Korrosion: Isolieren mit Platal, in: Werk und Wir 11.1963, 4, 130–131, hier 131. Ausführlicher aus den firmeneigenen Beschreibungen: Trierer Walzwerk AG: PLATAL. Herstellungs-, Liefer- und Anwendungsmöglichkeiten, Wuppertal-Langerfeld o. J., tkA, Hoesch-Archiv, Firmenschriften. Ein Aufsatz zu dem Material ›Platal‹ als Baustoff ist gesondert publiziert, siehe Haps 2017.

34 N. N.: Stahl ist ein vorzüglicher Werkstoff, in: Werk und Wir 10.1962, 6, 206; Hoesch AG Bandstahlwerk: Das Stahldach Tektal (1964), tkA, Hoesch-Archiv, Firmenschriften.

35 G. Elkmann: Blick auf die Hannover-Messe 1963: Hoesch zeigt Stahl auf neuen Wegen, in: Werk und Wir 11.1963, 4, 118.

36 Siehe die verschiedenen Jahrgänge der Zeitschrift der Hoesch AG Werk und Wir sowie Platal Post 1–3, tkA, Hoesch-Archiv, Firmenschriften.

37 Siehe z. B. N. N.: Platal. Großer Erfolg auf der Kunststoffmesse 1959, in: Werk und Wir 7.1959, 10/11, 335–337.

38 N. N.: Hannover-Messe. Brennpunkt des Fortschritts, in: Werk und Wir 10.1962, 6, 207–209, hier 208.

39 Erhalten sind insgesamt fünf Akten mit zeitgenössisch zusammengestellten Zeitungsausschnitten zum Fertighausbau aus den Jahren 1960 bis 1967, tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/10469, Hoe/10470, Hoe/10471, Hoe/10519, Hoe/10533.

40 Brief von Hoesch [Ochel?] an E. Eiermann, 10. 06. 1959, Durchschlag (mit Antwort von E. Eiermann an W. Ochel, 20. 06. 1959), tkA, Hoesch-Archiv, H/4710. Zu Werdegang und Positionen Ochels siehe Gerstein 1999.

41 Gemäß Schriftverkehr in tkA, Hoesch-Archiv, H/4710.

42 Schreiben von Ganzenmüller an Ochel betr. Fertighaus, Besichtigung der Siedlung Kirchderne (Bellwinkelhof) durch Herrn Schulze-Fielitz (vertraulich), 16. 06. 1959, tkA, Hoesch-Archiv, H/4710.

43 Aktenvermerk von Dierks, Abt. T. B. Bau, betr. Preisausschreiben der Montan-Union für Architekten und Ingenieure, 27. 01. 1959, Durchschlag, tkA, Hoesch-Archiv, H/4710.

44 Siehe vor allem tkA, Hoesch-Archiv, Hoe/1808.

diese Verbindung auch die Zusammenarbeit mit Ernst Neufert ergab, der Anfang der 1960er Jahre das neue Werk für Hoesch in Hamm entwarf,⁴⁵ ist Gegenstand weiterer Untersuchungen. Die Namen der Architekten, die auf den Plänen von Haus ›L 141‹ auftauchten, nämlich Sommer und Pritzel, ließen sich bislang nicht einordnen; eventuell waren sie nur für die Einholung der Baugenehmigung zuständig.⁴⁶ Über das firmeneigene Bausystem hinausgehende Überlegungen, z. B. hinsichtlich der Kopplung mit anderen Systemen, gab es bei Hoesch offenbar nicht; man beschränkte sich auf die Anpassung an gängige, im Bauwesen verwendete Maße.⁴⁷

Letztlich konzentrierte sich Hoeschs Engagement für den ›Bungalow-Bau auf die wenigen Jahre von 1960 bis 1964, die in der Forschung sogenannte ›Anlaufphase‹ der Fertighausproduktion. Doch schon während des allgemeinen ›ersten Rückgangs‹ von 1965 bis 1968 stellte der Konzern seine Produktion verstärkt auf Bauteilfertigung um und nahm daher am eigentlichen ›Fertighausboom‹ ab 1969 (kurz vor der Energie- bzw. Ölpreiskrise der 1970er Jahre) nicht mehr teil.⁴⁸ Das bis heute erhaltene Haus ›L 141‹ ist somit ein seltener Prototyp.

Anschrift der Verfasserin:

Technische Universität Dortmund, Lehrstuhl Geschichte und Theorie der Architektur, August-Schmidt-Straße 6, 44227 Dortmund

45 Siehe unter anderem das Schreiben von Hümme an W. Ochel, 05.02.1963, tkA, Hoesch-Archiv, HO 10/4521, die Aktennotiz von Schmitz betr. Bandstahlwerk – Verwaltungsneubau, 25.07.1963, tkA, Hoesch-Archiv, HO 10/4521, mit Bezugnahme auf ein Gespräch mit Ernst Neufert am 24.07.1963 in Darmstadt, sowie das Schreiben von Hümme, Markmann an W. Ochel, O. Jungbluth, betr. Architektenleistungen Werk Hamm, 08.08.1963, tkA, Hoesch-Archiv, HO 10/4521.

46 tkA, Hoesch-Archiv, K/Hoe/437, Stadt Dortmund, Bauordnungsamt Bauaktenarchiv, Bauakte Lütgenholthäuser Str. 88.

47 Die Vermutung über mangelndes Interesse an der Austauschbarkeit industriell hergestellter Bauteile durch die (west-)deutsche Bauindustrie in der Nachkriegszeit äußern z. B. Weckherlin – Prigge 2015, 257.

48 Phasen so dargestellt von Simon 2005, 75–76, gestützt auf Vangerow-Kühn 1984.

Literatur

- Ebert 2014: C. Ebert: Die Pavillonisierung des Bungalows. Ein wiederkehrendes Motiv der (west-)deutschen Architekturgeschichte, in: *Arch+* 47.2014, 217, 40–51
- Gill 2016: J. Gill: Germany's next Topmodul, in: *Bauwelt* 107.2016, 28/29, 14–17
- Gerstein 1999: B. Gerstein: Willy Ochel (1903–1992), in: W. Weber (Hg.): *Ingenieure im Ruhrgebiet (Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsbiographien 17)* (1999) 504–521
- Haps 2017: S. Haps: »Kunststoff auf Stahl = PLATAL«. Diversifikation der Hoesch AG in den 1960er-Jahren: Haus ›L 141‹ in Dortmund, in: *Ferrum. Nachrichten aus der Eisenbibliothek* 89.2017, 98–107
- Junghanns 1994: K. Junghanns: Das Haus für alle. Zur Geschichte der Vorfertigung in Deutschland (1994)
- Krebs 2012: T. Krebs: Das Haus Wolters. Ein HOESCH-Fertighaus aus Stahl (Dissertation Karlsruher Institut für Technologie) (2012), <<https://publikationen.bibliothek.kit.edu/1000029678>> (09.08.2017)
- Lange 2003: R. Lange: Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 65) (2003)
- Neufert 1965: E. Neufert: Bauordnungslehre. Handbuch für rationelles Bauen nach geregelter Maß³ (1965)
- Reimann u. a. 1963: M. Reimann – W. Sieckmann – F. Schabio: Herstellung, Eigenschaften und Prüfung von mit Kunststoff beschichtetem Stahlband, in: *Stahl und Eisen* 83.1963, 6, 317–327
- Reininghaus 2001: W. Reininghaus: Dortmunder Stahlbaufirmen nach 1945, in: M. Fischer – Ch. Kleinschmidt (Hg.): *Stahlbau in Dortmund. Unternehmen, Technik und Industriekultur im 19. und 20. Jahrhundert* (2001) 25–37
- Robeck 2000: U. Robeck: Alles Blech: Wohnhäuser aus Stahl. Eine Bilanz ihrer Entwicklung, Herstellung und Verbreitung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet (2000)
- Schnell 2001: D. Schnell: Chalet oder Bungalow? Zur Schweizer Holzbaupropaganda in den 1930er Jahren, in: *Kunst+Architektur* 52.2001, 3, 52–59
- Simon 2005: K. Simon: Fertighausarchitektur in Deutschland seit 1945 (Dissertation Ruhr-Universität Bochum) (2005)
- Vangerow-Kühn 1984: A. Vangerow-Kühn: Die Fertighaus-Bauindustrie in der Bundesrepublik Deutschland als Modell für Rationalisierung durch Industrialisierung im Bauen (Schriftenreihe 04 »Bau- und Wohnforschung« des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 04.100) (1984)
- Weckherlin – Prigge 2015: G. Weckherlin – W. Prigge: Ernst Neuferts Bauentwurfslehre. Zu den modernen Dispositiven der Optimierung, Disziplinierung und Gleichschaltung, in: U. Hassler (Hg.): *Der Lehrbuchdiskurs über das Bauen* (2015) 244–261
- Winkelgrund 1999: R. Winkelgrund: Stahl im Wohnungsbau – Einklang von Ökonomie und Ökologie, in: *Stahl-Informations-Zentrum* (Hg.): *Kostengünstiger Wohnungsbau mit Stahl. Symposium Düsseldorf 22. 09. 1998, Dokumentation* 548 (1999) 7–13

Abbildungsnachweise

Abb. 1a, 1b: Verf.; Abb. 2a, 2b, 5: N.N.: Hoesch Test Bungalow Mallorca o.J. [um 1965/66], Privatbesitz Verf.; Abb. 3: N.N. [unleserlich]: Absatzmöglichkeiten für Hoesch-Fertighäuser (1965), Privatbesitz Verf., Hervorhebungen: Verf.; Abb. 4: Hoesch Haus (1966), thyssenkrupp Konzernarchiv, Hoesch-Archiv, Duisburg, Firmenschriften

Kann ein Botschaftsbau zu demokratisch sein? Bericht zur Bauforschung und bauhistorischen Dokumentation der Deutschen Botschaft Wien

Im gestalterischen Ausdruck voller Symbolkraft und als Stahlbeton-Skelettbau auch konstruktiv ›State of the Art‹, ist der 1965 vollendete Botschaftsbau des Architekten Rolf Gutbrod in Wien zweifellos eine Ikone der Nachkriegsmoderne. Der Originalbestand, der in überwältigender Fülle überkommen ist, erlaubt eine Verdichtung des Katalogs bauhistorischer Stilmittel und Konstruktionsweisen, der für die früheren Epochen schon umfassend erarbeitet ist, für die Nachkriegsmoderne aber noch als Forschungsdesiderat gelten muss.

Die Prüfung von Sanierungsmöglichkeiten des historischen Bauwerks führte offenkundig zu keinem befriedigenden Ergebnis, sodass 2015 – nach kontroverser Diskussion – der Abbruch beschlossen wurde.¹ Dies nahm das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung zum Anlass, eine umfassende bauhistorische Untersuchung und Dokumentation des Gebäudes und seiner baukünstlerischen Ausstattung zu beauftragen.² Zur systematischen Erfassung wurde ein tabellarisches Kurzaufbau angelegt, das alle Räume mit ihren charakteristischen Eigenschaften und Ausstattungsmerkmalen erfasst. In wandweise angelegten Spalten wurden Wand-, Boden- und Deckenaufbau, Türen und Fenster, Mobiliar etc. erfasst und zwei stets aus der gleichen Perspektive hergestellten Fotografien beigeordnet. Aus der Erfassung konnte eine Typisierung der Originalteile abgeleitet sowie deren zahlenmäßige Häufigkeit ermittelt werden. Zur

Visualisierung der Vielzahl im Original überkommener baulicher Details wurde eine Kartierung auf Basis der Bestandspläne erstellt, unter anderem der Türen, Fenster, Bodenbeläge, konstruktiven Details, Sanitäreinrichtungen und des wandfesten Mobiliars. Ein umfassender Bericht greift die visuell dargestellten Themen jeweils einzeln auf und sorgt anhand von Referenzbauten in Stuttgart und Berlin für die bauhistorische Einordnung in die Architektur der Nachkriegsmoderne und das Werk des Architekten Gutbrod. Abschließend wurde auch die baukünstlerische Ausstattung, die für das Erscheinungsbild von großer Bedeutung ist, in Datenblättern erfasst und kunsthistorisch bewertet (Abb. 1, 2).

Die Fertigstellung der Deutschen Botschaft Wien nach Plänen von Rolf Gutbrod fällt in die Zeitspanne zwischen 1958–1963, die auch als zweite Nachkriegsmoderne bezeichnet wird. Entwürfe für staatliche Repräsentationsbauten dieser Zeit konnten sich nur durch radikal moderne Formensprache von der immensen Last der jüngeren Vergangenheit befreien. Insbesondere Botschaftsbauten hatten die bedeutungsschwere Vergangenheit als exterritoriales Zeichen zu überwinden. Sie mussten politisch die »Revolution der Ideologie« und gestalterisch die »Revision der Moderne« repräsentieren³ – nicht mehr und nicht weniger als das Aufzeigen der ideologischen Neuorientierung als Identitätsbedürfnis der Moderne. Die Botschaftsbauten mussten selbst Botschafter sein:

- 1 Karl Langer: Gutachten Deutsche Botschaft Wien. Gutachterliche Stellungnahme zum geplanten Teilabriss der Deutschen Botschaft Wien im Zuge der Generalsanierung der Kanzlei. Im Auftrag von Docomomo Austria vom 23. 10. 2009
- 2 Auftraggeber: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR), Bearbeitungszeitraum März – Juli 2015. Das Projekt war zweigeteilt: Die Erarbeitung der Planungsgeschichte sowie die archivalische Aufarbeitung und die kunsthistorische Einordnung der Kunst am Bau wurde von Christiane Fülcher (Universität Stuttgart) vorgenommen, die bauhistorische Untersuchung und Dokumentation der Gebäude einschließlich Raumbuch, Kartierung und Bericht sowie die Dokumentation der zugehörigen Kunstwerke vor Ort von Tilman Riegler und Elke Nagel (strebewerk. Architekten GmbH, Stuttgart).
- 3 Zitat von Oswald Maria Ungers in: Klotz 1984, 10 ff.

Raum Raumnutzung	Decke Boden	Wand A (Nord) Oberfläche Konstruktion Türen Fenster Ausstattung/Sonstiges	Wand B (Ost) Oberfläche Konstruktion Türen Fenster Ausstattung/Sonstiges	Wand C (Süd) Oberfläche Konstruktion Türen Fenster Ausstattung/Sonstiges	Wand D (West) Oberfläche Konstruktion Türen Fenster Ausstattung/Sonstiges	Foto Blickrichtung Süden / Westen	Foto Blickrichtung Norden / Osten
I 100 Treppe	Beton (weiß)	Putz (weiß) Massivbau	Putz (weiß) und Sichtbeton (diagonal) Leichtbau	Sichtbeton (diagonal) Massivbau	Sichtbeton (diagonal) Massivbau		
	Kunststeinplatten (40cm x 40cm, grau-weiß) Stufen: Kunststein	1 Glasstür, vergittert Oberlicht	2 Typ D Zimmertür (Blatt grau) ---	---	1 Brandschutzstür (weiß) ---		
	Stütze Beleuchtungsleiste	---	---	Aufzug, Treppe von unten	Treppe nach oben		
I 101 Büro	Putz (weiß)	Putz (weiß) Leichtbau	Putz (weiß) Massivbau	Putz (weiß) Massivbau	Putz (weiß) Leichtbau		
	Teppich (nachträglich)	1 Typ A1 Bürotür ---	---	---	---		
	---	---	---	1 Typ B 4-teil. Bürofenster Ablagetisch Gardinenleiste	---		
I 102 Büro	Putz (weiß)	Putz (weiß) Leichtbau	Putz (weiß) Leichtbau	Putz (weiß) Massivbau	Putz (weiß) Leichtbau		
	Linoleum (grün)	1 Typ A1 Bürotür ---	---	---	---		
	---	---	---	1 Typ A 3-teil Bürofenster Stütze Ablagetisch (weiß), Gardinenleiste	---		
I 103 Büro	Putz (weiß)	Putz (weiß) Leichtbau	Putz (weiß) Leichtbau	Putz (weiß) Massivbau	Putz (weiß) Leichtbau		
	Linoleum (grün)	1 Typ A1 Bürotür ---	---	---	---		
	---	---	---	1 Typ A 3-teil Bürofenster Gardinenleiste	---		
I 104 Büro	Putz (weiß)	Putz (weiß) Leichtbau	Putz (weiß) Leichtbau	Putz (weiß) Massivbau	Putz (weiß) Leichtbau		
	Linoleum (grün)	1 Typ A1 Bürotür ---	---	---	---		
	---	---	---	1 Typ B 4-teil. Bürofenster Stütze Ablagetisch Gardinenleiste	---		

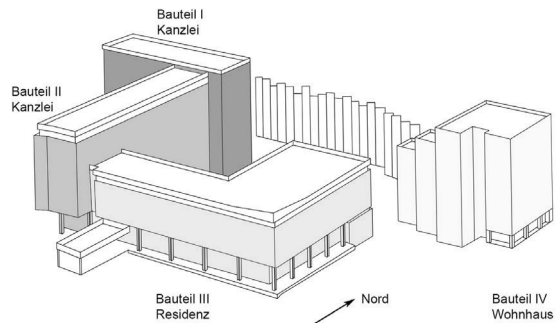
strebeverf. Rieoler L&Coole Partnerschaft Diplom-Ingenieure, Stuttgart

Seite 263

2. Beispielseite aus dem tabellarischen Raumbuch

Beständen des BBR zeigen den hohen Anteil überkommener Substanz und ergaben nur wenige Hinweise auf nachträgliche Veränderungen. Eins der seltenen Beispiele ist der Einbau von Sanitärräumen anstelle der Garderobe im Obergeschoss-Foyer der Residenz. Die Schattenfuge der Decke kennzeichnet den Verlauf der historischen, nicht deckenhohen Stellwände der Garderobe und lässt durch die heutige Divergenz den Umbau erkennen. Eine historische Fotografie belegt den Ursprungszustand (Abb. 4).

Gleich mehrere starke Sinnbilder der zeitgenössischen Formensprache finden sich im Entwurf der Deutschen Botschaft Wien. Augenfällig ist das Spiel der kubischen Volumina als bipolares Grundprinzip, wobei stehende und liegende Volumina als *contradictio oppositorum* auftreten. Durch das bipolare Grundprinzip vereinigen sich die Gegensätze zu einem Gesamtkunstwerk. Insbesondere bei einem Bau, der die Demokratie repräsentieren soll, ist diese Aussage beachtenswert: »Die Differenziertheit wird



3. Isometrische Skizze nach dem Wettbewerbsmodell von 1959 zur Darstellung der Kubaturen und der räumlichen Zusammenhänge

als Mittel der Repräsentation genutzt, so daß der Baukomplex eine inhaltliche und thematische Ausdruckskraft erhält, durch die sich der diplomatische Vertreter einer parlamentarischen Demokratie, deren Grundzug ja gerade das Aushalten von Widersprüchen sein sollte, durchaus angemessen repräsentiert fühlen sollte.«⁴

4 Zitat von Oswald Maria Ungers in: Klotz 1984, 305.

Offenheit und Durchlässigkeit gehörten zu den erklärten Bestrebungen des Architekten. Bemerkenswert ist die symbolische Absenz jeder Art von Grundstückseinfassung⁵ entlang der drei Straßen: Nichts als eine niedrige Sockelmauer trennte das Botschaftsgelände von dem umgebenden Stadtviertel. Nichts behinderte die Zugänglichkeit – zu subtil, um auf den ersten Blick wahrgenommen zu werden, waren Gutbrods Mittel des Abschlusses. Beispielsweise erweckt die Aufständerung des Kanzleibaus den Eindruck, ungehindert in den Innenhof spazieren zu können. Als Kunstwerk gestaltete Gitter verwehren einen tatsächlichen Zutritt.

Die neue (Welt-) Offenheit wurde in erster Linie durch Transparenz manifestiert. Transparenz und Ehrlichkeit sollten zur Attitüde der jungen BRD gehören und fanden – nicht nur im Botschaftsbau – ihren Niederschlag: Durchblicke und Glasfassaden, übergroßformatige Fenster und trickreiche Blicklenkungen gehörten zum Repertoire Gutbrods. Bei der Gestaltung der Grundrisse spielte die Theorie des organhaften Bauens eine nicht unerhebliche Rolle, da der Architekt Gutbrod als Anthroposoph die natürliche und notwendige Bewegung die Raumfolge determinieren ließ. Seine fließenden Raumfolgen, die teils nur durch Hell-dunkel-Zonierungen als Raumkanten voneinander geschieden werden, stehen im Gegensatz zu den schematisch gegliederten Grundrissen von Verwaltungs- oder Repräsentationsbauten der Vorgängerjahrhunderte. Auch formal setzte sich der Architekt von den altherwürdigen Botschaftsbauten ab. Die bewusste Internationalität des Stils ist jedoch nicht gleichzusetzen mit Beliebigkeit der Form und scheinbare Ornamentlosigkeit nicht mit Absenz von Gestaltung.

Stilmittel der Zeit und Kunstgriffe des Architekten weisen das Gebäude als Repräsentanten seiner Epoche und seiner Bestimmung aus. Der Architekt Gutbrod brach die strengen Formen der kubischen Volumina regelmäßig durch schwalbenschwanzförmige Kerben in den Fassaden oder euphorisch nach oben schießende Ecken und somit



4. Gegenüberstellung der historischen Fotografie von Lucca Chmel 1965 und aktuellem Zustand 2015

gezielte Verunklärung der Massen auf. Die Kerbe findet sich auch an den Sichtflächen der Betonstützen. Sie machte anschließend Karriere, ist sie doch unter anderem im Werk des Architekten Alvar Aalto (unter anderem Finlandia-Halle, 1971) präsent. Gutbrods charakteristische ausgestellte Ecke, die ›anthroposophische Ecke‹, findet sich in allen Facetten des Gebäudes, beispielsweise im Dach als dynamischer Impuls, in der Wandvertäfelung, den Handläufen der Treppen und den Knotenpunkten von Unterzügen und Stützen (Abb. 5, 6). Als gestalterisches Markenzeichen der Persönlichkeit des Architekten findet sie sich auch an allen untersuchten Referenzbauten in Stuttgart und Berlin.⁶ Durch ihre anthroposophische

5 Bau des Zauns 1976 als Folge der OPEC-Geiselnahme in Wien. Die historischen Abbildungen zeigen den Bau der Deutschen Botschaft nur mit der niedrigen Sockelmauer als Umfassungselement.

6 Als Referenzbauten wurden folgende Bauten im Rahmen des Projekts untersucht und fotografiert: Liederhalle, Milchbar, Hahn-Verwaltungsgebäude, Württembergische Bank, Hochhäuser der Universität Stuttgart und Verwaltungsgebäude des SWR in Stuttgart und IBM-Verwaltungsgebäude Ernst-Reuter-Platz, Haus der Werbung an der Urania (Dorlande-Hochhaus) und Kunstgewerbemuseum in Berlin sowie das Heizhaus der Flakkaserne in Friedrichshafen.



5. Südostecke der Residenz mit der charakteristischen dynamischer Erhöhung der Attika

Komponente übersteigt sie das rein Formale eines Gestaltungsmerkmals. Der freiwillige Bruch der Fläche lässt sich als Ausdruck des anthroposophischen Zeitgeistes lesen, der Gutbrod von seinen Eltern in die Wiege gelegt wurde: »Es war eine besondere Sicht auf die Welt, die ihm damals vermittelt wurde, auf eine Welt, die nicht durch Rivalität und Kampf, sondern durch Verständnis für das Tun der Anderen und seine eigene Mitwirkung in gemeinsamer Absicht zum Besseren hin verändert werden sollte.«⁷

Schwebende Massen sind das zweite zeitgenössische Charakteristikum. An der Deutschen Botschaft Wien treten sie in Form von Dachscheiben auf horizontalen Lichtbändern, Schattenfugen an Decken und Stößen von Gebäudeteilen in Erscheinung. Das Spiel mit der Fuge als semantisches Werkzeug funktioniert sowohl vertikal wie auch horizontal. Eine besondere Rolle spielt auch das bewusst ausgearbeitete Fassadenrelief als plastische Durchgliederung mit Vor- und Rücksprünge. Ganz besonders wichtig für die Wahrnehmung sind die verwendeten Materialien der Fassadenbekleidung und ihre Verankerung. Die schweren Muschelkalkplatten sind als eigenständige Schicht vor die Wand aufgebracht worden und zeichnen sich durch Schattenfugen und bewusste Präsentation der Trennung von Oberfläche und Konstruktion aus.

Der Naturstein als Wandbekleidung verbindet traditionelle Elemente mit neuer Technik oder neuem Material.

Gutbrod war nicht der einzige Architekt der frühen Moderne, der einen utopischen Gesellschaftsanspruch von Architektur als Raum, Rahmen und Katalysator des Fortschrittlichen formulierte. Die traditionelle Komponente ist der Stein, der Persistenz vermittelt, da hochwertige Steine wie Quarzit, Muschelkalk, Fossilienschiefer, Travertin in Würde altern. Betont archaisch wirkt der schuppige Aufbau der Fassade. Im Außenbereich wurde der wertvolle Quarzit bruchrau verbaut, sodass seine Glimmereinschlüsse hinter der Kristallstruktur zurücktreten. Im Innenraum entwickelt der gleiche Stein durch einen Hochglanzschliff die Anmutung kühler, glitzernder Eleganz. Doch die Steinfassade alleine wäre nicht das Beachtenswerte: Es ist die frei schwebende Aufhängung an gewinkelten Stahlprofilen mit Verschraubung ohne Hintermörtelung, die das Moderne vertritt.

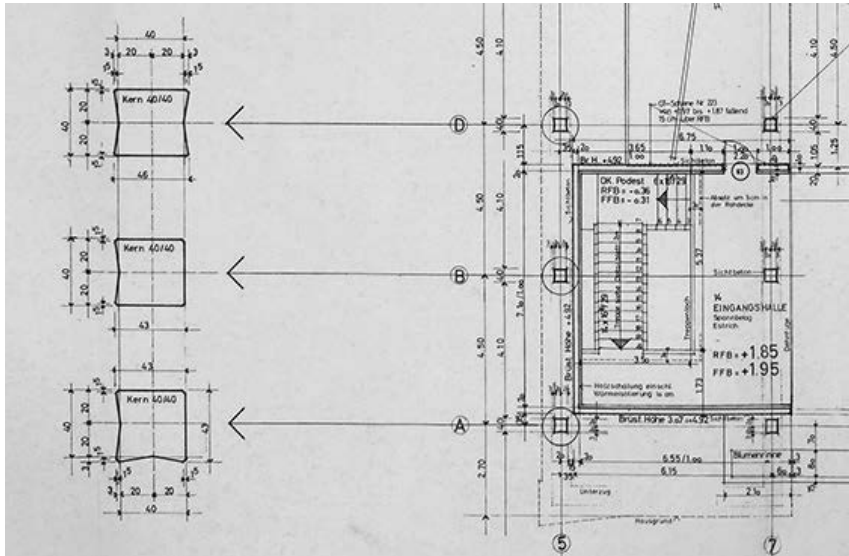
Nicht zu übersehen ist der variantenreiche Einsatz von Beton. Beton galt in den 1960er Jahren als Baustoff der Zukunft. Sichtbetonoberflächen waren die gestalterische Revolution! Der Baustoff wurde nicht mehr hinter Putzschichten versteckt, sondern mit bewusst gestalteten Oberflächen gezeigt. Schräge Schalungen, bewusste Stege zwischen den Schalbrettern und besonders hochwertige Betonqualitäten mit einheitlicher Matrix prägten ein neues Bild. Die eigentliche Revolution jedoch war die Ermöglichung der freien Raumdisposition. Die konstruktive Innovation des Stahlbeton-Skelettbau und die daraus resultierende Trennung von Tragsystem und Hülle befreite die Entwürfe von materiellen Zwängen – keine brandneue Idee, sie setzte sich aber in Europa erst jetzt flächenbrandartig durch. Das tragende Gerüst besteht aus vertikalen Stützen und horizontalen Scheiben. Robert Venturi nennt es die »Zweiteilung zwischen Gehäuse und Fassade, konkreter zwischen Konstruktion und Wandbildner«,⁸ d. h. die Lage der Fassaden und die Binnengliederung reagieren nicht zwangsweise auf das Konstruktionsraster.

Aus dem International Style, der sich bereits zu Beginn der Moderne in den USA⁹ zu entwickeln begann, stammt die Idee der reziproken Durchdringung von Innen- und Außenräumen, die sich insbesondere anhand

7 Werner Durth in: Philipp 2011, 11.

8 Zitat von Robert Venturi in: Klotz 1984, 9.

9 Unter anderem proklamiert von Henry Russel Hitchcock und Philipp Johnson 1932.



6. Ausschnitt aus dem Ausführungsplan von 1962, Detailzeichnung der Stützenkonstruktion von Bauteil II (Plan bezeichnet mit: Bauteil II: Erdgeschoss + 1.85, Originalmaßstab 1:50, datiert 09.08.1962, Architekt Prof. Rolf Gutbrod, Stuttgart, Bauleitung Prof. Georg Lippert, Wien)

von Glasfassaden aufzeigen lässt. Die historischen Vorbilder lassen hier vor allem die Bodenbeläge unter den Fassaden, sozusagen unter dem Vorhang, durchlaufen. Die Fortführung des Bodens von innen nach außen findet sich beim Botschaftsbau wieder. Die Transparenz der Glasfassaden steht abstrakt als Symbol der Demokratie. Konkret ermöglichen die Fassaden, die Nutzung der Gebäudeteile abzulesen. Die Curtain-Wall-Fassaden der Innenhoffassaden der Deutschen Botschaft Wien sind unabhängig von Raumaufteilung und Geschossgliederung, spannen teils über zwei Ebenen. Sie bilden keine axiale Fenstergliederung aus, sondern eine universelle Außenhaut. Scheinbar unregelmäßig, wirkt sie wie ein »tanzendes Raster«¹⁰, das an ein De-Stijl-Gemälde mit spannungsvollen Wechsels von unterschiedlichen Formaten erinnert. Vorgestellt finden sich Sonnenschutzrichtungen »à la brise-soleil«, die den Durchblick noch raffinierter machen.

Das tabellarische Raumbuch erwies sich als geeignetes Medium, um das Gebäude in seiner Gesamtheit abzubilden und eine prägnante Übersicht über alle Materialien

und Gestaltungsweisen der Decken und Böden, Wände und Treppen sowie über Fenstern, Türen und Ausstattung zu gewinnen. Auf dieser Basis konnten die bauzeitlichen Elemente erkannt und kategorisiert werden. So sind z. B. Türen und Fenster präzise auf die Bedeutungsebenen der Räume abgestimmt. Auch die vielschichtige Verwendung einzelner Materialien konnte nachgezeichnet werden, wie im Fall des hochwertigen Quarzits, der bruchrau oder geschliffen jeweils einen eigenen Charakter entwickelt. Nicht zuletzt förderte die systematische Dokumentation auch eine ganze Reihe zeittypischer Details zutage, deren Erfassung zur allgemeinen Erforschung der Bauten der Nachkriegsmoderne beitragen kann. Gutbrods eigenständige entwerferische Semantik setzte er an seinem Botschaftsbau mit besonders viel Symbolkraft ein. Die eingekerbte Südfassade der Kanzlei und die hochgezogene Attikaecke im Südosten der Residenz verkörpern Dynamik, die Glasfassaden Transparenz, die niedrige Einfriedung Offenheit – baulicher Ausdruck dreier Attribute, denen sich die junge Bundesrepublik verpflichtet fühlte.

*Anschrift der Verfasserin:
strebeberk. Architekten GmbH, Reinsburgstraße 95, 70197
Stuttgart*

¹⁰ Klaus Jan Philipp in: Philipp 2011, 89.

Literatur

- Asendorf u. a. 2000: O. Asendorf – W. Voigt – W. Wang (Hg.): Botschaften – 50 Jahre Auslandsbauten der Bundesrepublik Deutschland. Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt 2000 (2000)
- Dongus 1999: M. Dongus: Rolf Gutbrod – Studien über das Leben und Werk des Architekten (Wasmuth Hochschulschriften Architektur Band 1, Dissertation Universität Stuttgart) (1999)
- Hillmann 2011: R. Hillmann: Die Erste Nachkriegsmoderne. Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur 1945–63 (2011) 250–254
- Klotz 1984: H. Klotz: Revision der Moderne, Postmoderne Architektur 1960–1980. Ausstellungskatalog des Deutschen Architekturmuseums 1984 (1984)
- Philipp 2011: K. J. Philipp (Hg.): Rolf Gutbrod, Bauen in den Boomjahren der 1960er (Schriften des Süddeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (saai) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT), hg. von J. J. Böker. Band 2) (2011)

Abbildungsnachweise

Abb. 1–3, 5: strebewerk. 2015; Abb. 4: Lucca Chmel 1965, strebewerk 2015; Abb. 6: Planarchiv Deutsche Botschaft Wien